Widersprechende Fragmente neuerer Philosophen aus ihren Schriften.

aus dem Französischen übersetzt.

Zweeter Theil.

Wittenberg und Zerbst.
Bey Sam. Gottfr. Zimmermann. 1779.

Die Angriffe des Weisen werden nie die Tugend treffen. Sie ist für die Menschen eine Feuersäule, welche sie auf dem Pfade dieses Lebens leiten soll — — Ihre Grundstütze ist oft mit Gesträuchen, Dornbüschen und giftigen Kräutern umgeben. — — Laßt uns daher diese unnützen Gesträuche ausrotten, welche sich um dies erhabene Denkmal ausbreiten.

Versuch über die Vorurtheile.

An
Herrn P -- w in B**.

Ich weiß, daß Sie, mein Werthester, an allem, was die Menschheit interessirt und veredlen kann, nahen Antheil nehmen und selbst von Ihrer Seite in ihrer politischen und schriftstellerischen Laufbahn mit lobenswürdigem Eifer die thätigste Sorgfalt auf Menschenwohl gerichtet seyn lassen. Ich kenne Ihren fürtreflichen Charakter und die edlen Grundsätze ganz, welchen Sie in Ihren Handlungen so treu bleiben und welche allge-

allgemeiner verbreitet und noch mehr befolgt zu sehen — **Ihr** heisser Wunsch ist. Ich kenne auch die aufrichtige Freundschaft in ihrer ganzen Stärke, womit **Sie** mich zu beehren mich nicht unwerth hielten — An diese Vorstellungen wurde ich seit meiner Abwesenheit von **Ihnen** lebhafter als vorher in den Stunden erinnert, da ich mit diesem Theil der **Fragmente** beschäftigt war, den ich itzt dem Publiko übergebe. Die Ermunterungen in denselben zu rechtschaffenen Gesinnungen, zu einem weisen, vernünftiger Wesen würdigen Verhalten, die freimüthigen so richtigen Bemerkungen über Sittenverbesserung und Veredelung des Menschengeschlechts haben so viel ähnliches und übereinstimmendes mit den Gedanken, die **Sie** oft äusserten, wenn sich unsere Unterredungen auf Erziehung, Glück des Bürgers, gesellschaftliche Tugenden

genden und überhaupt auf das Gebiet der Sittenlehre lenkten, oder wenn wir uns von alten und neuen Menschen, von Europäern und Asiaten unterhielten, oder es beklagten, daß die fast allgemeine Verfeinerung der Sitten die gänzliche Verbesserung derselben noch nicht in ihrem Gefolge habe. Das angeführte wird hinläglich seyn, mich bey **Ihnen** zu rechtfertigen, wenn ich der Neigung nicht widerstehen konnte, **Ihnen** eine **Schrift** besonders zuzueignen, welche **Ihnen** nicht unwillkommen seyn muß, da **Sie** die Verbreitung dessen zum Zweck hat, was den Mensch zu seiner wahren Würde erhebt, da sie die Liebe zu verkannten Pflichten wieder aufzuwecken sucht, da sie die erheblichsten Materien einer Wissenschaft entwickelt, deren Verehrer **Sie** sind, und Gesinnungen empfiehlt, mit welchen **Sie** immer sympathi-

pathisirten. Würden **Sie** diese Zuschrift nun noch als ein Zeichen der Hochachtung aufnehmen, die ich gegen die Vorzüge **Ihres** Geistes und Herzens hege, wodurch **Sie** meine ganze Zuneigung gewonnen und fest gegründet haben, so würde meine Absicht bey **Ihnen** völlig erreicht seyn. Dieser zweete Theil, der die Moral umfaßt, enthält freilich kein vollständiges Sittensystem, das dem Menschen in zusammenhängenden Schlüssen die ganze Reihe seiner Pflichten von der größten bis zur kleinsten vordemonstrirte. Denn er stellet das auf, was der Titel verspricht — Fragmente — Aber demohngeachtet herrscht darin die möglichste gute Ordnung, und die Art der Zusammensetzung hat diese Sammlung zu einem wohlgeordne-

ordneten Gantzen gemacht, das über die wichtigsten Angelegenheiten der moralischen Welt fürtrefliche Belehrungen giebt. Das Unterscheidende und Auffallende derselben, was ihr einen eigenen Werth beilegt, ist, daß sie, des Lesens und Wiederlesens würdige, Raisonnements größtentheils aus den Werken berühmter Schriftsteller liefert, die durch eine falsche Philosophie auf Abwege geführt, fast überall wider festgestellte Grundsätze der Tugend deklamirten, und sich doch in den hier ausgehobenen Stellen, untreu gegen ihre Philosophie, dem Ausbruch der natürlichen Empfindungen ihres Herzens überliessen, und mit Wärme, mit hinreissender Beredsamkeit zum Vortheil der Tugend redeten,

 deren

deren vornehmste Stützen sie nieder-
reissen wollten. In diesem Betracht
werden **Sie** dem zweeten Theil der
Fragmente gewiß **Ihre** Aufmerksam-
keit nicht versagen, und demselben
eben so viel Leser wünschen, als der
erste erhalten hat, aber auch durch
dies Blat erinnert werden, oft freund-
schaftlich zu denken an

Ihren

St. den 1sten März
1779.

ergebensten
B*.

Inhalt des zweeten Theils.

Drittes Buch.
Ueber die Moral.

Erstes Kapitel.
Ueber die Unsterblichkeit der Sele.

§. 1. Verschiedene Beweise dieses Lehrsatzes. S. 1
§. 2. Schilderung der elisäischen Felder. . . 15
§. 3. Von der Meinung des Heidenthums über die Vereinigung der Sele und des Körpers. 17
§. 4. Schilderung des jüngsten Gerichts. . 19

Zweites Kapitel.

§. 1. Ueber den Tod, die Hofnung eines andern Lebens und die Eitelkeit der menschlichen Grösse. 21
§. 2. Betrachtungen, welche die Schrecken besiegen können, die der Gedanke des Todes den Tugendhaften verursacht. . 30
§. 3. Die Lasterhaften können an diesen Trost keinen Theil nehmen. . . 39
§. 4. Ermunterung zur Uebung der Tugend. 41

Drittes Kapitel.

Ueber die Unbeständigkeit der erschaffenen Dinge. 45

Viertes Kapitel.
Ueber das Studium der Moral und der Leidenschaften.

§. 1. Stille Beobachtung und Einsamkeit ist bey dem Studio der Moral nöthig. . 48

§. 2. Das Urtheil einer Leidenschaft über die andere. . . . S. 50
§. 3. Die Eigenliebe ist der Grund von den meisten verhaßtesten Gebräuchen. . . 52
§. 4. Vom Zorn. . . . 54

Fünftes Kapitel.

Gedanken über die Wahrheit, über die Liebe zu ihr und die Schwürigkeit, sie zu finden. 56

Sechstes Kapitel.

Vom Interesse.

Unser Vortheil oder unser besonderes Interesse ist der Grund aller unserer Urtheile und die Triebfeder aller unserer Handlungen. 62

Siebentes Kapitel.

Ueber das gesellschaftliche Leben.

§. 1. Von der Unmöglichkeit in den Stand der Wildheit zurück zu kehren. . 70
§. 2. Vom Ursprung und Fortgang der Wissenschaften und Künste. . . . 72
§. 3. Schilderung eines Wilden. . 73
§. 4. Ueber den Nutzen des gesellschaftlichen Lebens. 75
§. 5. Vorzug dieses Standes vor dem Stande der Wildheit. . . 76
§. 6. Ermunterung zur Beibehaltung des gesellschaftlichen Lebens, und zum weisen Verhalten in demselben. . . . 80
§. 7. Eine treue Schilderung des gesellschaftlichen Lebens. . . . 82
§. 8. Nachsicht ist in dem gesellschaftlichen Leben nöthig. . . . 85

Achtes Kapitel.

Ueber die eheliche Gesellschaft.

§. 1. Obliegenheiten eines jeden Gliedes dieser Gesellschaft. 87

§. 2.

§. 2. Kann ein Mann von aufgeklärtem Verstande eine Frau heirathen, die keinen geübten oder keinen weitsehenden Verstand hat? 89
§. 3. Darf man ein sehr schönes Frauenzimmer aufsuchen? : : 92
§. 4. Mittel wider den Kaltsinn im Ehestande. 94
§. 5. Was wird zur Beförderung einer glücklichen Ehe erfodert? : : : 95
§. 6. Schilderung einer tugendhaften Hausfrau 97
§. 7. Warum das Frauenzimmer eingezogen leben muß : : : 99
§. 8. Der Mann muß in seinem Hause die Herrschaft haben. : : 100

Neuntes Kapitel

Ueber das Frauenzimmer.

§. 1. Von der schlechten Erziehung derselben. 102
§. 2. Ueber die Unvorsichtigkeit der Eltern, die ihre Kinder verheirathen, ohne auf die Neigungen derselben Rücksicht zu nehmen. 105
§. 3. Der Ehebruch ist oft eine Frucht der schlechten Erziehung, die man Frauenzimmern giebt. : : : 107
§. 4. Ueber die Gefahren, welche die Tugend junger Mädgen vom niedrigen Stande drohen — und über den Kummer, den sich Frauenzimmer von vornehmen Stande bereiten, wenn sie keine gute Erziehung erhalten haben. 110
§. 5. Traurige Würkungen der Schauspiele auf das Herz des schönen Geschlechts. : 113
§. 6. Eine rührende Ermunterung zur Tugend für Frauenzimmer. : : 118

Zehntes Kapitel.

Ueber die Pflichten der Väter und Mütter.

§. 1. Von dem Nachtheil, der aus der Nachlässigkeit einer Mutter entsteht, die ihr Kind nicht selbst zu säugen würdigt, oder es weichlich erzieht. S. 120
§. 2. Von den Vortheilen, die in dem Reiche der Sitten daraus entstehen würden, wenn die Mütter ihren Obliegenheiten genau nachlebten. 124
§. 3. Pflichten der Väter. 116

Eilftes Kapitel.
Von der Erziehung.

§. 1. Von dem Zweck einer guten Erziehung und den Fehlern der gewöhnlichen Erziehung. 128
§. 2. Bemerkungen über die spartanische Erziehung. 130
§. 3. Die Quelle und die Folgen einer schlechten Erziehung. 131
§. 4. Plan einer guten Erziehung — Ermunterung an Väter, ihn zu befolgen. 133
§. 5. Ein auffallendes Beispiel von Gedult und Mässigung eines Hofmeisters, der ein eigensinniges und verdorbenes Kind zu erziehen hatte. 136

Zwölftes Kapitel.
Von den gesellschaftlichen Tugenden.

§. 1. Von der Nachsicht. 148
§. 2. Ueber die Gefälligkeit und Sanftmuth 150
§. 3. Ueber die Empfindlichkeit. 152

Dreizehntes Kapitel.
Von der Achtung, vom Gewissen und von der Ehre.

§. 1. Quellen der Achtung. 158

§. 2.

§. 2. Ein tugendhafter Mann ist an allen Orten achtungswürdig und die Ursachen davon. ; ; ; ; S. 159
§. 3. Worin besteht das Gewissen? ; 163
§. 4. Worin besteht die wahre Ehre? Sie besteht weder in der Ahndung einer besondern Beleidigung, noch in den seltsamen Begriffen, welche sich einige gesittete Nationen davon machen. ; ; 164
§. 5. Ein Mittel, sich selbst richtig zu beurtheilen. ; ; ; 169

Vierzehntes Kapitel.

Von der Glückseligkeit des irdischen Lebens.

§. 1. Schilderung des irrdischen Lebens in Ansehung seiner guten und schlimmen Seite. 172
§. 2. Das Bild eines rechtschaffenen Mannes, dessen Herz frühzeitig gebildet worden — und der Genuß seiner Freuden. ; 177
§. 3. Man findet oft glückliche Menschen. 180
§. 4. Ein ununterbrochenes Glück ist auf der Erde unmöglich. ; ; 182
§. 5. Die Quelle der Unzufriedenheit der meisten Menschen. ; ; 185
§. 6. Von den Uebeln, welche aus der Gesellschaft entspringen, und das Glück einzelner Personen hindern. ; ; 186

Funfzehntes Kapitel.

Philosophische Betrachtungen über die Werkzeuge der Glückseligkeit.

§. 1. Welches sind die Werkzeuge der Glückseligkeit? ; ; ; 188
§. 2. Vom Vergnügen und Schmerz des Körpers. ; ; ; 192
§. 3. Die Quelle des Vergnügens der Sele findet

man in der Uebung der Gerechtigkeit und in der Entdeckung der Wahrheit. S. 195

Sechszehntes Kapitel.

Von der häuslichen Glückseligkeit oder dem Glück des Privatlebens.

§. 1. Die allgemeine Verdorbenheit rechtfertigt die besondern Unordnungen nicht. 197
§. 2. Schilderung der ehelichen Glückseligkeit — welche Personen werden sie empfinden? 200
§. 3. Von den Früchten, welche die Eltern im Alter von der Sorgfalt einerndten, welche sie auf die Erziehung ihrer Kinder wenden. 204
§. 4. Von den Vortheilen der Eintracht, welche in den Familien herrscht? 207
§. 5. Von den Ursachen, warum Freunde so selten sind. 208
§. 6. Wer ist ein wahrer Freund? 212
§. 7. Verhalten des vernünftigen Reichen gegen seine Untergebene und Bediente. 214
§. 8. Von dem Vergnügen, das mit dem Geschmack am Studiren verbunden ist. 216

Siebenzehntes Kapitel.

Schilderung der Welt. 219

Achtzehntes Kapitel.

§. 1. Vom guten Ton in Gesellschaften. 223
§. 2. Von der guten Lebensart. 228

Neunzehntes Kapitel.

Die Abendgesellschaft im Jahr 2440. 234

Inhalt.

Zwanzigstes Kapitel.

Sammlung von Charakteren und Schilderungen.

§. 1. Die Weiber. . . S. 252
§. 2. Der sich von der Welt Entfernte. . 273
§. 3. Weibliche Charaktere. . 274
§. 4. Der Geitzige. . . 276
§. 5. Der Schuldner. . . 279
§. 6. Der Faule. . . 283
§. 7. Die glücklichen Eheleute. . 285
§. 8. Der durch Unmässigkeit Verwilderte. 290
§. 9. Die Gerichtsperson. . . 291

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Vom Zweikampf.

§. 1. Die Wuth des Zweikampfs verräth eine feige Sele . . . 294
§. 2. Untersuchung des Vorurtheils, welches die Hände des Duellisten bewafnet. 297
§. 3. Alte und neue Beispiele, welche die Neigung zum Duell verdammen. . . 299
§. 4. Was man von einem Menschen denken muß, der sich oft duellirt. . . 303

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Ueber den Selbstmord. . 305

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Ueber den Luxus.

§. 1. Von der Quelle und dem Fortgang des Luxus. . . . 308

§. 2.

§. 2. Der Luxus ist oft eine Frucht des Müssiggangs. S. 313
§. 3. Von dem Vergnügen, das aus einer anständigen Beschäftigung entspringt. 316
§. 4. Prüfung einiger Gründe, mit welchen man den Luxus vertheidigen will. 318
§. 5. Würkung des Luxus auf die Denkungsart einer Nation. 319
§. 6. Der Luxus schadet der Bevölkerung. 323
§. 7. Der Luxus schadet dem Kriegswesen. 326
§. 8. Der Luxus schwächt und verzärtelt die Sele. 328
§. 9. Der Luxus erstickt die guten Sitten. 330
§. 10. Vom Einfluß des Luxus auf Wissenschaften und Künste. 333
§. 11. Der Luxus hat oft die mächtigsten Staaten in Verfall gebracht. 335

Vier und Zwanzigstes Kapitel.

Von der Verehrung des Alterthums.

§. 1. Von der Achtung der Völker gegen alte Gebräuche. 336
§. 2. Vom Vorurtheil für Geburt. 338
§. 3. Vom Vorurtheil für den Militärstand. 341
§. 4. Vom Vorurtheil der Ehre. 343
§. 5. Von der Quelle der Abneigung des Adels gegen Künste und Wissenschaften. 344
§. 6. Beschluß. 347

Philo-

Philosophische Widersprüche.

Drittes Buch.
Ueber die Moral.

Erstes Kapitel.
Ueber die Unsterblichkeit der Sele.

§. 1.
Verschiedene Beweise dieses Lehrsatzes.

*Wenn ich über die Natur des Menschen nachdenke, so entdecke ich in ihm zween verschiedene Grundtriebe, von welchen ihn der eine zum Studium iener ewigen Warheiten, zur Liebe

* J. J. Rousseau.

Liebe der Gerechtigkeit und der fürtreflichen Sittenlehre, in die Gegenden der intellektuellen Welt erhebt, deren Betrachtung das Vergnügen des Weisen ausmacht — und der andere ihn wieder zu sich selbst herabführt, ihn der Herrschaft der Sinne, den Leidenschaften, die ihre Diener sind, unterwirft und durch sie allen dem entgegen arbeitet, was ihm die Empfindung des ersten einflößt. Wenn ich mich durch diese beiden sich entgegengesetzten Bewegungen dahingerissen und besiegt fühle, so sage ich zu mir selbst: Nein! der Mensch bestehet nicht aus einem einförmigen Ganzen. Ich will und will nicht — ich empfinde es, daß ich zugleich ein Sklave und auch frey bin. Ich sehe das Gute ein, ich liebe es und thue doch das Böse. Ich bin geschäftig, wenn ich die Vernunft anhöre und verhalte mich leidend, wenn mich meine Leidenschaften fortreissen — und wenn ich unterliege, so ist meine größte Quaal, daß ich einsehe: ich hätte widerstehen können.

Wenn es eine dem Menschen natürliche Empfindung ist, seine Erhaltung allen übrigen vorzuziehen — und wenn dem ohngeachtet dunkles Gefühl von Gerechtigkeit dem menschlichen Herzen angebohren ist — so hebe derienige, der den Menschen zu einem ein-

einfachen Wesen macht, diese Widersprüche, und ich werde sogleich nur eine Substanz anerkennen. Ich darf nicht erst, so sehr es auch Locke einschärft, die Materie als ausgedehnt und theilbar erkennen, um mich zu überzeugen, daß sie nicht denken kann — und wenn mir ein Philosoph sagen würde, daß die Bäume empfinden und die Felsen denken, so mag er mich immerhin mit seinen feinen Vernunftschlüssen in Verlegenheit bringen. Ich werde ihn doch nur als einen unredlichen Sophisten ansehen, der den Steinen lieber Empfindung geben, als dem Menschen eine Sele zugestehen will.

Wir wollen uns einmal einen Tauben vorstellen, der die Würklichkeit der Töne leugnet, weil sie sein Ohr nie erschüttert haben. Ich lege ihm nur ein Instrument mit Saiten vor seinen Augen, das ich durch ein anderes verborgenes Instrument spielen lasse; der Taube siehet die Saiten zittern und ich sage ihm: dies ist eine Würkung des Tons — Nein! wird er antworten: Die Ursach von dem Zittern der Saite liegt in ihr selbst. Dies Zittern ist eine allen Körpern gemeine Eigenschaft. Zeige mir doch, erwiedere ich, dies Zittern in andern Körpern,

 oder

oder wenigstens die Ursach desselben in dieser Saite. Das kann ich nicht, antwortet der Taube; allein, weil ich nicht begreife, wie diese Saite zittert, warum soll ich es durch eure Töne erklären, wovon ich nicht den geringsten Begrif habe? das heißt, eine dunkele Sache durch eine noch dunkelere Ursach erklären. Entweder machet mir eure Töne begreiflich, oder ich leugne sie. Je mehr ich über das Denken und die Natur des menschlichen Geistes Ueberlegungen anstelle, ie mehr Aehnlichkeit finde ich zwischen dem Geschwätz der Materialisten und dieses Tauben. Sie sind in der That gegen die innere Stimme taub, welche ihnen mit einem Ton zuruft, der unmöglich verhört werden kann: Eine Maschine denkt nicht. Es ist weder Bewegung, noch Gestalt, welche Gedanken hervorbringt. Es ist etwas in dir, das die Bande zu zerreissen sucht, die es zusammen halten. Der Raum ist kein Maasstab für dich. Die ganze Welt ist für dich nicht groß genug. Deine Gedanken, deine Begierden, deine Unruhe und selbst dein Stolz haben einen andern Ursprung als der enge Körper, in dem du dich gefesselt fühlst.

Wenn die Sele aus keiner Materie besteht, so kann sie den Körper überleben und

und wenn sie ihn überlebt, so ist die Vorsehung gerechtfertigt. Wann ich auch keinen andern Beweis von der Immaterialität der Sele hätte als den Triumph des Gottlosen und die Unterdrückung des Rechtschaffenen in dieser Welt, so würde ich schon deswegen daran zweifeln. Ein so auffallender Miston in der allgemeinen Harmonie würde mich geschäftig machen, die Ursach desselben aufzusuchen. Ich würde zu mir selbst sagen: mit dem Leben hört nicht alles für uns zu seyn auf — im Tode gehet alles wieder in seine Ordnung zurück. Ich würde in der That verlegen seyn, wenn ich mich selbst fragte: wo ist der Mensch, wenn alles, in die Sinne fallende, seines Wesens zerstört wird? Allein, diese Frage hat für mich keine Schwürigkeiten mehr, sobald ich zwo Substanzen an ihm erkannt habe. Es ist deutlich einzusehen, daß, wenn ich bey dem Leben des Körpers nur durch die Sinne Vorstellungen erhalte, meiner Beobachtung das entgehen muß, was nicht in ihrem Gebiet liegt. Wann das Vereinigungsband des Leibes und der Sele zerrissen wird, so begreife ich, daß iener aufgelöst und diese erhalten werden kann. Warum sollte die Zerstörung des einen Theils die Zerstörung des andern nach sich ziehen? Ich behaupte vielmehr das Gegentheil — als Wesen von so verschie-

dener Natur waren sie durch ihre Vereinigung in einem gewaltsamen Zustand — Hört nun diese Vereinigung auf, so gehen sie in ihren natürlichen Zustand zurück. Die thätige und lebende Substanz erhält alle die Kraft wieder, die sie anwendete, die leidende und todte Substanz in Bewegung zu setzen. Ach! zu sehr merke ich es an meinen Lastern, daß der Mensch während seines Lebens nur halb lebt und daß das Leben der Sele mit dem Tode des Körpers erst anfängt.

Ich begreife wohl, wie sich der Körper aufreiben und durch die Trennung der Theile zerstört werden kann; allein eine ähnliche Zerstörung in dem denkenden Wesen begreife ich nicht und da ich keinen Begrif davon habe, wie es sterben kann, so vermuthe ich, daß es nicht stirbt. Weil mich diese Vermuthung tröstet und nichts unvernünftiges in sich schließt — warum sollte ich mich scheuen, sie bey mir zu unterhalten? Ich fühle meine Sele — ich erkenne sie durchs Empfinden und denken — — ich weiß, daß sie würklich da ist, ohne daß ich weiß, wie sie beschaffen ist — ich kann von Begriffen nicht urtheilen, die mir unbekannt sind. Ich weiß gewiß, daß die Identität meines Ichs nur durchs Gedächtniß fortdauert, und daß ich, wenn ich würklich derselbe seyn will, mich erin-

erinnern muß, vorher gewesen zu seyn. Ich kann mich nach meinem Tode nicht erinnern, was ich während meines Lebens gewesen bin, ohne mich zu erinnern, was ich empfunden, folglich gethan habe, und ich glaube, daß diese Erinnerung einmal die Glückseligkeit der Frommen und die Quaal der Gottlosen ausmachen wird. Hier in der Welt ersticken tausend hitzige Leidenschaften das innere Gefühl und verscheuchen die Gewissensbisse. Die Erniedrigung, das Unglück, das die Ausübung der Tugend nach sich ziehet, verhindern, daß man alle ihre Reitze empfindet. Allein, wenn wir von den Täuschungen unserer Körper und Sinne befreiet, uns der Betrachtung des höchsten Wesens und der ewigen Wahrheiten, deren Quelle er ist, überlassen werden — wenn die Schönheit der Ordnung alle Kräfte unserer Sele rühren wird, und wir blos damit beschäftiget seyn werden, das, was wir gethan haben, mit dem, was wir hätten thun sollen, zu vergleichen — alsdann wird die Stimme des Gewissens ihre Kraft und ihre Herrschaft wieder erhalten — alsdann werden die reine Wollust, die aus der Zufriedenheit mit uns selbst entsteht, und das bittere Misvergnügen, daß man sich so sehr erniedrigt hat, durch unaufhörliche Empfindungen das

 Schick-

Schicksal, das sich ein ieder wird zubereitet haben, von einander unterscheiden.

Je mehr ich in mich selbst zurückgehe, ie mehr Ueberlegungen stelle ich an und ie mehr lese ich diese Worte in meiner Sele geschrieben: **Sey rechtschaffen und dann wirst du glücklich seyn.** Und doch trift dies nicht ein, wenn man auf den gegenwärtigen Zustand der Welt Rücksicht nimmt. Der Lasterhafte ist glücklich und der Tugendhafte bleibt im Staube — Man sehe auch, welcher Unwille in uns entflammt wird, wenn wir in dieser Erwartung betrogen werden! Das Gewissen empört sich und murret wider seinen Schöpfer — es schreiet mit Seufzen zu ihm: **Du hast mich betrogen.** Ich habe dich betrogen, Verwegener! Wer hat dir das gesagt? Ist deine Sele zernichtet? Hast du aufgehört zu seyn? O Brutus! o mein Sohn! entehre dein edles Leben nicht im Todeskampf — laß deine Hofnung und deinen Ruhm nicht mit deinem Körper in dem philippischen Schlachtfelde. Warum sagest du: die Tugend ist ein leerer Name, wann du die Belohnung der Deinigen geniessen sollst? Du sollst nun sterben — denkst du? Nein! Du sollst fortleben und alsdann werde ich alles halten, was ich dir versprochen habe.

Mit

* Mit den metaphysischen Beweisen von der Unsterblichkeit der Sele vereinigen sich noch so starke Vermuthungen, daß sie unserm Gefühl unmöglich entgehen können. Woher rührt, überlegt es doch, die geheime und allgemeine Empfindung unserer eigenen Würde, welche die Ehre sowohl als den Schimpf erzeugt? Woher rührt die starke Wißbegierde, die unbegränzte Begierde, glücklich zu seyn, welche auf der Welt nicht befriedigen kann? Die Natur würde uns ein sehr trauriges Geschenk mit derselben gemacht haben, wenn sie nur zu unserer Quaal vorhanden wäre. Ist nicht vielmehr das Unendliche für uns erschaffen und ist nicht der Stand des Zwangs, in dem wir uns während unseres Lebens befinden, der Zugang zu demselben?

Die Natur des Menschen ist wegen seiner Irrthümer und Leiden sehr verschrieen. Allein, diese hören auf, ein Uebel zu seyn, wenn sie mit Vergnügen verbunden sind, und oft trozt ihnen der Mensch, wenn es auch nur deswegen geschiehet, um die Ehre zu haben, sie zu überwinden. Ein unruhiges Leben scheint ihm einer unthätigen Ruhe vorzuzie-

* Der Deismus, ein philosophischer Versuch.

zuziehen zu seyn, weil er in Bewegung seyn muß und ieder Eindruck für ihn gut ist, der ihn sein Daseyn lebhafter empfinden läßt — gleich einer Flamme, welche durch den Hauch der Luft unterhalten wird.

Der Mensch ist so groß, daß seine Irrthümer sogar das Gepräge seines Adels und seiner Grösse an sich haben. Seine Thorheiten sind Verbindungen der Begriffe. Ihre Menge ist nur oft Schuld, daß er sie nicht gehörig ordnet und oft hat der Würkungskreis des größten Irrgeistes den weitesten Umfang. Wenn sich zween Wanderer in einer Wüste verirret haben, so bleibt der trägeste unter einem Baum sitzen, wenn der andere geschäftiger die Felsen ersteigt, sich durch das dichte Laub durcharbeitet und ganz ausser Athem in ein Labyrinth geräth, wo er bleiben muß — noch verlegener als vorher. So verirren sich die besten Köpfe, wenn sie unsichern Wegen, welche der schwache Pöbel nicht betreten kann, zu weit folgen.

Die Gedanken sind die Nahrung der Sele. Sie kann nicht zu viel umfassen. Sie identifizirt sich oft durch die Gedanken mit den Gegenständen, welche sie umgeben, und dehnt dadurch ihr Leben in gewisser Absicht bis auf die leblosen Gegenstände aus.

Das Kind und der Dichter verwandeln sich in Sterne, in Berge u. s. w. Sie lassen den Zephyr seufzen, die Fibern der Eiche Empfindungen äussern und das Herz der Felsen schlagen. Nichts endliches sättigt die gränzenlosen Begierden des Menschen, oder ermüdet die Thätigkeit seiner Vernunft. Nicht thörichter Stolz dehnt seine Hofnungen weiter, als auf den Gegenstand aus, den er in Besitz hat, sondern der Anblick eines grossen Erbtheils, das ihm zugehört und darauf er seine Ansprüche erneuert. Ich kann mir nicht vorstellen, daß wir alle nach einem Ziel streben, das wir nie erreichen sollen. Ich kann nicht glauben, daß Gott etwas umsonst schaffe. Soll ich also sagen, daß er geschaffen hat und beständig wieder zernichtet, als ob ihn sein Werk in iedem Augenblick reuete?

Die stolzesten Tadler der Menschheit glauben unsere Hofnung zu vereiteln, wenn sie uns beständig unsere Unwissenheit und unsere Schwachheiten vorwerfen. Wir sind in ihren Augen zu unerheblich, als daß wir ewig zu seyn verdienen sollten. Sie halten uns für zu glücklich, wenn wir die Raupe und den Wurm überleben sollten. Aber ich werde es noch oft sagen — Dies Elend, das mit den Spuren der Grösse kontrastirt, muß unsern Muth mehr erheben als niederschla-

schlagen. Ein würklich niedriges Geschöpf bleibt fast ohne Bewegung im Morast liegen, hat voll Verzagtheit Gefallen an seinem giftigen Aufenthalt und hat weder seine Gedanken, noch seine Wünsche iemals ausser seinem schmutzigen Wohnsitze. Eine solche Bewandtniß hat es mit dem Menschen nicht. Bey ihm machen Niedrigkeit und Hoheit einen beständigen Kontrast. Er ist in Ansehung seiner Gedanken eingeschränkt — aber desto weiter erstrecken sich seine Neigungen. Er mißt die Welt und verkennet sich selbst — Er umfaßt die ganze Reihe der Jahrhunderte und er verschwindet selbst schneller, als der Blitz — Er denkt sich das Bild der ganzen Welt und ist doch nur ein Sonnenstäubchen. Aber bey diesen sich ganz entgegen stehenden Kräften, davon einige seine Blicke in die Höhe richten und andere ihn bis zur Erde beugen, sehe ich daß iene unzerstörbar und diese zufällig und veränderlich sind. Das auf diese Weise getheilte Leben ist also ein Zustand des Zwangs — es ist ein kurzes Gefängniß, das uns verhindert, so geschwind als es die Sele wünscht, zum Ziel zu gelangen.

Endlich sehe ich Lasterhafte im Schooß des Glücks und Rechtschaffene in der empfindlichsten Bedrängniß; und wenn gleich die

die Tugend im Ganzen ihre Belohnung und ihre Stärke bey sich führt, so giebt es doch so harte, so auffallende Ausnahmen, daß das Räthsel ohne ein zukünftiges Leben unauflöslich wird. Die Güte Gottes kommt mit seiner Weisheit in Widerspruch und die Tugend ist nichts anders als ein Fallstrick, ein Irrlicht, das den unvorsichtigen Wanderer in eine Grube lockt. Ist es vernünftig, die Tugend zu verehren, wenn sie Schmerz und Zernichtung in ihrem Gefolge hat? Bey der Hofnung eines andern Lebens kann ich der Wuth der Lasterhaften und dem Eigensinn des Glücks trotzen. Ohne sie macht mich der Gedanke an eine gänzliche und ewige Zerstörung muthlos und zerrüttet mich.

Wenn ich einen zärtlichen Freund in der schrecklichen Einöde, dahin ich verwiesen wäre, bey mir hätte — so würde seine Zärtlichkeit meine wilde Traurigkeit besänftigen und bey ihm würde ich die Reitze des vorher bewohnten Landes vergessen. Aber gesetzt ich fände ihn am Fusse eines Hügels ausgestreckt — entseelt — Seine Arme, fühllos gegen meine Liebkosungen, fielen kalt wieder zurück — sein brauner Mund schlösse sich auf immer, und seine Augen drückten nichts anders als die ewige Gleichgültigkeit des Todes aus! — Was würde bey diesem

sem iammervollen Anblick aus mir werden? Vor wem sollte ich meine Thränen und meine Seufzer ausschütten? Wälder und Berge würde ich mit meinem Geschrey ermüden — die gegen meine Seufzer taube Natur verfluchen und durch ihre Unempfindlichkeit meinen Schmerz steigen sehen.

Dergleichen Auftritte sind verzweiflungsvoll für den Materialisten, der blos seinen Untergang fühlt, ohne weder die Schadloshaltung noch die Rückkehr des verlohrnen Gegenstandes vorher zu sehen. Sie sind schmerzhaft, aber von kurzer Dauer für denienigen, der sich auf die göttliche Güte verläßt. Wir sind nicht den hinfälligen Blumen gleich, die nur einen Augenblick blühen, hernach verwelken und sogleich wieder zu Staub werden. Sollte die höchste Güte mit einem Gut geitzig seyn, das sie uns geben kann, und darnach sie in uns Verlangen und Hofnung unterhält? Wir leben auf der Erde, um uns dieser Gunst würdig zu machen und — nachdem wir Gott durch unsere Liebe zur Ordnung und Ausübung der Tugend, deren größtes Muster er ist, nachgeahmt haben — sollen wir ihm auch im Genuß seiner Seligkeit ähnlich werden.

Wo ist der Feige, der bey diesen tröstlichen und heiligen Lehren den Tod noch fürchten könnte? Der Tod ist keine Zerrüttung mehr — keine Veränderung von ungewissen Folgen. Er ist die Zerstreuung der Träume, die uns täuschen, der Glanz der Sonne, der die Schatten der Nacht vertreibt, das Erwachen eines Kindes, das im Schoos seiner Mutter schlummerte.

§. 2.

Schilderung der elisäischen Felder.

Es ist kein System, das die erhitzte Einbildungskraft der heidnischen Dichter über die besondern Umstände des zukünftigen Lebens nicht sollte ausgedacht haben. Wann wir einige werden erzählt haben, so werden wir am besten im Stande seyn, den Schluß daraus zu machen, daß das Licht des Evangeliums allein über diesen wesentlichen und allen Religionen gemeinschaftlichen Lehrsatz die reinste Klarheit hat verbreiten können, welche in dem höchsten Vergelter Absichten zeigt, die seiner Maiestät und Güte würdig und — fähig sind, die gränzenlosen Wünsche des menschlichen Herzens zu befriedigen.

Diese Einbildungskraft der Dichter hat für die Lasterhaften in den Eingeweiden der

Erde

Erde finstere Gewölbe ausgehöhlt, die Hölle sogar in die Sonne versetzt und behauptet, daß dieser wohlthätige Stern, der Licht und Leben verbreitet, das Reich des Todes und der Finsterniß in sich schliessen sollte. Man hat auch geglaubt, daß die abgeschiedenen Selen in dem Luftkreis zerstreuet, einige von den Sonnenstralen durchdrungen wären, die übrigen in dem weiten Raum der Luft herumflatterten und dem Eigensinn des Windes folgen müßten.

— — Aliae panduntur inanes
Suspensae ad ventos; aliis sub gurgite vasto
Infectum eluitur scelus aut exuritur igni.

Die Theologie der Griechen hatte die Selen der Helden auf die glücklichen Inseln im atlantischen Weltmeere versetzt. Hier kennet man zu allen Jahreszeiten nichts als Frühling und Herbst. Der biegsame Weinstock windet hier seine Reben um den Pomeranzenbaum und lässet seine blauen Trauben neben den goldenen Aepfeln hängen. Hier breiten dichte Wälder angenehme Schatten über die Bäche aus, in welchen sich ihre Wurzeln baden. Die von den Satyrn verfolgten Nymphen schöpfen an dem Ufer des Wassers wieder Luft, spiegeln sich in denselben und bringen ihre fliegenden Haarlocken

wie-

wieder in Ordnung. Ein dichter Moos schlängelt sich in das blumenreiche Ufer der Seen und die Bäume betrachten in denselben schweigend ihre krummen, mit Laub bedeckten Aerme. Wenn sich ein Vogel badet und den flüssigen Spiegel in Bewegung setzt, so siehet man in demselben die Eichen zittern und die Gipfel der Felsen wanken. Oft vergnügen sich die Helden an dem Ufer, wo eine tobende Welle vor ihren Füssen mit Geräusch erstirbt. Sie bewundern die dichten Höhlen und wecken die schlummernden Delphinen auf, die dann blindlings in das schäumende Wasser springen. Zu einer andern Zeit halten sie sich auf einem Felsen auf, der abschössig nach dem Meere zugehet, und die Nereiden in Rosenbüschen versteckt schmachten nach Liebe, wenn sie ihr in den Wellen abgedrucktes Bildniß betrachten.

§. 3.

Von der Meinung des Heidenthums über die Vereinigung der Sele und des Körpers.

Wenn gleich das Heidenthum die Unsterblichkeit der Sele und das Daseyn der elisäischen Felder und der Hölle anerkannt hat, so war es doch sehr in Verlegenheit, die

die Art der Vereinigung der beiden Substanzen, aus welchen der Mensch besteht, zu erklären. Warum, sagte man, und wie hat Gott gewollt, daß die Sele und der Körper vereinigt seyn sollten? und man hörte sie ausrufen:

Quid magis inter se disjunctum, discrepitansque,
Quam mortale quod est, immortali atque perenni
Junctum in concilio saevas tolerare procellas?

Bey dieser Schwürigkeit verfielen die Alten auf Meinungen, welche die wunderlichsten Folgen hervorbrachten. Ihrer Meinung nach war die Sele nichts anders als ein aufgelöseter Hauch, der wie das geringste Sonnenstäubchen der Gewalt der physischen Gesetze unterworfen war. Die Götter hatten eben sowohl einen Ursprung als die Welt, und giengen mit ihr aus dem Schoos des Chaos hervor. Die Selen der Verstorbenen irreten um die Gräber herum und beseufzten entweder ihre alte Wohnung, oder wurden durch die Ausdünstungen des todten Körpers dahin gezogen. Ich vermuthe, daß der Gebrauch, die Körper zu verbrennen, die Absicht hatte, die abgeschiedenen Selen dadurch aus ihrem Gefängniß zu befreien, daß man den Grund ihrer Gefangenschaft zerstörte. Oft

glaub-

glaubte der in der Nacht sich verirrte Wanderer die umher irrenden Schatten um sich zu erblicken und oft bildete er sich ein, Seufzen und Wehklagen unterscheiden zu können, obgleich das staunende Auge nichts um sich her sahe. Oft glaubte man ein Kriegsgeschrey auf einem Schlachtfelde zu hören – und das vorher eingenommene Auge glaubte das Pfeiffen der Pfeile, das Geräusch der schnellen Wendungen und den Ton der Trompeten, der mitten durch das Kriegsgeschrey durchdrang, zu hören. Dies Geräusch wurde lange Zeit auf dem marathonischen sowohl, als pharsalischen Schlachtfelde gehört. Man wollte sogar das Wiehern der Pferde unterschieden haben, woraus sichtbar ist, daß man sich die Sele als nach dem Tode fortdaurend vorstellte.

Man bildete sich ohne Zweifel ein, daß so feine Wesen den Glanz der Sonne nicht ertragen und nur des Nachts gesehen werden könnten. Man schrieb dem Dampf des Rauchwerks die Kraft zu, daß er sie stark angreife, und hielt ihn für ein Zaubermittel sie zu citiren oder wegzubannen.

§. 4.

Schilderung des jüngsten Gerichts.

Bey der Verlassung des Lebens werden die Selen bis zum Tag des Gerichts zur Ver-

wahrung aufbehalten. Während dieser Zeit gehen ganze Menschenalter unter und folgen einander nach. Die Bestandtheile der verstorbenen Körper werden zerstreuet und gehen neue Verbindungen ein. Aber sie werden auch hier bald wieder getrennt und bekommen die Freiheit wieder, in ihren ersten Zustand zurück zu kehren. Kommt endlich der entscheidende Augenblick, wo die sinkende Natur die Annäherung ihres Untergangs verkündigt, so zeugen ihre geschwächte Kräfte keine Körper mehr, und es entstehen die schrecklichsten Erscheinungen. Die anziehende Kraft, welche die Bewegungen der himmlischen Körper in Ordnung erhielt, fängt an nachzulassen; die Sterne gehen aus ihrem Geleise und fallen in die Tiefe herab; die ermüdete Sonne breitet ihr Licht nicht mehr aus; der Mond, den sie verläßt, wird auf immer verfinstert und erschüttert die Masse des Meers durch seine anziehende Kraft nicht mehr. Das Wasser bleibt stehen, wird faul und bringt Seuchen hervor. Der Tod macht in kurzen Augenblicken die Oberfläche der Erde leer, und läßt nichts als einen dürren und verwüsteten Boden zurück.

Alle Schutzengel, alle himmlische Geister gesellen sich mit einem furchtsamen Erstaunen zusammen, und stehen in banger Er-

wartung, bis die Selen, durch die Stimme des Allmächtigen erweckt, aus den finstern Grüften der Erde, welche sie nicht mehr fassen kann, erlöst werden und in die Körper zurückgehen, die sie vorher bewohnt hatten. Wenn sie ihre Organe wieder erhalten, so erhalten sie auch das Bewustseyn ihrer Handlungen wieder und erwarten mit Zittern ihr Urtheil. Dies göttliche Gericht wird im Angesicht der ganzen Welt gehalten. Die Guten erheben sich mit den Engeln in die glänzenden Gegenden des Himmels und die Bösen bleiben in dem Abgrund des ewigen Zorns bewahret.

Der Gedanke an eine Auferstehung ist also ein grosser und rührender Gedanke und schließt keine Unmöglichkeit in sich.

Zweites Kapitel.

§. 1.

Ueber den Tod, die Hofnung eines andern Lebens und die Eitelkeit der menschlichen Grösse.

*Ich bewohne ein kleines Landhaus, das nicht wenig zu meinem Glück beiträgt. Es

* Das Jahr 1440.

Es hat zwo verschiedene Aussichten. Die eine gehet nach fruchtbaren Ebenen, wo das köstliche Getreide, das die Menschen nährt, wächst. Die andre ist eingeschränkter und stellt den letzten Zufluchtsort des menschlichen Geschlechts dar — das Ziel, wo der Stolz aufhört — den engen Raum, wo die Hand des Todes ihre friedfertigen Schlachtopfer auf eine gleiche Art verscharret. Der Anblick dieses Kirchhofs erzeugt nicht etwan iene Schüchternheit — die Tochter des pöbelhaften Schreckens — in mir, sondern er erregt vielmehr weise und nützliche Betrachtungen in meinem Herzen. Hier höre ich nicht mehr das Geräusch der Städte, das die Sele betäubt. Blos in der Gesellschaft der erhabenen Schwermuth bin ich voll von grossen Gegenständen. Ich hefte mein Auge unbeweglich und heiter auf das Grab, wo der Mensch schläft, um wieder zu erwachen, wo er der Natur danken und einmal die ewige Weisheit rechtfertigen soll.

Der herrliche Glanz des Tages kommt mir traurig vor. Ich trage Verlangen nach der Abenddämmerung und der angenehmen Dunkelheit, welche die Stille der Nacht reizender macht und den freien Schwung der erhabensten Gedanken begünstigt. Wann die Nachteule ihr Klagegeschrey erhebt und die

die dichten Schatten mit schweerem Fluge durchdringt, so ergreife ich meine Leyer. Ich bewillkomme dich, maiestätische Finsterniß! Hebe du meine Sele empor, wann du die veränderliche Scene der Welt vor meinen Augen verdunkelst. Enthülle mir den stralenvollen Thron, auf den die erhabene Warheit sitzt.

Mein Ohr folgte dem Fluge des einsamen Vogels. Er ließ sich sogleich auf Todtengebeine herab, und mit einem Schwung seines Flügels rollte er mit einem dumpfigen Getöse einen Kopf fort, in welchem ehedem Ehrgeiz, Stolz und die unsinnig kühnsten Entwürfe wohnten. Wechselsweise setzte er sich bald auf einen kalten Stein, worinn der Hochmuth Worte eingegraben hatte, die man nicht mehr liest, bald auf den Grabhügel des Armen, der mit Blumen bekränzt war — Staub des stolzen Sterblichen! verschwinde auf ewig von der Welt. Du willst es doch noch wagen, chimärische Titel mit zurück zu bringen! Elende Eitelkeit in dem Reiche des Todes! Ich habe in Staub zerfallene Gebeine in einem dreifachen Sarge gesehen, die ihre Asche mit der Asche ihres Gleichen nicht vermischen wollten.

Tritt näher, hoffärtiger Sterblicher, wirf einen Blick auf diese Gräber. Was

 hat

hat ein Name für Reitze für den, der keinen Namen mehr hat? Eine lügenhafte Grabschrift erhält die traurigen Buchstaben, die einmal schlimmer seyn werden als die Nacht der Vergessenheit. Sie gleichet einer schwimmenden Wimpel, die einige Augenblicke auf dem Wasser schwimmet und kurz darauf den Trümmern des Schifbruchs in den Abgrund nachfolgt. O wie viel glücklicher ist derjenige, der keine stolze Pyramiden gebauet, aber standhaft den Weg der Ehre und der Tugend gewandelt hat! Er richtete seine Blicke auf den Himmel; wie er die zerbrechliche Hütte zerfallen sahe, in der ein Heer von Schmerzen seine unsterbliche Sele quält, segnete er das Schwerdt — das Schrecken des Bösewichts. Wenn man sich dieses sterbenden Gerechten erinnert, so erinnert man sich seiner, um so wie er zu sterben.

Er ist dahin – dieser Rechtschaffene – und er sahe unsere Thränen, nicht über ihn, sondern über uns selbst fliessen. Seine Brüder standen um sein Sterbebette – wir unterhielten ihn mit den tröstenden Wahrheiten, mit welchen seine Sele erfüllet war – wir wiesen ihn hin auf den Gott, dessen Gegenwart er besser fühlte als wir. Eine Seite des Vorhangs schien sich vor seinem sterbenden Auge aufzuthun – Er hob sein

glän-

glänzendes Haupt in die Höhe, reichte uns ruhig seine Hand und lächelte uns noch an, ehe er seinen Geist aufgab.

Aber strafwürdiger Niederträchtiger, der du ein glücklicher Bösewicht warest, dein Tod wird nicht so sanft seyn — Jetzt bist du bleich und ringest mit dem Tode — ein schreckliches Gespenst stellet dir das Grab vor. Trink aus diesem bittern Kelch — trink alle Schrecken daraus! Du kannst deine Augen nicht gen Himmel aufheben, noch sie auf die Erde heften — du fühlst, daß dich beide verlassen und von sich stossen. Stirb mitten in diesen Schrecken um noch in Schanden zu leben!

Aber dieser schreckliche Augenblick, dessen Gedanke schon den Bösewicht mit Todtenblässe überzieht, hat für den Unschuldigen keinen Schauder. Mein Herz erkennt das unwiederrufliche Gesetz der Zerstörung an. Ich betrachte diese Gräber als glühende Schmelztiegel, in welchen die Materie zerschmelzt und aufgelöst wird, wo das Gold geläutert und auf immer von dem schlechten Metall abgesondert wird — der irdische Körper sinkt dahin und die Sele schwingt sich in ihrer ursprünglichen Schönheit empor. Warum soll ich einen zitternden Blick auf die Ueberrester werfen, welche die Sele be-

wohnt hat? Sie sollen nur ein glückliches Bild von ihrer Befreiung vorstellen. Ein antiker Tempel behält selbst in seinen Trümmern Ueberreste von seiner Maiestät. Voll heiliger Ehrfurcht gegen die Ueberreste des Menschen wandere ich auf der Erde, die mit der geheiligten Asche meiner Brüder besäet ist. Jene Stille, ienes Schweigen, iene kalte Unbeweglichkeit — alles sagt mir: Sie ruhen — Ich gehe weiter fort — hüte mich aber das Grab eines Freundes zu berühren, sein Grab, das noch von dem Werkzeug, welches die Gruft aushöhlte, frisch bearbeitet ist. — Hier stehe ich still — horche aufmerksam, um einige sich verirrte Töne von der himmlischen Harmonie zu vernehmen, die im Himmel seine Unterhaltung ist. Der volle Mond erleuchtete diese Trauerscene mit seinen silbernen Stralen. Ich hob meine Augen in die Höhe — sie durchliefen iene unzählbare Weltkörper, iene flammende Sonnen, die mit einer verschwenderischen Pracht am Himmel gesäet sind. Hernach fielen sie wieder traurig herab auf das stumme Sarg – – wo das Herz des Menschen zerstöret wird, das sich mit mir von ienen erhabenen Wundern unterhielt. – – –

Auf einmal entstand eine Mondfinsterniß, von der ich vorher nichts wußte. Ich merkte

merkte diese Veränderung nicht einmal eher als bis mich die Finsterniß ganz umgab. Ich unterscheidete blos noch einen glänzenden Punkt, den der schnelle Schatten alsbald ganz bedeckte. Eine finstere Nacht hielt meine Schritte auf, und ich konnte keinen Gegenstand mehr unterscheiden. Ich irrte herum — kehrte hundertmal um — die Thür flohe gleichsam von mir. Es zogen sich Wolken zusammen, der Wind sauste. Der Donner ließ sich in der Ferne hören — er kam auf den flammenden Flügeln des Blitzes mit einem Getöse näher. Meine Gedanken wurden verwirrt, ich zitterte, ich stolperte über einen Grabhügel — der Schreck beflügelte meine Füsse, ich stieß auf eine Gruft, die einen Todten erwartete und fiel hinein. Das Grab nahm mich lebendig auf und ich fand mich in den feuchten Eingeweiden der Erde begraben. Schon glaubte ich die Stimmen aller der Todten zu hören, die mich bey meiner Ankunft begrüßten. Ein kalter Schauder überfiel mich – ein Angstschweiß benahm mir alle Empfindung – ich fiel in einen Todesschlaf.

Ach daß ich in diesem ruhigen Zustande nicht sterben konnte! Ich war im Grabe – der Vorhang, der vor der Ewigkeit hängt, würde nun vor meinen Augen weggezogen seyn. Ich entsetze mich nicht für das Le-

ben – ich weiß es zu geniessen – ich bemühe mich, einen würdigen Gebrauch davon zu machen. Aber alles ruft mir in dem Innersten meiner Sele zu, daß das zukünftige Leben dem gegenwärtigen vorzuziehen ist. Ich kam indessen zu mir selbst. Ein schwaches Licht fieng an, das gestirnte Gewölbe zu erhellen. Einige Stralen schimmerten durch die Wolken durch. Nach und nach bekamen sie ein viel helleres und lebhafteres Licht. Sie breiteten sich sogleich unter dem Horizont aus, und meine Augen unterscheideten die Fläche des Mondes wieder, die schon halb von dem Schatten befreiet war. Endlich leuchtete er in seiner ganzen Pracht und schien wieder so glänzend als vorher. Der einsame Stern setzte seinen Lauf fort – ich fühlte wieder Muth – ich erhob mich aus meinem Sarge. Die Stille der Luft, die Heiterkeit des Himmels, die glänzenden Stralen der Morgenröthe, alles munterte mich wieder auf, gab mir wieder Standhaftigkeit und zerstreuete die Schrecken, welche die Nacht hervorgebracht hatte.

In aufgerichteter Stellung sahe ich lächelnd auf das Grab, das mich in seinen Schoos aufgenommen hatte. Was hatte es häßliches an sich? Es war die Erde, meine Ernährerin, welche früh den Theil

Staub

Staub wieder von mir zurück foderte, den sie mir geliehen hatte. Ich bemerkte keins von den Phantomen, mit welchen die Dunkelheit meine leichtgläubige Einbildungskraft hintergangen hatte. Sie, sie allein schaft diese traurigen Bilder — Freunde! mich dünkt, ich sahe das Bild des Todes in dieser Geschichte. Ich fiel in die Gruft mit einem Schrecken, der vielleicht die einzige Stütze war, wodurch die Natur das Leben gegen die Uebel, die demselben droheten, retten konnte. Allein ich gerieth in einen sanften Schlummer, der sogar Wollust bey sich hatte. War dieser Auftritt gleich grauenvoll, so dauerte er doch nur einen Augenblick und war kaum für mich vorhanden. Ich erwachte bey der sanften Klarheit eines reinen und heitern Lichtes wieder. Ich machte mich los von dem kindischen Schrecken und die Freude kam wieder in das Innerste meines Herzens – So werden auch wir nach dem kurz dauernden Schlaf, den man Tod nennt, bey dem Glanz der ewigeu Sonne wieder erwachen. Wenn sie die unzählbare Menge der Geschöpfe wird erleuchtet haben, so wird sie uns so wohl die Thorheit unserer Furcht erregenden Vorurtheile, als auch die unversiegende Quelle einer ewigen Glückseligkeit entdecken, deren Dauer nichts unterbrechen kann.

Aber, damit du auch nichts fürchten darfst, o Mensch! so sey tugendhaft, so lange du auf dem Pfade dieses Lebens wandelst, und setze dein Herz in die Verfassung, daß du zu dir sagen kannst: Fürchte nichts — Setze deine Schritte fort unter den Augen eines Gottes, der der allgemeine Vater der Menschen ist. Anstatt mit Zittern auf ihn zu sehen, bete seine Güte an, hoffe auf seine Gnade; zeige das Vertrauen eines Kindes, das zärtlich gesinnet ist, und nicht die Furcht eines Sklaven, der zittert, weil er strafbar ist.

§. 2.

Betrachtungen, welche die Schrecken besiegen können, die der Gedanke des Todes den Tugendhaften verursacht.

Man würde ohne Zweifel den Rechtschaffenen einen wesentlichen Dienst thun, wenn man sie überzeugte, daß der Tod, der für sie oft eine Ursach der Unruhe und des Schreckens ist, nichts als vortheilhafte Veränderungen für sie hervorbringen könne. Menschen, die von Jugend auf in der Furcht für den Tod auferzogen sind, pflegen ihn als das größte Uebel anzusehen. Dies Vorurtheil, das sie immer mehr beunruhigt, ie

mehr sich der Zeitpunkt nähert, den man ihnen mit so schrecklichen Farben abgeschildert hat, macht sie nothwendig unglücklich. Alles beweist ihnen, daß sie sterblich sind, und zwar sowol in als ausser ihnen — Die Veränderungen, die sie in der ganzen Natur bemerken, wo sie erkennen müssen, daß sich alles auflöst und verwandelt, lassen ihnen keinen Zweifel übrig, daß sie die Ursachen ihrer Zerstörung in sich selbst haben, und daß das höchste Wesen die Dinge in der Welt so eingerichtet, daß alles, was würklich ist, nur eine Zeitlang auf der veränderlichen Schaubühne der Welt erscheinen und neuen Geschöpfen Platz machen soll, die auch gleich den ersten nach einer gewissen Zeit ihre Endschaft erreichen. Dieienigen, die sich von dem Gedanken an diese ihnen so furchtbare Zukunft losmachen wollen, werden doch beständig wider ihren Willen daran erinnert, und ihre Ruhe wird sehr bald durch den Anblick des Schwerdts gestört, das über ihrem Haupte schwebt, nur an einem dünnen Faden hängt, und in iedem Augenblick auf sie herabfallen kann.

Wenn der Gedanke des Todes die Menschen besser machte, oder ihren Lastern einen Zaum anlegte, so wäre er eine Wohlthat für die Gesellschaft, die von einer so heilsamen

men Furcht einen Vortheil ziehen würde. Aber sehr oft werden die Rechtschaffenen und Gewissenhaften mehr von diesem Gedanken gerührt als dieienigen, die er im Zaum halten sollte. Die Frommen zittern bey dem Anblick einer Zukunft, welche die Gottlosen so weit als möglich von sich entfernen.

Es wäre zu wünschen, daß die Lasterhaften ernstliche Betrachtungen über ihr Ende anstellten. Für sie sagt Salomo: „Denk an dein Ende und du wirst nie sündigen.„ Allein, wenn dieser Gedanke denen Furcht einflößen soll, die sich mit Lastern befleckt haben, so will ich auch beweisen, daß er für dieienigen eine Quelle des Trostes und der Freude seyn soll, welche bis auf den letzten Augenblick ihres Lebens ihre Pflichten treu erfüllt haben. Ehe ich mich aber in die Untersuchung dieses Satzes einlasse, will ich erst einige Sätze anführen, welche unsere Anhänglichkeit an dies Leben schwächen, und uns daher den Tod gleichgültig machen können.

* Wenn wir unsterblich wären, so wären wir beklagenswürdige Geschöpfe. Es ist etwas hartes, sterben zu müssen, aber es ist auch etwas angenehmes zu hoffen, daß man nicht

* J. J. Rousseau.

nicht beständig leben, und daß ein besseres Leben den Beschwerden des itzigen ein Ende machen wird. Wenn man uns die Unsterblichkeit auf Erden anböthe, wer würde dies traurige Geschenk annehmen? Welche Zuflucht, welche Hofnung, welcher Trost bliebe uns gegen die Härte des Schicksals und gegen die Ungerechtigkeiten der Menschen übrig. Der Unwissende, der nichts vorher sieht, empfindet den Werth des Lebens wenig, und fürchtet auch den Verlust desselben nicht. Der Aufgeklärte siehet Güter von einem viel grössern Werth, die er diesem Leben vorziehet. Nur die seichte Erkenntniß und die falsche Weisheit richtet unsere Blicke bis an den Tod und nicht über denselben hinaus, und stellt uns ihn als das größte Uebel vor. Die Nothwendigkeit zu sterben ist für den Weisen ein Grund zur Ertragung der Beschwerden des Lebens. Wenn man nicht wüßte, daß man es einmal verlieren würde, so würde man es ungern erhalten.

Man glaubt, daß der Mensch eine grosse Liebe zum Leben habe, und das ist sehr wahr. Allein man siehet nicht ein, daß diese Liebe, so wie wir sie empfinden, größtentheils ein Werk der Menschen ist. Natürlicherweise beunruhigt sich der Mensch nur wegen seiner Erhaltung, so lange die Mittel dazu in seiner Gewalt sind. Sobald er diese Mittel

nicht mehr hat, so wird er ruhig und stirbt ohne sich vergebens zu quälen. Das erste Gesetz dieser gelassenen Ergebung in den Willen Gottes ist ein Naturgesetz. Die Wilden und die Thiere sträuben sich sehr wenig gegen den Tod und ertragen ihn, fast ohne sich zu beklagen. Ist dies Gesetz über den Haufen geworfen, so entstehet daraus ein anderes, das von der Vernunft herkommt. Allein, wenige wissen es sich zu Nutze zu machen, und diese erkünstelte Gelassenheit ist nie so vollkommen als die erste. Es ist ein grosser Irrthum, daß man das Leben für so wichtig hält, als ob unser ganzes Seyn davon abhienge, und als ob man nach dem Tode nichts mehr sey. Unser Leben ist in den Augen Gottes nichts — es ist nichts in den Augen der Vernunft, und es muß also auch in unsern Augen nichts seyn und wenn wir unsern Körper verlassen, so legen wir blos ein unbequemes Kleid ab.

Es giebt Begebenheiten, die uns oft mehr oder weniger auffallen, nachdem man sie aus diesem oder ienem Gesichtspunkt ansiehet und die viel von dem Grauen verlieren, das sie bey dem ersten Anblick verursachen, wenn man sie näher untersuchen will. Die Natur bestätigt mich von Tage zu Tage in der Meinung, daß ein schleuniger Tod nicht immer ein wahres Uebel ist, und daß er oft in gewisser

wisser Absicht als ein Gut angesehen werden kann. Von der grossen Menge Menschen, die unter den Trümmern von Lissabon begraben liegen, sind ohne Zweifel viele grössern Uebeln entgangen, und ohngeachtet des Rührenden einer solchen Beschreibung hat doch keiner von diesen Unglücklichen mehr gelitten, als wenn er nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge unter anhaltender Angst den Tod erwartet hätte, der ihn dort überrascht hat. Giebt es ein traurigers Ende als das Ende eines solchen Sterbenden, den man mit unnützen Sorgen überhäuft, dem der Gerichtsschreiber und die Erben kaum Athem holen lassen? Ich sehe überall, daß die Uebel, welchen uns die Natur unterwirft, weniger grausam sind, als die Uebel, die von uns selbst herkommen. Wenn man seine Leibeskonstitution durch ein unregelmässiges Leben verdorben hat, so will man sie durch Arzneymittel wieder herstellen. Zu dem Uebel, das man empfindet, setzt man denn noch das, so man fürchtet. Das Vorhersehen des Todes macht ihn fürchterlich und beschleunigt ihn. Je mehr man ihn fliehen will, ie mehr fühlt man ihn; und man stirbt schon seine ganze Lebenszeit hindurch für Furcht, wenn man wider die Natur der Uebel murret, die man sich dadurch zugezogen hat, daß man ihr entgegen handelte.

Frey leben und sich nicht an irrdischen Dingen fesseln — ist das beste Mittel, sterben zu lernen.

* Man beklagt sich gewöhnlich darüber, daß das Leben des Menschen zu kurz ist, daß er kaum anfängt, sich kennen zu lernen, wenn er schon wieder von dieser Welt weggenommen wird. Anstatt diese Klage zu billigen, scheue ich mich nicht zu behaupten, daß nichts unangenehmerers seyn würde, als der Zustand des Menschen, wenn wir nemlich in der gegenwärtigen Verfassung bestimmt wären — ich will nicht sagen, ewig auf Erden zu leben — sondern nur viele Jahrhunderte auf derselben fortzudauern. Wenn wir hundert Jahre gelebt hätten, so würden Unthätigkeit und Schwachheit unserer Kräfte uns den Wunsch abnöthigen, daß unser Schicksal dem Schicksal der leblosen Geschöpfe gleich seyn möchte. Diejenigen, die wünschen, daß der Mensch länger leben mögte, würden auch wahrscheinlich verlangen, daß er sowol die Gesundheit des Körpers als auch den Gebrauch der Geisteskräfte beständig bis zum letzten Augenblick erhalten könnte. Sie haben Ursach, diesen Wunsch zu thun. Denn der

* *Recueil philosophique, ou Melange de pieçes sur la religion et la morale.*

der Tod ist ohne Zweifel einem Leben vorzuziehen, das unbrauchbar und iener Güter beraubt ist.

Wenn man das Gute und das Böse, das Vergnügen und den Schmerz, die mit dem Zustand des Menschen von seiner Geburth an bis auf den letzten Augenblick seines Lebens verbunden sind, mit Aufmerksamkeit abwöge, so würde man sich nicht über die Thränen wundern, welche einige Völker bey der Geburt ihrer Kinder vergiessen.

Freilich scheint das Schicksal einiger Menschen dem Pöbel beneidenswürdig, der sich einbildet, daß Ehrenstellen, Reichthümer und Vergnügungen hinreichend sind, den Menschen glücklich zu machen. Allein, wenn man diese Menschen, welche der grosse Haufen für so glücklich hält, fragte, so würden sie, wenn sie aufrichtig wären, sagen, daß ihre Wünsche nicht befriedigt sind, daß sie tausendfaches geheimes Misvergnügen erfahren, das ihre Glückseligkeit stöhrt — daß sie unaufhörlich von Furcht, Unruhe, Wünschen und Bedürfnissen, die der grosse Haufen nicht kennt, gequält — noch weit entfernt von dem wahren Glück sind, und daß dieienigen, die von ungestümen Leidenschaften beunruhigt werden, sich nie für vollkommen glücklich halten können.

Ich will nicht leugnen, daß es nicht einige privilegirte Menschen geben sollte, die in vortheilhaften Umständen gebohren, mit einem glücklichen Temperament begabt — kurz, die fähig wären, die Vernunft um Rath zu fragen, die Güter mit Mässigung zu gebrauchen wissen, welche ihnen die Natur darreicht. Sie sind alsdann so glücklich, als es der Zustand der Menschen zuläßt. Aber die Zahl dieser auserlesenen Menschen ist so klein, daß man kaum hoffen darf, einen unter zehn Tausenden zu finden. Die Weisheit, die Mässigung, die Klugheit selbst können nicht gegen Zufälle und Uebel schützen, welche dem menschlichen Geschlecht drohen. Sie verschaffen zwar mächtige Trostgründe, aber sie verhindern die Natur nicht zu leiden.

Die Furcht für den Tod hat bey den Lasterhaften nicht sowol das Glück und die Vergnügungen zur Ursach, die sie in diesem Leben noch geniessen könnten, als die Ungewisheit des Schicksals, das sie erwartet, und Furcht für das Gericht Gottes.

Wann die Menschen nicht durch die Vernünfteleien einer ausgelassenen Philosophie verführt, oder von ungestümen Leidenschaften hingerissen werden, so hindert sie der Gedanke des Todes nicht, daß sie ihre Lebenszeit gut anwenden. Sie arbeiten daran, glücklich zu wer-

werden, und sie merken leicht, daß sie es nur dann werden können, wann sie Gutes thun und an dem Glück ihrer Nebenmenschen arbeiten.

Der Tod ist kein Uebel. Er ist das Ende unserer Sorgen und der Anfang der Glückseligkeit, wenn man sein Leben gut angewendet hat. Der Weise muß ihn weder wünschen, noch fürchten, sondern den Augenblick seiner Ankunft mit Gelassenheit erwarten.

§. 3.

Die Lasterhaften können an diesem Trost keinen Antheil nehmen.

Wenn ich die Furcht für den Tod vertreiben will, so ist meine Absicht nicht, die Lasterhaften oder solche, die ihren verdorbenen Selen zum Besten die Grundsätze der Vernunft, der Tugend, der Billigkeit und der Menschlichkeit verachten und in ihrer Sele die Vorstellung eines Gottes gern zernichten mögten, der ein Rächer des Lasters oder Vergelter der Tugend ist, die sie verachten, um solche, sage ich, sicher zu machen und zu trösten. Dergleichen Menschen sind bestimmt, den Tod zu fürchten und bey dem Anblick der Gerichte Gottes zu zittern. Anstatt

ihre vorübereilende Unruhe zu stillen, die oft gar keine Würkung hat, müßte man ihre Furcht verdoppeln, um sie würksamer zu machen, und Geschöpfe, die der Gesellschaft so schädlich sind, wo möglich einzuschränken. Unser Augenmerk ist iezt nur auf Rechtschaffene und Gutdenkende gerichtet, die sich nur gewisser Fehler schuldig machen, welche von der menschlichen Schwachheit unzertrennlich sind.

Das höchste Wesen wird uns nicht wegen Fehler strafen, die wir bereuet und durch gute Handlungen wieder gut gemacht haben. Der Tod, den es uns und alle Geschöpfe erfahren läßt, ist nicht immer eine Strafe. Er ist oft sogar das größte Gut für die Tugendhaften, die in diesem Leben häufig den Ungerechtigkeiten der Gottlosen ausgesezt sind und die im Tode eine Freistadt gegen die Leiden finden, gegen welche die größte Weisheit in der Aufführung nicht schüzt. Sterben ist ein nothwendiges Gesez, das von einem gütigen Wesen gemacht ist. Die Folgen des Todes können nur dieienigen in Bekümmerniß sezen, welche die Vorsehung verkennen, oder dieienigen, die in Zerstreuung und in Lastern gelebt haben.

§. 4.

Ermunterung zur Uebung der Tugend.

Lasset uns hier in der Gesellschaft, in welcher wir leben, durch die Uebung des Guten, durch Dienste, die wir denenienigen leisten müssen, welche wir zu unserer eigenen Glückseligkeit nöthig haben, uns glücklich machen. Laßt uns immer mehr uns selbst überzeugen, daß es ohne Tugend kein würkliches Glück für uns giebt. Laßt uns durch eine Veränderung unserer Aufführung und durch gute Handlungen zeigen, daß wir unsere Schwachheiten und Fehler bereuen — Furcht und Gewissensbisse den Lasterhaften überlassen, und uns nicht für einen Gott fürchten, der voll Güte ist, und dessen Gerechtigkeit einem ieden Muth einflössen muß, der sein kurzes und vorübereilendes Leben gut angewendet hat.

* Alles ruft uns nicht allein zu, daß ein Gott sey — sondern alles stellet uns diesen Gott auch als vollkommen, unendlich gütig, weise, mächtig und gerecht vor. Dieser alles erschaffende Gott ist der Urheber der Natur, über welche er gebiethet, welcher er Gesetze gegeben und deren Einrichtung er ange-

* *Le Militaire philos.*

angeordnet hat. Er ist daher auch der Stifter der Gesellschaft — er liebt ihr Glück, verbindet sie zur Ordnung, zur Uebung der Tugend — und diese Ordnung, diese Tugend hangen von der Treue ab, mit der iedes Glied der Gesellschaft seine Pflichten in der Sphäre erfüllt, in der es würken soll.

Der Allmächtige, der unser Schicksal regiert, straft und belohnt uns schon in dieser Welt. Wir sind unglücklich, wenn wir Böses thun, und glücklich, wenn wir Gutes thun. Die Gesellschaft wird durch unsere überhandnehmende Laster zu Grunde gerichtet und hat einen glücklichen Fortgang, wenn ihre Glieder tugendhaft sind. Kein Mensch sündigt ungestraft. Er wird durch Vorwürfe des Gewissens zur Reue, durch seine Bedürfnisse gezwungen, die Liebe anderer zu verdienen. Er muß erröthen, wann ihm sein Herz das Zeugniß giebt, daß er nichts als ihre Verachtung und ihren Haß verdiene. Er erhält seinen eigenen Beifall, wann er weiß, daß er ihre Liebe verdient hat. Er erhält den Beifall anderer, er wird von ihren geliebt und geehrt, wann sie das Gute, das er ihnen erzeigt, empfinden.

Dr Natur spricht dieselbe Sprache mit allen Menschen. Sie würde mehr gehört

und besser verstanden werden, wenn die Leidenschaften der Menschen sie nicht oft daran hinderten. Diese werden immer für ihre hartnäckige Taubheit gestraft und nur — belohnt oder glücklich, wenn sie folgsam sind.

Diese Stimme der Natur und der Vernunft redet mit allen Erdbewohnern in demselben Ton. Sie sagt den Regenten, daß sie gerecht seyn, mit Billigkeit regieren und ihren Unterthanen Gutes thun sollen, wenn sie die Liebe derselben verdienen und Ruhm einärndten wollen. Sie sagt den Unterthanen, daß sie den Gesetzen folgen sollen, die zur Erhaltung der Gesellschaft abzielen, sie beschützen und ihre Sicherheit befördern. Sie sagt den Ehegatten, daß sie sich lieben, und zu ihrem eigenen Vortheil die Zänkereien, die Zwistigkeiten und den Ehebruch fliehen sollen, wodurch ihre Einigkeit gestört werden könnte. Sie sagt dem Hausvater, daß er seine Kinder lieben, sie sorgfältig erziehen, ihnen frühzeitig solche Gesinnungen einflößen solle, die er in seinem Alter mit Freuden an ihnen bemerken würde. Sie sagt — den Freunden, daß sie das heilige Feuer ihrer Freundschaft mit Sorgfalt unterhalten — den Verbündeten, daß sie treu in ihren Zusagen — allen Menschen, daß sie gerecht, menschlich und wohlthätig gegen ihres Gleichen

chen seyn sollen, wenn sie so gesinnt seyn wollen, als sie seyn müssen, um sich hier glücklich zu machen.

Kurz die Stimme der Natur und der Vernunft redet auf eine allen denen verständliche Art, die den Unterricht derselben in ihr Herz wollen dringen lassen. Von welcher Beschaffenheit auch immer die Grübeleien der Menschen seyn mögen, so werden diese doch einsehen müssen, daß sie einer des andern bedürfen, daß sie sich in der Gesellschaft einander unterstützen sollen und daß ihnen die Gesellschaft nur vortheilhaft ist, wenn Tugend in derselben herrscht. Sie werden gestehen müssen, daß die Gerechtigkeit sie unterstüzt, Wohlthätigkeit sie angenehm macht, daß Menschenfreundschaft das allgemeine Band ist, welches alle Menschen mit einander vereinigt, daß Nachsicht unter Geschöpfen nöthig ist, die schwach, Leidenschaften, Irrthümern, Schwachheiten unterworfen und sich nothwendig in Ansehung der Selenkräfte ungleich sind.

Wenn man über die Folgen des Lasters nachdenkt, so wird ein ieder leicht einsehen, daß er zu seinem eigenen Vortheil, Mässigkeit beweisen, seine Vergnügungen einschränken, sich dessen, was seiner Gesundheit nachtheilig werden kann, enthalten,

kurz

kurz — nichts thun muß, was ihn dem Haß und der Verachtung seiner Nebenmenschen oder den Vorwürfen seines eigenen Gewissens blos stellet, welche für ein edeldenkendes Herz eine so strenge Züchtigung sind, als es die in den Gesetzen bestimmten Strafen für solche sind, die keine gute Grundsätze angenommen haben.

Drittes Kapitel.

Ueber die Unbeständigkeit der erschaffenen Dinge.

*Nichts ist beständig unter der Sonne. Der Elephant, der Jahrhunderte gelebt hat, fühlt endlich, daß seine Kräfte abnehmen, und giebt der Erde die ungeheure Masse wieder, aus der er gebildet war. Die alte Eiche, welche eine Menge Vögel sich gegen den Tod sträuben sahe, vertrocknet endlich auch und wird wieder zu Staub. Die grossen Gesellschaften gehen eben so zu Grunde. Sie haben ihre Kindheit und ihr abnehmendes Alter. Sie nahmen so wie wir mit einer lebhaften Empfindung ihren Anfang und sie erreichen, so wie die Greise, ihr Ende mit vielem Reden und ohne Empfindung.

Ein

* Der Deismus.

Ein anderer Grund von der Abwechselung der irrdischen Dinge ist die Abweichung der Ekliptik, welche in Verbindung mit der *vi centrifuga* die Circulation der Masse des Oceans um die Erdkugel bewürkt und alle Klimate verändert, indem sie ihre Stellung gegen die Sonne verändert. Dies mächtige Triebwerk ist es, welches die unter dem Wasser verborgenen Klippen emporhebt und sie zu einem Zufluchtsort der Schiffe macht, welche sie zerscheitert haben würden. Es erweitert die Eroberungen des Meers und unterwirft die bewohntesten Himmelsstriche den Wellen. Der Sand spielt sich auf die fruchtbarsten Erndtefelder, und die von Seethieren bewohnten Oerter werden mit Steinpflanzen und Corallen angefüllt.

Die unter dem Pol befindliche Gegend wird einmal den Schnee schmelzen sehen, der sie belästigt. Sie wird mit dunklen Wäldern bekleidet werden, als ob sie sich gegen die neue Hitze schützen wollte, und die Löwen werden die Echo's derselben durch ihr Brüllen fürchterlich machen. Man wird auch Afrika's Wüsten mit einem angenehmen Grün sich schattiren sehen. Die kühle Nacht wird die Schlangen tödten, und die mit blühenden Dornen bedeckten Felsen werden sich öfnen und klare Bäche herabfliessen lassen.

Dies ist die Würkung des mächtigen und unermüdeten Arms, der alles regieret. Allein diese grosse Revolution schließt die besondern Erschütterungen nicht aus, welche das allgemeine Ende der Welt beschleunigen und befördern sollen. Jeder Augenblick bereitet den Untergang derselben und ihre anscheinende Ewigkeit hat ihren Grund in unserer kurzen Dauer. So scheint die Rose den Schmetterlingen und die Ceder den Vögeln ewig zu seyn, die in ihren Blättern nisten und sterben.

Alles ist vergänglich in der Welt. Der Mensch verfliegt wie ein leichter Dunst und siehet die Zeichen der Vergänglichkeit in allen Dingen, die ihm vorkommen. Er hat prächtige Palläste in Schutt zerfallen, verheerte Städte mit Dornen bewachsen, in ihren zerfallenen Gebäuden kriechende Thiere wohnen sehen — alte Gebürge herabsinken und ihre Trümmern mit Geräusch in den Thälern sich verbreiten. Die Sterne selbst werden einmal wie Fackeln verlöschen, und das ganze Weltgebäude wird in der Finsterniß des Chaos zerfallen. Es gleichet einem Fluß, der selbst mit den Bäumen, die er entwurzelt hat, fortfließt — der Mensch verbanne also alles Murren von sich, und ertrage ein Schicksal, das er mit allen Geschöpfen gemein hat. Und wenn Gott allein unver=

unveränderlich, der einzige unbewegliche Ort mitten in dem Strome ist, der die ganze Natur überschwemmt und mit sich fortreißt — müssen wir uns denn nicht an ihn allein halten?

Viertes Kapitel.

Ueber das Studium der Moral und der Leidenschaften.

§. 1.

Stille Beobachtung und Einsamkeit ist bey dem Studio der Moral nöthig.

*Wir wollen uns einmal Menschen vorstellen, die Neugierde genug besitzen, sich in der Sittenlehre zu unterrichten. Nur durch Hülfe der Geschichte und durch Nachdenken werden sie sich nach den ungleichen Kräften ihres Geistes zu verschiedenen Höhen erheben können, von welchen der eine Städte, der andere Nationen, dieser einen Theil der Welt und iener die ganze Welt entdecken wird. Wenn man die Erde aus diesem Standpunkt betrachtet und sich zu dieser Höhe erhebt, so wird sie vor diesem Philosophen unvermerkt zu einem kleinen Raum und

* Vom Geist.

und nimmt in seinen Augen die Gestalt eines Städtgens an, das von verschiedenen Familien bewohnt wird, welche die chinesische, englische, französische, italiänische — kurz eben so heissen, wie man die verschiedenen Nationen benennet. Wenn iemand den Schauplatz der verschiedenen Sitten, Gesetze, Gewohnheiten, Religionen und Leidenschaften betrachtet und gegen das Lob sowol, als den Tadel der Nationen fast gleichgültig geworden ist, so kann er alle Bande des Vorurtheils zerreissen, mit ruhigen Blicken die entgegengesetzten Meinungen der Menschen untersuchen, ohne Verwunderung aus der Halle des Philosophen in das Serail übergehen, den grossen Umfang der menschlichen Thorheiten mit Vergnügen betrachten, mit denselben Augen den Alcibiades seinem Hunde den Schwanz abhauen und den Mohamed sich in eine Höhle verschliessen sehen — den einen, der sich dadurch über die flüchtige Denkungsart der Athenienser lustig machen — den andern, der dadurch die Verehrung der Welt erlangen wollte. Dergleichen Gedanken entstehen nur bey stiller Beobachtung und in der Einsamkeit. Die Musen, sagen die Dichter, lieben das Gehölze, die Wiesen, die Wasserquellen, weil man bey ihnen eine Ruhe genießt, welche die Stadt nicht verschaft, und weil die Betrachtungen, die

ein Mensch, der von den kleinen Verbindungen der Gesellschaft frey ist, bey denselben über sich selbst anstellt, als Betrachtungen über den Menschen überhaupt anzusehen sind und der ganzen Menschheit zugehören und gefallen. Wie kann man sich in dieser Einsamkeit, wo man gleichsam wider seinen Willen zur Erlernung der Künste und der Wissenschaften hingerissen wird, mit den vielen Kleinigkeiten beschäftigen, womit sich die gewöhnlichen Menschen täglich unterhalten? Unsere Corneille's und Lafontaine haben zuweilen bey unsern Gastmahlen in der besten Gesellschaft ein wenig einfältig zu seyn geschienen. Ihr gutes ehrliches Wesen trug selbst etwas dazu bey, daß man sie dafür hielt. Denn wie könnten Menschen von gewöhnlicher Art den grossen Mann unter der Menge der Einfalt erkennen?

§. 2.

Das Urtheil einer Leidenschaft über die andere.

Man führe einen Fakir in einen Zirkel von Sybariten, wird dieser Fakir nicht mit dem verächtlichen Mitleiden angesehen werden, welches wollüstige und weichliche Selen gegen einen Menschen bezeugen, der wahre Ver-

Vergnügungen fahren läßt und Scheingütern nachläuft? Ich will einmal einen Eroberer das einsame Zimmer der Philosophen besuchen lassen, und wer zweifelt daran, daß er ihre tiefsinnigsten Spekulationen für nichtsbedeutende Kleinigkeiten halten, sie mit der niedrigsten Verachtung ansehen wird, welche eine so genannte grosse Sele gegen solche hegt, die sie für klein hält, und welche der Mächtige gegen den Schwächern bezeigt. Allein, ich will diesen Eroberer auch wieder in die Schule der Philosophen versetzen: „Stolzer, wird ihm der beleidigte Stoiker zurufen, der du Selen verachtest, die einen höhern Rang haben als die deinige, lerne, daß der Gegenstand deiner Wünsche hier der Gegenstand unserer Verachtung ist, daß dem nichts auf der Erde groß zu seyn scheint, der es von einem hohen Standort ansieht. In einem alten Walde setzt sich der Wanderer an dem Fuß der Ceder, deren Gipfel bis an den Himmel zu reichen scheint. In den Wolken, die der Adler durchfliegt, scheinen die hohen Wälder dem Heydekraut an Niedrigkeit gleich, und stellen den Augen des Königs der Luft blos eine grüne Tapete dar, die auf der Ebene ausgebreitet liegt.„ So wird sich der beleidigte Stolz des Stoikers für die Verachtung des Ehrgeitzigen rächen, und so werden diejenigen überhaupt

gegen einander handeln, die von verschiedenen Leidenschaften beherrscht werden.

So handeln die verschiedenen Leidenschaften gegen einander und hieraus läßt es sich erklären, warum der Ruhmsüchtige, der das Verdienst in einem mittelmässigen Glückszustande verkennt, es verachtet und es gern zu seinen Füssen kriechen sähe, wieder von den Vernünftigen verachtet wird. Unsinniger, werden sie gern zu ihm sagen, Mensch, der du weder Verdienste noch edlen Stolz besitzest, was macht dich zufrieden mit dir selbst? Die Ehre, die man dir erweist? Allein diese Ehre erweist man nicht deinem Verdienst, sondern deinem Ansehen und deiner Macht. Du bist nichts durch dich selbst — Wenn du glänzest, so wirft blos die Gunst des Königs diesen Glanz auf dich zurück. Betrachte iene Dünste, die aus Morästen in die Höhe steigen und von der Luft getragen werden. Hier verwandeln sie sich in helle Wolken, sie glänzen wie du — aber ihr Glanz ist von der Sonne geborgt. Sobald sich die Sonne verbirgt, so verschwindet der Glanz der Wolke.

§. 3.

Die Eigenliebe ist der Grund von den meisten verhaßtesten Gebräuchen.

Die Eigenliebe ist der Grund und die Quelle

der Gewohnheiten, welche bey den Sitten gewisser Völker Abscheu in uns erregen. Wie kann man sich wohl schmeicheln, den Menschen die Kenntniß dieser Quelle zu entziehen? Wenn man hierinn glücklich seyn will, so muß man ihnen verbiethen, ihr Herz zu erforschen, ihr Leben zu untersuchen, die Geschichtbücher zu öfnen, in welchen man die Völker aller Jahrhunderte und aller Länder blos auf die Stimme des Vergnügens aufmerksam, ihres Gleichen nicht für grosse Vortheile, sondern ihrer Sinnlichkeit und ihrem Vergnügen aufopfern siehet. Ich berufe mich hier auf iene Fischteiche, in welche die barbarische Völlerey der Römer Sklaven warf und ihren Fischen zur Nahrung gab, um das Fleisch derselben schmackhafter zu machen — ich berufe mich auf iene Insel der Tibe, auf welche die Grausamkeit der Herren ihre schwachen, alten und kranken Sklaven setzte und sie vor Hunger umkommen ließ. Ich fordere auch noch die Trümmern iener ungeheuren und prachtvollen Kampfplätze zu Zeugen auf, welchen ein ganzes Register von der menschlichen Barbarey eingegraben ist, wo das gesittetste Volk der Welt die Fechter zu Tausenden blos dem Vergnügen aufopferte, welches der Anblick eines solchen Zweikampfs verursachen kann — wo das Frauenzimmer hauffen-

weise herzulief — wo dies Geschlecht, das beständig in der Ueppigkeit, in der Weichlichkeit und in den Vergnügungen unterhalten wurde, das Geschlecht, das, zur Zierde und zum Vergnügen der Erde erschaffen, nichts als Wollust einathmen zu sollen scheint, seine Barbarey so weit trieb, daß es von den verwundeten Fechtern sogar forderte: sie sollten noch sterbend in einer gefälligen Wendung niederfallen. Diese und tausend andere ähnliche Fälle sind sicher genug, daß man sich schmeicheln kann, den Menschen dadurch die wahre Ursach zu entreissen.

§. 4.
Vom Zorn.

Man wird sich über die fürchterlichen Folgen der Empfindlichkeit und über die schrecklichen Würkungen des Zorns nicht wundern, wenn man einsieht, daß man sich durch die Befriedigung dieser grausamen Leidenschaften von einer heftigen Quaal befreiet, sich einer drückenden Last entledigt und eine ungestüme Empfindung des Elends besänftigt. Der Rachsüchtige eilet, seinen Schmerz durch das Unglück eines andern zu lindern. Die Erreichung seiner Wünsche verspricht ihm die größte Wollust — Allein was ist dies für eine Wollust? Sie gleichet der ersten

sten Viertelstunde eines Verbrechers, wann er von der Folter kommt. Sie gleichet der plötzlichen Aufhebung seiner Quaalen oder der Frist, die er durch die Nachsicht seiner Richter oder vielmehr durch die Müdigkeit seiner Peiniger erhält. Jene Bosheit, ienes unmenschliche Nachgrübeln, iene eigensinnigen Grausamkeiten, die man bey gewissen Arten der Rache bemerkt, sind nichts anders als die beständigen Bemühungen eines Unglücklichen, der sich von dem Rade loszumachen versucht. Sie ist eine Befriedigung der Wuth, die sich beständig erneuert.

Es giebt Menschen, bey welchen diese Leidenschaft schweer entzündet wird, und noch schweerer wieder erlöscht, wann sie einmal entzündet worden ist. Bey diesen Menschen ist der Geist der Rachsucht eine Furie, welche schläft, die aber, wenn sie aufgeweckt wird, nicht eher ruhet, bis sie befriedigt worden. Alsdann ist ihr Schlaf um so viel tiefer, ihre Ruhe scheinet um so viel sanfter zu seyn, ie grösser die Quaal war, davon sie sich befreiet hat, und ie drückender die Last war, die sie abgeworfen. Wenn in der Sprache der Galanterie der Genuß des geliebten Gegenstandes mit Recht das Ende der Schmerzen des Liebenden genannt wird, so kann man diese Art zu reden noch in einem

nem ganz andern Sinn von dem Rachsüchtigen brauchen. Die Schmerzen der Liebe sind angenehm, und schmeichelhaft. Allein, die der Rache sind grausam. Dieser Zustand kann nur als ein grosses Elend, als eine bittere Empfindung angesehen werden, deren Galle durch keine Süssigkeit gemässigt werden kann.

Fünftes Kapitel.

Gedanken über die Wahrheit, über die Liebe zu ihr und die Schwürigkeit, sie zu finden.

*Es giebt in Rücksicht auf uns zweierley Arten von Wahrheiten. Einige nennt man erste Wahrheiten, die sich von selbst darbieten, und die ieder Kopf, wenn er auch noch so wenig scharfsichtig ist, in dem Augenblick begreift, da sie ihm vorgetragen werden. Der Begriff derselben ist einfach und die Erkenntniß derselben klar und leicht, wie z. E. folgende: Der geradeste Weg ist der kürzeste. Das Ganze ist grösser als ein Theil. Hundert tausend gleiche Zahlen zusammen genommen, werden in der Summe nie eine ungleiche Zahl ausmachen.

Die

* *Le Militaire philosophe.*

Die andere Art von Wahrheit entdeckt man durch eine Folge von Schlüssen, die aus den ersten Wahrheiten hergeleitet werden — wie z. B. die meisten geometrischen und arithmethischen Sätze sind. Allein, so schweer auch diese Wahrheiten zuweilen zu entdecken sind, so hat man doch Regeln, durch deren Gebrauch man Lehrsätze erfinden und beweisen kann — und Mittel, Aufgaben aufzulösen, nachdem die Regeln die Gewißheit derselben entdeckt haben.

* * *

Es hat mit der Wahrheit eben die Bewandtniß wie mit dem Guten. Man liebt das Gute nothwendig, und man nimmt die Wahrheit in seinem Herzen an, sogar wider Willen.

Die Wahrheit ist in Absicht auf uns nichts anders als dasienige, davon man bey sich überzeugt ist. Streiten, ob man der Wahrheit seinen innern Beifall versagen könne, heißt streiten, ob man von dem nicht überzeugt seyn könne, davon man überzeugt ist. Wahr ist der allgemeine Name desienigen, was überzeugen kann — was uns überzeugt, ist Wahrheit.

Wahrheit ist der Gegenstand der Bestätigung der Urtheilskraft, so wie das Gute der Gegenstand der Wahl des Willens ist.

Man kann fast eben dasselbe über die Meinungen sagen.

* * *

Die Wahrheit kann nicht begriffen werden, ohne daß man sie erkennt, noch erkannt werden, ohne daß sie uns Beifall abnöthigt. Wenn man einen Satz, der eine Wahrheit enthält, aufrichtig leugnet, so kommt es daher, weil derienige, der sie leugnet, den Satz nicht versteht und weil er für ihn keine Wahrheit enthält.

Ich habe Menschen in allem Ernst Wahrheiten bestreiten sehen. Bey der Belagerung von *** behauptete ein Officier, daß ein Platz, der vier hundert Menschen fassen könnte, er mögte eine Figur haben welche er wolle, nicht mehr Arbeit kostete, um ihn zu befestigen, als wenn er rund oder viereckigt wäre. Wie ich ihm sagte, daß dieser Platz eine solche Figur haben könnte, daß man viele hundert Ruthen Graben mehr nöthig hätte, als wenn er rund wäre — so wurde ich von einigen andern Officieren, die uns anhörten, für einen Menschen angesehen, der alles besser wissen wolle und sein Vergnügen daran finde, ausserordentliche und falsche Sätze zu behaupten.

Wor-

Worüber stritten diese Leute? Nicht über Wahrheit. Diese war vor ihren Augen verhüllt. Sie waren sehr brave Männer, aber keine Geometers. So bald ich sie den Umkreis einer Karte mit einem Faden hatte messen lassen und die Karte in fünf oder sechs Stücke der Länge nach durchschnitten hatte, so legte ich diese Stücke an den Enden zusammen, und keiner wendete weiter etwas ein. Sie wunderten sich, daß sie es wahr fanden und nahmen es sogleich als wahr an.

Freilich was von iemanden in Ernst geleugnet oder bestritten wird, ist entweder falsch oder dunkel. Die Wahrheit an sich selbst ist das, was ist. In Absicht auf uns ist sie das, was wir als würklich erkennen — das, was wir als klar einsehen, ohne daran zweifeln zu können und was unserer Einsicht nach von allen verständigen Wesen eben so begriffen wird, wie wir es begreifen.

Gott allein siehet alle Wahrheiten mit allen ihren Verbindungen, Verhältnissen und Folgen ein, und zwar auf eine anschauende Art. Eingeschränkte Wesen begreifen nur nach und nach einige Wahrheiten — Sie sehen einige Verhältnisse ein — Sie ziehen mit der Zeit und nach einiger Anstrengung einige Folgen heraus. Allein, endlich

ist

ist das, was sie als klar einsehen, eine Wahrheit, die zu leugnen nicht in ihrer Freiheit stehet.

* * *

Es giebt sehr viel Betrüger, welche die Wahrheit bestreiten, deren Folgen ihnen nachtheilig seyn mögten. Allein, sie sind bey sich selbst hinlänglich davon überzeugt. Die Gesetze ergreifen die Waffen nicht, um die Wahrheit bekannt zu machen, sondern um derselben Gehorsam zu verschaffen, um die Folgen derselben in Ausübung zu bringen — darum, damit die Furcht vor der Strafe den Leidenschaften der Menschen das Gegengewicht halte, welche sie oft verleiten würden, wider ihr Gewissen zu handeln, welches nichts anders ist, als ein beständiges Bewußtseyn gewisser Wahrheiten und eine mit Nachdenken unterhaltene Fertigkeit, der moralischen Rechtschaffenheit, welcher diese Wahrheiten zur Grundlage dienen, gemäß zu empfinden, zu denken und zu handeln.

Ein Missethäter, den die Richter zum Tode verdammen, wird nicht wider sie aufgebracht oder wider sie eingenommen. Er siehet es als richtig ein, daß sie strenge wider ihn handeln müssen und kennet das Recht, das er ihnen in Verbindung mit den übrigen Gliedern der Gesellschaft gegeben hat, auf

diese

diese Art gegen die Uebertreter der Gesetze des Vaterlands zu handeln. Dies ist ohne Zweifel der unumstößlichste Beweis einer sehr starken Ueberzeugung.

Man braucht keine Gewalt, um allen Menschen eine Wahrheit annehmungswürdig zu machen, wenn man sie gleich nöthig hat, um dieselben nach dieser Wahrheit handeln zu machen. Das Einsehen der Wahrheit und die innere Beruhigung, die darauf folgt, kosten nichts. Nur die Befolgung der Ordnung, welche die Wahrheit einführt, ist schweer, weil sie oft fodert, daß wir unsere Leidenschaften grössern, edlern und solchen Vortheilen aufopfern sollen, die uns ohne Zweifel angenehmer und heiliger seyn müssen, da doch die Tugend immer der einfachste und sicherste Weg zur Glückseligkeit ist. Allein diese Vortheile können nur einen schwachen und langsamen Einfluß auf uns haben, weil wir sie nur aus einem dunkeln, ungewissen und entfernten Gesichtspunkt betrachten, so lange unsere Leidenschaften nicht schweigen.

Jedermann giebt zu, daß Gerechtigkeit sey, daß ieder die Früchte seiner Arbeit in Ruhe geniessen, daß man sein freiwilliges Versprechen halten müsse u. s. w. Allein, nicht ein ieder lebt nach dieser Gerechtigkeit. Ihr gegenwärtiger Vortheil oder ihre Leidenschaf-

schaf-

schaften wenden ihre Gedanken von den Dingen ab, die sie als recht erkennen oder deren Wahrheit sie einsehen.

Sechstes Kapitel.

Vom Interesse.

*Unser Vortheil, oder unser besonderes Interesse ist der Grund aller unserer Urtheile und die Triebfeder aller unserer Handlungen.

Der grosse Haufen schränkt die Bedeutung des Worts Interesse gemeiniglich blos auf die Geldbegierde ein. Der verständige Leser wird einsehen, daß ich dies Wort in einem weitläuftigern Sinn nehme und es überhaupt auf alles anwende, was uns Vergnügen verschaffen oder uns von Schmerz befreien kann.

* * *

Wenn die Verbindungen des Schachspiels unendlich sind, wenn man sich darinn nicht hervorthun kann, ohne viel Spiele zu machen, warum giebt das Publikum den grossen Schachspielern nicht den Namen grosser Geister? Darum, weil ihre Begriffe denselben

* Vom Geist.

selben nicht nützlich sind, weder als angenehm, noch als unterrichtend, und weil es daher von ihrer Hochschätzung keinen Vortheil hat. Wenn die Welt immer die Irrthümer wenig geachtet hat, deren Erfindung zuweilen mehr Anstrengung des Geistes voraussetzt als die Entdeckung einer Wahrheit und wenn sie den Locke höher schätzt als den Malebranche, so kommt dies daher, weil man immer seine Hochachtung nach seinem Vortheil abmißt. In welcher andern Wage könnte sie auch das Verdienst der Begriffe der Menschen abwägen? Jeder Mensch urtheilt über Sachen und Personen nach dem Eindruck, den er durch sie erhält. Das Publikum besteht aus allen Menschen zusammen genommen. Es kann daher nichts anders, als seinen Vortheil zur Richtschnur seiner Urtheile machen.

*　　*
*

Unser Haß oder unsere Liebe ist eine Würkung des Guten oder des Bösen, das man uns erzeigt. Im Stande der Wildheit, sagt Hobbes, giebt es keinen Bösewicht als den Starken und in dem gesitteten Stande keinen als den in Ansehen stehenden Mann. Der Mächtige, in diesem beiden Verstande genommen, ist indessen nicht böser als der Schwache. Hobbes sahe es

wohl

wohl ein; aber er wußte auch, daß man die nur böse nennt, deren Bosheit man zu fürchten hat. Man lacht über den Zorn und über die Schläge eines Kindes. Es scheint dadurch oft drolligter zu werden. Aber man entrüstet sich über einen starken Menschen — seine Schläge verwunden — man behandelt ihn als einen ungesitteten.

* *
*

Wann die physische Welt den Gesetzen der Bewegung unterworfen ist, so ist es die moralische Welt den Gesetzen des Interesse nicht weniger. Das Interesse ist der mächtigste Zauberer auf Erden, der die Gestalt aller Dinge in den Augen aller Geschöpfe verändert. Ist nicht das friedfertige Schaaf, das auf unsern Wiesen weidet, für die kleinen Insekten, die sich in den dichten Kräutern aufhalten, ein Gegenstand der Furcht und des Schreckens? „Laßt uns, sagen sie, dies „gefräßige und grausame Thier fliehen — „dies Ungeheuer, dessen Kehle uns und un„sere Brüder auf einmal verschlinget. Folgt „es nicht dem Beispiel des Löwen und des „Tiegers? Diese wohlthätigen Thiere zer„stöhren unsere Wohnungen nicht, nähren „sich nicht mit unserm Blute. Als gerechte „Rächer des Verbrechens ahnden sie an „dem Schaafe die Grausamkeiten, die es an

„uns

„uns ausübt.„ Auf diese Art verwandelt das verschiedene Interesse die Gegenstände. In unsern Augen ist der Löwe ein grausames Thier — in den Augen des Insekts ist es das Schaaf. Man kann auch auf die moralische Welt anwenden, was Leibnitz von der physischen sagt: daß diese Welt immer in Bewegung sey, und in iedem Augenblick eine neue und iedem ihrer Bewohner verschiedene Erscheinung darstelle.

* * *

Wir wollen die Grundsätze, die ich eben auf die Handlungen angewendet habe, auf die Begriffe anwenden — und man wird gestehen müssen, daß ieder nur den einen guten Kopf nennt, dessen Begriffe ihm nützlich sind — sie mögen nun unterrichtend oder angenehm seyn, und daß auch das persönliche Interesse in dieser Absicht der einzige Richter des Verdienstes der Menschen ist.

Jeder Begrif, den man uns aufstellt, hat immer eine gewisse Beziehung auf unsern Zustand, auf unsere Leidenschaften und auf unsere Meinungen. In allen diesen Fällen nehmen wir einen Begrif um so lieber an, ie nützlicher er uns ist. Der Steuermann, der Arzt und der Ingenieur werden für den Schifbauer, für den Kräuterkundigen

und Mechanikus mehr Achtung haben, als der Buchhändler, Goldschmidt und Maurer für diese Art Leute haben werden. Denn sie ziehen ihnen den Romanendichter, den Zeichner und Baumeister vor.

In Ansehung der Begriffe, die unsere Leidenschaften oder unsern Geschmack entweder bestreiten oder begünstigen können, werden in unsern Augen gewiß dieienigen am schätzbarsten seyn, welche unsern Leidenschaften oder unserm Geschmack am meisten schmeicheln. Eine empfindsame Frau wird einen Roman höher schätzen als eine Metaphysik. Ein Mann wie Karl XII wird die Geschichte Alexanders iedem andern Werke vorziehen. Der Geitzige wird gewiß nur bey denen Verstand finden, die ihm ein Mittel anweisen, sein Geld gegen die höchsten Zinsen unterzubringen.

Wenn man die Gedanken anderer über Leidenschaften und Meinungen hochschätzen soll, so muß man Vortheil an dieser Hochschätzung haben. Ich merke hierbey an, daß die Menschen durch zweierley Arten von Eigennutz dazu bewogen werden können.

Es giebt Menschen, die von einem edlen und vernünftigen Stolz beseelt, als Freunde der Wahrheit ihrer Meinung ohne Hartnäckigkeit ergeben sind, und ihr Gemüth in

der

der Verfassung erhalten, die neuen Wahrheiten einen freien Eingang in dasselbe verstattet. Unter diese Zahl sind einige philosophische Köpfe und einige andere Menschen zu rechnen, die noch zu iung sind, als daß sie sich schon selbst Meinungen gebildet haben und sich schämen sollten, sie zu verändern. Diese beiderley Gattungen von Menschen werden immer bey andern wahre, richtige und überhaupt solche Begriffe schätzen, wodurch die Liebe zur Wahrheit befriedigt wird, die ein vernünftiger Stolz in ihnen hervorbringt.

Es giebt andere Menschen, (und unter dieser Zahl begreife ich fast alle) die von einem nicht so edlen Stolz belebt werden. Diese können nur bey andern die Begriffe schätzen, die mit den ihrigen übereinstimmen, und durch welche die hohe Meinung gerechtfertigt wird, die sie alle von der Rechtschaffenheit ihres Gemüths haben. Auf diese Aehnlichkeit der Gesinnungen gründet sich ihr Haß und ihre Liebe. Daher iene gewöhnliche und lebhafte Neigung, welche sich fast bey allen Menschen im Mittelstande findet, verdienstvolle Leute zu kennen und ihnen auszuweichen. Daher iener mächtige Trieb, den die Einsichtsvollen gegen einander empfinden, ein Trieb, der sie nöthigt, sich aufzusuchen, ohn-

geachtet die ihnen gemeinschaftliche Ruhmbegierde ihren Umgang oft gefährlich macht. Daher die sichere Art, den Charakter und den Verstand eines Menschen nach der Wahl seiner Bücher und Freunde zu beurtheilen. Ein Thor hat in der That keine andere als Thoren zu Freunden. Jede freundschaftliche Verbindung setzt, wenn sie sich nicht auf Wohlstand, Liebe, Schutz, Geiz, Ehrgeiz, oder auf eine andere Bewegursach dieser Art gründet, immer einige Aehnlichkeit der Gedanken und der Gesinnungen zwischen zween Menschen voraus. Dies vereinigt Menschen von ganz verschiedenem Stande. Daher giengen die Auguste, die Mecäne, die Scipio's, die Juliane, die Richelieu's und Conde''s freundschaftlich mit Gelehrten um.

* * *

Allein, wird man sagen, man siehet doch, daß Menschen zuweilen an andern Gedanken bewundern, auf die sie nie gefallen seyn würden und die sogar nicht einmal mit den ihrigen Aehnlichkeit haben. Die Worte eines Kardinals sind bekannt. Nach der Pabstwahl gieng dieser Kardinal zu dem heiligen Vater und sagte zu ihm: Sie sind nun zum Pabst erwählt — Dies ist das letzte mahl, daß Sie die Wahrheit hören werden. Durch die Ehrenbe-

zeu-

zeugungen verführt, werden Sie sich bald für einen grossen Mann halten. Erinnern Sie sich, wer Sie vor Ihrer Erhebung waren. Leben Sie wohl. Ich werde Ihnen meine Unterthänigkeit bezeugen. Es haben gewiß wenig Hofleute so viel Verstand und Muth, so zu reden. Die meisten gleichen den Völkern, welche ihr Götzenbild wechselsweise anbethen und geisseln und freuen sich ins geheim darüber, wann sie den Herrn, dem sie unterworfen sind, gedemüthigt sehen. Die Rache giebt ihnen das Lob ein, womit sie dergleichen Züge erheben und die Rache ist ein gewisses Interesse. Wer nicht von solchem Interesse beseelt wird, der achtet und hegt sogar keine andere als den seinigen ähnliche Gedanken. Ist nicht auch der Kommandostab, der das keimende und unbekannte Verdienst hervorziehen kann, und muß er nicht in den Händen einsichtsvoller Leute seyn, weil sich der Edelsteinhändler nur auf ungeschliffene Diamanten versteht, und der gute Kopf nur den guten Kopf unterscheiden kann. Das Auge des Türenne konnte daher nur in dem iungen Curchill den berühmten Marlborough erkennen.

* * *

Brutus opferte seinen Sohn blos daher zur Wohlfahrt Roms auf, weil die väter-

terliche Liebe nicht so viel Gewalt über ihn hatte, als die Liebe zum Vaterlande. Er gab damahls blos seiner stärksten Leidenschaft nach. Sie klärte ihn in Ansehung des öffentlichen Wohls auf, und zeigte ihm in diesem Morde, der so edel, so geschickt war, die Liebe zur Freiheit aufzuwecken, das einzige Rettungsmittel, welches Rom erhalten und verhindern konnte, daß es nicht unter der Tyranney der Tarquine zurückfiel. In den kritischen Umständen, in welchen sich Rom damahls befand, mußte eine solche Handlung der grossen Macht, zu der es hernach die Liebe des öffentlichen Wohls und der Freiheit erhob, zur Grundlage dienen.

Siebentes Kapitel.

Ueber das gesellschaftliche Leben.

§. 1.

Von der Unmöglichkeit in den Stand der Wildheit zurück zu kehren.

*Die Gesellschaft ist dem Menschen nöthig und nützlich. Ein schwaches und mit Bedürfnissen geplagtes Geschöpf verlangt in

* *Systeme Social.*

in iedem Augenblick Hülfe, die es nicht von sich selbst erhalten kann. Wir wollen also nicht auf die verzagte Philosophie achten, die uns einladet, die Gesellschaft zu fliehen, dem Umgange der Menschen zu entsagen, und in die Wälder zurück zu kehren, wo unsere Altväter lebten, um daselbst nach ihrem Beispiel mit den Thieren um unsern Unterhalt zu kämpfen. Wenn dies würklich geschehen — wenn man gesittete Menschen in der That dahin bringen könnte, daß sie die Einsichten, die Gewohnheiten, den Wohlstand und die Bequemlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens vergässen — wenn man sie auch wieder in den Stand der Wildheit zurückbrächte — wenn man, sage ich, dies seltsame System würklich einführte, so würde man dadurch die Natur des Menschen nicht ausrotten, seine Kräfte nicht zerstören, ihm seine Thätigkeit, seine natürliche Neigung zur Vervollkommnung seines Zustandes, seine Neugierde, seine Unbeständigkeit nicht rauben; sondern er würde nach und nach durch eben die Veränderungen durchgehen und die Laufbahn von neuen anfangen, die seine Vorfahren durchlaufen sind, und nach einigen Jahrhunderten würde er wieder da seyn, wo wir ihn iezt sehen.

§. 2.

Vom Ursprung und Fortgang der Wissenschaften und der Künste.

Der Mensch fängt damit an, daß er Eicheln ißt, mit den Thieren einerley Nahrung hat und kommt endlich so weit, daß er den Himmel ausmißt. Nachdem er das Feld gebauet und besäet hat, erfindet er die Meßkunst. Um sich gegen die Kälte zu schützen, bedeckt er sich im Anfang mit den Häuten der von ihm überwundenen Thiere, und nach einigen Jahrhunderten siehet man ihn Gold und Seide dazu in einander weben. Eine Höhle, ein hohler Baum sind seine ersten Wohnungen und endlich wird er ein Baumeister und führt Palläste auf. Wann sich seine Bedürfnisse vermehren, so vermehret sich seine Geschäftigkeit und er wird genöthigt, seinen Geist anzustrengen. Durch die Kette, welche alle menschliche Kenntnisse verbindet, entdeckt er nach und nach alle Wissenschaften und Künste. Was für seine Bedürfnisse nicht brauchbar ist, dient wenigstens zur Befriedigung seiner Neugierde — einem Bedürfniß, das immer von neuen auflebt und das durch nichts vollkommen befriedigt werden kann. Nachdem er daher sein Feld ausgemessen hat, macht er einen Ver-

Versuch an dem Gewölbe des Himmels und will die Bewegungen der himmlischen Körper, die seine Augen nur mit Mühe entdecken, gewissen Regeln unterwerfen. Unter seinen Händen verwandelt sich der Baum in eine Säule, die Hütte in einen Pallast, der Rasen in ein Polster, das übel riechende und schmutzige Fell in einen glänzenden und prächtigen Stoff. Bey allen diesen verschiedenen und von einander abweichenden Schritten leitet ihn die Natur, die ihn beständig ermuntert, seinen Zustand vollkommener und angenehmer zu machen.

§. 3.

Schilderung eines Wilden.

Man behauptet, daß der Wilde glücklicher ist als der gesittete Mensch. Aber worin besteht sein Glück und was ist ein Wilder? Er ist ein grosses Kind, das keinen Zufluchtsort, keine Erfahrung, keine Vernunft, keine Industrie besitzt, das unaufhörlich von Hunger und Elend gequälet wird, in iedem Augenblick mit Thieren kämpfen muß, kein anderes Gesetz als seinen Eigensinn, keine andere Vorschrift als seine gegenwärtigen Leidenschaften, kein anderes Recht als die Stärke, keine andere Tugend als die Kühnheit kennt.

kennt. Er ist ein ungestümes, unbedachtsames, grausames, rachsüchtiges, ungerechtes Geschöpf, das keine Zügel leiden kann, den folgenden Tag nicht voraus sieht, jeden Augenblick in Gefahr ist, entweder das Opfer seiner eigenen Thorheit oder der Wildheit der Unvernünftigen zu werden, die ihm gleich sind. Das Leben des Wilden oder der Zustand der Natur, darin einige finstere Grübler den Menschen wieder haben zurückführen wollen, das goldne Zeitalter, das von den Dichtern so sehr erhoben worden ist, sind im Grunde Verfassungen, in welchen Elend, Schwachheit und Unvernunft herrschen. Selbst die meisten von denen, die von diesem Zustand reden, scheinen sich keinen rechten Begrif von demselben gemacht zu haben. Verstehen sie einen Zustand darunter, der von allen Banden, Verhältnissen und Pflichten frey ist? Allein ein solcher Zustand ist nirgends als in unserer Einbildung würklich. Jeder Mensch hat einen Vater und eine Mutter. Er ist also die Frucht einer Gesellschaft, die wenigstens in seiner Kindheit zu seiner Erhaltung und zu seinen Bedürfnissen nöthig ist, und die er noch in der Folge nöthig haben wird, entweder aus Gewohnheit, um seine Wünsche zu befriedigen, oder um sich seine Arbeit zu erleichtern, oder sich gegen die Thiere zu vertheidigen.

Der Mensch hatte also selbst in dem so genannten Zustande der Natur gewisse Pflichten auf sich, und er mußte sie gegen dieselben in so ferne erfüllen, als er sie zu seinem eigenen Glück nöthig fand, wenn er auch nicht auf die übrigen heiligen Beweggründe Rücksicht nahm, welche ihn an dieselben fesselten.

§. 4.

Ueber den Nutzen des gesellschaftlichen Lebens.

Die menschliche Vernunft, die zu ihrer Bildung und Uebung vielfältige und oft wiederholte Erfahrungen und Ueberlegungen fordert, kann nur die Würkung des gesellschaftlichen Lebens seyn. Im Umgange mit Menschen können wir unsern Geist und unser Herz bilden. Der sich selbst überlassene Mensch erhält gewöhnlich nur sehr wenig Begriffe. In iedem Augenblick ist er wehrlos tausend Gefahren ausgesetzt, denen er nicht ausweichen kann. Der Mensch im gesellschaftlichen Zustande setzt seine Kräfte in Bewegung. Seine Thätigkeit vermehrt sich, seine Sele wird mit einer Menge Begriffe angefüllt, sein Herz lernt empfinden. Der Umgang bereichert ihn mit Gedanken und theilt ihm die Gesinnungen anderer mit.

Soll

Soll er einer Gefahr zuvorkommen, oder ein Unternehmen ausführen — so findet er sich alsbald durch den geschäftigen Eifer, durch die Erfahrungen und den Beistand seiner Mitbürger dazu gestärkt. Je zahlreicher eine Gesellschaft ist, desto mehr Thätigkeit, Aufklärung und Industrie hat sie, und desto mehr Unterstützung findet der Mensch in derselben. Der Wilde ist ein Geschöpf ohne Begriffe, ohne Verstand, ohne gute Eigenschaften, ohne Rettungsmittel, dessen Glück blos in einer gänzlichen Unwissenheit desjenigen bestehet, was ihm sein Leben angenehm, bequem und nützlich machen könnte.

§. 5.

Vorzug dieses Standes vor dem Stande der Wildheit.

Wenn wir auf das Verhalten unserer Vorfahren nur einige Blicke werfen, so werden wir finden, daß sich die Nationen seit dem sehr aufgeklärt haben, und im Ganzen genommen, ein viel angenehmeres Leben führen als sie. Haben wir mehr Luxus, mehr eingebildete Bedürfnisse, mehr Laster, so begehen wir auch weniger Verbrechen — und Ausschweifungen aller Art sind bey uns seltener. Kurz, unsere Verdorbenheit ist für

das menschliche Geschlecht nicht so schädlich als ihre Wildheit, ihre beständigen Empörungen, ihre unnützen und zwecklosen Unternehmungen. Ohngeachtet unserer Verkehrtheit, die ohne Zweifel ihre Nachtheile für uns hat, beweiset alles, daß die Sitten von Tage zu Tage feiner werden, und daß sich der Verstand aufklärt. Die itzigen Menschen sind geselliger geworden als unsere Väter. Wir sind empfindsamer, menschlicher, nicht so heftig und ungestüm. Kann der Luxus, so gefährlich und schädlich er auch ist, wohl halb so viel Elend anrichten als ehedem Unwissenheit, Härte, Grausamkeit, Mangel der Gesetze und der Ordnung – als ehedem die barbarische Wuth bey ienen Verheerungen und Entvölkerungen anrichteten? Eine vernünftige Regierung, die gute Gesetze giebt, kann weibische und durch den Luxus verdorbene Menschen leicht im Zaum halten. Allein, welchen Widerstand soll man empörerischen Wilden thun, die sich selbst durch die Furcht des Todes, dem sie trotzen, nicht zurück schrecken lassen?

Wenn gleich Kriegesunruhen zuweilen ganze Jahrhunderte hindurch in Europa geherrscht, und die Grundfesten desselben erschüttert haben, so findet man doch in den Kriegen selbst nicht so viel Wildheit mehr als ehedem. Das Interesse aller Völker hat

nach und nach Menschlichkeit in denselben eingeführt. Unter den Wilden zeigt der Krieger eine Grausamkeit, daß die Natur dafür erzittert. Sein Herz, das kein Mitleiden kennt, überläßt sich ganz der Wuth und ist nicht zufriedener als wenn es sich mit Mord und Blut sättigen kann. Er begnügt sich nicht mit dem Siege — er martert, sengt und brennt und reibt den Feind ganz auf, der in seine Hände gefallen ist. Sogar bey den Griechen und Römern sahe man einen fast eben so himmelschreienden Misbrauch herrschen. Der überwundene Feind erkaufte sein Leben durch den Verlust seiner Freiheit. Er war kein Mensch mehr in den Augen seines Ueberwinders, der sich für berechtigt hielt, ihn wie ein unvernünftiges Thier zu behandeln, seine Rache an ihn auszuüben oder ihn auch wohl umzubringen. In neuern Zeiten verhindert das Geräusch der Waffen nicht, daß man die Stimme der Natur, der Gerechtigkeit und des Mitleidens hört. Das Interesse aller Krieger erregt in ihnen die Empfindung, daß ihre überwundene Feinde Menschen sind, und daß sie dieselben so behandeln müssen, wie sie selbst behandelt zu seyn wünschten, wenn sie der Stärke anderer unterliegen müßten. Auf diese Weise verbannet das vernünftige Interesse die Grausamkeit der Kriege, und zeigt dem, der heute

den

den Sieg davon trägt, daß das unbeständige Glück ihn morgen wieder der Gewalt der Feinde überliefern kann, die er zu seinen Füssen erniedrigt siehet. Das Völkerrecht ist nichts anders als die Würkung der Verträge, deren Nothwendigkeit die Vernunft die aufgeklärteren Völker gelehrt hat.

Die Vertheidiger des Standes der Wildheit rühmen uns die Freiheit, die er iedem verstatte, da hingegen ihrer Meinung nach die meisten gesitteten Völker in Fesseln liegen. Allein können Wilde eine wahre Freiheit geniessen? Wesen ohne Erfahrung und Vernunft, die keine Beweggründe kennen, um den Ausbruch ihrer Leidenschaften zurück zu halten, die keinen nützlichen Zweck haben, können die wohl als würklich freie Wesen angesehen werden? Ein Wilder besitzt nichts als eine schändliche Ausgelassenheit, die so traurig für ihn als grausam für die Unglücklichen ist, die in seine Hände fallen. Freiheit in den Händen eines Mannes ohne Bildung und Tugend ist wie ein Scheermesser in den Händen eines Kindes. Je mehr sich die Menschen von dem Stande der Wildheit entfernen, ie mehr sehen sie die Rechte der Vernunft und den Werth der wahren Freiheit ein — und ie mehr sie besorgt sind, einen übelen Gebrauch davon zu machen,

machen, je mehr werden sie dieselbe von Empörung und ausgelassener Anarchie unterscheiden.

§. 6.

Ermunterung zur Beibehaltung des gesellschaftlichen Lebens und zum weisen Verhalten in demselben.

Die wahre Philosophie muß Liebe zu den Menschen, das Verlangen, sie glücklich zu sehen und die edle Ruhmbegierde zum Zweck haben, die nichts anders als der thätige Eifer ist, ihre Aufklärung und ihre Wohlfahrt zu befördern. Menschenfreundschaft, aber nicht Menschenfeindschaft muß also den beselen, der sich für einen Freund der Weisheit ausgiebt. Um die Menschen kennen zu lernen, muß man sie sehen, sie oft sehen — um an ihrem Unglück Theil zu nehmen, muß man ein gefühlvolles Herz haben — um sie aufzuklären, muß man sich ihnen nähern und nicht sich von ihnen entfernen. Die Bildung der Völker, die Verbesserung ihrer Sitten und Misbräuche kann nur langsam und mit Schwürigkeiten in Jahrhunderten geschehen, nur durch den fortgesetzten Fleiß des menschlichen Geistes, durch wiederholte Erfahrungen des gesellschaftlichen

Le-

lebens zu Stande gebracht werden. Die Uebel des menschlichen Geschlechts schlagen nur die kleinmüthigen Philosophen oder die hitzigen und voreiligen Köpfe nieder.

Wir wollen uns durch die traurigen Deklamationen einer menschenfeindlichen Philosophie nicht verführen lassen, die uns den Stand der Wildheit, der so traurig als der Tod selbst ist, gern mit reitzenden Farben schildern mögte. Wir wollen die Unbequemlichkeiten mit Gedult tragen, die mit dem noch nicht ganz vollkommenen gesellschaftlichen Zustande verbunden sind. Wir wollen daran denken, daß bey Völkern die Vernunft nur ein Werk der Zeit seyn kann — unterdessen die Pflichten eines Bürgers erfüllen — unsern Nebenmenschen nützlich zu seyn, ihnen zu dienen, sie zu trösten und aufzumuntern suchen — aufrichtige Ergebenheit, zärtliche Nachsicht, theilnehmende Freundschaft gegen sie blicken lassen. Aber wir wollen sie nicht niederschlagen, sie nicht aufmuntern, mit den unvernünftigen Thieren zusammen zu leben — wir wollen ihnen sagen, daß sie dem natürlichen Triebe folgen sollen, der den Menschen antreibt, mit seines Gleichen umzugehen und ihnen beyzustehen. Wir wollen ihnen sagen, daß sie ihre Vernunft immer mehr ausbilden und die fühl-

lose Betäubung von sich entfernen sollen, in der man sie gern erhalten mögte.

Wenig von den Menschen verlangen und ihnen alles das Gute erweisen, dazu man fähig ist, das ist die wahre Weisheit, die wahre Sittenlehre und die grosse Kunst, in Gesellschaft zu leben. Der Menschenfeind, der beständig über das menschliche Geschlecht zürnt, ist ein eben so misvergnügtes Geschöpf, in Ansehung seiner selbst, als er unnütz für seine Nebenmenschen ist. Der Antheil, den wir an dem Schicksal anderer Menschen nehmen, vermehrt unser eigenes Glück, indem er uns mitleidig gegen sie macht, und uns Dankbarkeit von ihnen erwarten läßt. Nachsicht ist eine von den Pflichten, um welcher man mit Menschen zusammen lebt. Diese sind meistentheils in dem Stande der Kindheit, der ihnen das Recht giebt, von denen Mitleiden zu erwarten, deren Vernunft aufgeklärter ist.

§. 7.

Eine treue Schilderung des gesellschaftlichen Lebens.

Wenn man auf das ewige Geschrey einiger menschenfeindlichen Grübler wider das menschliche Geschlecht achten wollte, so würde man

man in Versuchung kommen zu glauben: die Menschen wären Ungeheuer und der Weise müsse sie nothwendig verachten und fliehen. Wären sie indessen so böse als man uns überreden will, so könnte keine Gesellschaft bestehen — ieder Mensch wäre ein Feind des andern — Vertrauen und Liebe wären von dem Erdboden verbannet. Allein, wenn wir diese übele Laune bey Seite setzen, und alles nach seinem wahren Werth beurtheilen wollen, so werden wir finden, daß die Menschen eine Mischung von Lastern und Tugenden an sich haben, doch so, daß das Gute gewöhnlich das Uebergewicht über das Böse hat. Es wäre Thorheit, von Geschöpfen, wie wir sind, Vollkommenheit zu fodern. Wir nennen die gut, bey welchen wir mehr Gutes als Böses finden, und die Böse, bey welchen schädliche Leidenschaften herrschend sind. Nichts ist seltener als ein Bösewicht, der nach Grundsätzen und mit Ueberlegung handelt. Ein Mensch, dessen ganzes Leben ein Gewebe von Bosheiten und Lastern wäre, würde eine seltsamere Erscheinung seyn, als ein ganz Fehlerfreier. Bey den verdorbensten Menschen treffen wir gute Eigenschaften an. Wie auch immer ihre Verdorbenheit beschaffen seyn mag — so trift doch ihr Interesse sehr oft mit dem Interesse ihrer Nebenmenschen zusammen. In dem Le-

ben des Lasterhaftesten finden wir vielleicht mehr gute als böse Handlungen. Die Diebe und Meuchelmörder, welche die Gesellschaft beunruhigen, sind gewöhnlich gerecht unter einander und ihren Zusagen treu. Kein Mensch kann sich mit Vorsatz bey allen Gelegenheiten verabscheuungswürdig machen. Bey den strafbarsten Neigungen muß er einsehen, daß sein eigener Vortheil in jedem Augenblick fordert, sich denen angenehm zu machen, mit welchen er in Verbindung stehet.

Ohngeachtet der sich entgegen handelnden Leidenschaften der Menschen bestehen die Gesellschaften und verschaffen ihren Gliedern Vergnügen, Anmuth und gegenseitige Hülfe. Die schädlichen Leidenschaften werden durch die nützlichen aufgewogen, welche alles in einem gewissen Gleichgewicht halten. Das Unglück der Völker ist mehr den Leidenschaften, der Unvorsichtigkeit, den Thorheiten einer kleinen Anzahl verkehrter Menschen als der größten der Bürger zuzuschreiben. Es würde überdem ungerecht oder zu strenge seyn, wenn wir die Menschen, mit welchen wir leben, nach den vorübergehenden Ausbrüchen und augenblicklichen Aufwallungen ihrer Leidenschaften beurtheilen und verdammen wollten. Laßt uns sie blos nach der Summe und dem ganzen Umfange ihrer Handlungen

gen

gen beurtheilen — ihnen die Fehler, die wir an ihnen finden, wegen der guten Eigenschaften, die sie blicken lassen, verzeihen — die Nachsicht gegen sie beweisen, die wir selbst bedürfen. Laßt uns bedenken, daß sie selbst für ihre Schwachheiten leiden müssen, daß sie gewöhnlich nur aus Mangel der Ueberlegung Böses thun — selbst den Bösewicht beklagen, den eine unglückliche Organisation oder falsche Begriffe von Glückseligkeit oder der Mangel einer vernünftigen Erziehung zum Feind des menschlichen Geschlechts und zu seinem eigenen Feinde gemacht haben — sie so wie iene giftige Thiere vermeiden, deren Natur es mit sich bringt, zu schaden und Abscheu bey allen denen zu erregen, die ihnen begegnen.

§. 8.

Nachsicht ist in dem gesellschaftlichen Leben nöthig.

Nachsicht muß eine nothwendige Folge unserer Ueberlegungen über die Natur des Menschen und die Schwachheiten seyn, die ihr Eigenthum sind. Wenn wir mit kaltem Blute die Beweggründe unsers Eifers und Unwillens über unsere Nebenmenschen untersuchten, so würden wir fast immer finden,

den, daß wir sie blos deswegen hassen oder verachten, weil sie unglücklich sind, das heißt, wenn wir sie beklagen sollten.

Unser Jahrhundert ist gewöhnlich ein Gegenstand unserer Klagen, weil wir viel Böses in demselben bemerken. Um uns mit demselben wieder auszusöhnen, dürfen wir uns nur in Gedanken in die vorigen Jahrhunderte versetzen. Die Fehler der Personen, die wir näher kennen, scheinen uns am lästigsten zu seyn. Allein, glauben wir, daß diejenigen, mit denen wir nicht umgehen, vollkommener oder vernünftiger sind? Es ist mit den Menschen, wie mit allen schönen und wohl bearbeiteten Gegenständen, die, wenn man sie zu nahe betrachtet, unzählige Fehler verrathen. Die Haut des schönsten Frauenzimmers wird, wenn man sie durch ein Vergrösserungsglas ansieht, ein unangenehmer Gegenstand. Die Glieder einer Familie sind gewöhnlich nicht recht einig, weil es bey dem täglichen Umgange natürlich ist, daß einer des andern Fehler empfinden muß. Eine billige Nachsicht ist das beste Mittel, Misvergnügen und Ungedult zu vertreiben, welche vergebliche Quaalen des Lebens sind. Ein Mensch, der nicht nachgeben kann, ist nicht zur Gesellschaft geschaffen. Er ist ein hartes und unglückliches Geschöpf, das sich und andern gleich lästig ist.

Mit

Mit ganzen Nationen hat es eben die Bewandtnis wie mit einzelnen Menschen, mit politischen Gesellschaften wie mit Privatgesellschaften. Sie haben Vortheile und Unbequemlichkeiten, die der vernünftige Bürger ertragen muß. Die besten sind dieienigen, in welchen das Gute das Böse übersteigt. Selbst der Weise, wenn er auch ein Opfer der Leidenschaften wird, die oft stolz herrschen, fährt fort, sein Vaterland zu lieben. Durch Gewalt aus seinem Vaterlande vertrieben — sagt er mit einem Solon, der Athen verlassen mußte, wie sich Pisistratus zum Herrn in demselben aufgeworfen hatte: o mein Vaterland! Solon will dir mit Rath und That beistehen. Allein man hält mich für einen Thor. Ich muß dich also verlassen, wenn ich gleich alle meine Mitbürger ausser den Pisistratus liebe.

Achtes Kapitel.

Ueber die eheliche Gesellschaft.

§. 1.

Obliegenheiten eines ieden Gliedes dieser Gesellschaft.

*Das gesellschaftliche Verhältniß der beiden Geschlechter ist fürtreflich. Aus dieser Gesellschaft entsteht eine moralische Person, wovon die Frau das Auge und der Mann der Arm ist. Allein sie stehen in solcher Abhänhigkeit gegen einander, daß die Frau von dem Manne lernen muß, was sie sehen soll, und der Mann von der Frau lernen muß, was er thun soll. Wenn sich die Frau eben so weit in Grundsätze vertiefen könnte als der Mann, und wenn der Mann eben solche Einsicht der kleinsten Umstände hätte als sie — so würden sie nicht von einander abhänhig seyn, sie würden in beständiger Uneinigkeit leben und ihre Gesellschaft könnte nicht bestehen. Allein, bey der unter sie herrschenden Harmonie zielt alles auf einen gemeinschaftlichen Zweck ab. Man weiß nicht, wer von beiden am meisten dazu beiträgt. Jeder folgt der Aufmunterung des andern, ieder gehorcht und beide sind Herren. Die Herrschaft der Frau ist eine sanfte, weise und gefällige Herrschaft. Ihre Befehle sind Liebkosungen, ihre Drohungen sind Thränen. Sie muß wie ein Staatsminister in dem Hause regieren, indem sie sich hat befehlen lassen, was sie thun will. In diesem Verstande sind das offenbar die besten Haushal-

tun-

* J. J. Rousseau.

tungen, wo die Frau die meiste Autorität hat. Allein, wann sie die Stimme ihres Herrn nicht achtet, sich seine Rechte anmassen und selbst befehlen will, so entstehen aus dieser Unordnung immer Elend, Aergerniß und Unehre.

§. 2.

Kann ein Mann von aufgeklärtem Verstande eine Frau heirathen, die keinen geübten oder keinen weitsehenden Verstand hat?

Ich kenne unter beiden Geschlechtern nur zwo verschiedene Klassen von Menschen. Die eine begreift dieienigen, welche denken, und die andere dieienigen, welche nicht denken, in sich. Diese Verschiedenheit rührt fast allein von der Erziehung her. Ein Mensch aus der ersten Klasse muß sich nicht in die andere hinein heirathen. Denn ihm fehlt der größte Reitz des gesellschaftlichen Lebens, wenn er eine Frau hat und allein denken muß. Dieienigen, welche ihre Lebenszeit blos mit Arbeiten zu ihrem Unterhalt zubringen, haben keinen andern Gedanken als den an ihre Arbeit oder an ihren Vortheil — und ihr Verstand scheint ganz in ihren Fingerspitzen eingeschränkt zu seyn. Diese Unwissen-

senheit schadet weder der Policey, noch den Sitten. Oft stiftet sie sogar Nutzen. Durch das viele Denken findet man sich oft mit seinen Pflichten ab, und setzt zuletzt nichts als ein Gewäsch an die Stelle der Sachen. Das Gewissen ist der aufgeklärteste Philosoph. Man darf Cicero's Buch von den Pflichten nicht gelesen haben, um ein rechtschaffener Mann zu seyn, und die ehrbarste Frau weiß vielleicht am wenigsten, was Ehrbarkeit ist. Allein es ist auch eben so wahr, daß ein aufgeklärter Kopf allein den Umgang angenehm macht, und es ist für einen Hausvater, der in seinem Hause sein Vergnügen hat, etwas trauriges, wenn er in demselben seine Gedanken ganz für sich behalten und sich mit keinem unterhalten kann. Wie wird ferner eine Frau, die im Nachdenken nicht geübt ist, seine Kinder erziehen? wie wird sie beurtheilen, was für sie gut ist? Wie wird sie ihnen Neigung zur Tugend, die sie nicht kennt und zur Erwerbung solcher Verdienste, von welchen sie keinen Begrif hat, einflößen? Sie wird ihnen entweder schmeicheln oder drohen, sie unverschämt oder furchtsam machen. Sie wird manierliche Affen oder unbesonnene Buben, aber nie scharfsichtige Köpfe oder liebenswürdige Kinder aus ihnen ziehen.

Für einen Mann von Lebensart ist es also nicht rathsam, daß er eine Frau, die keine Lebensart hat, oder aus einem Stande, wo sie keine haben kann, heirathet. Indessen mögte ich doch hundertmal lieber ein einfältiges und ohne Sitten erzogenes Mädgen haben, als ein gelehrtes Frauenzimmer, die den schönen Geist spielt und in meinem Hause eine gelehrte Gesellschaft errichten wollte, zu deren Vorsteherinn sie sich machte. Eine schöngeisterische Frau ist eine Geissel für ihren Mann, für ihre Kinder, Freunde, Gesinde und für iedermann. Von der Höhe ihres schönen Geistes siehet sie auf alle ihre weibliche Pflichten mit Verachtung herab, und will sich so wie die Demoiselle de l'Enclos zu einem Mann umbilden. In Ansehung ihres Aeussern ist sie immer lächerlich und wird mit Recht getadelt, weil man natürlicher Weise lächerlich wird, sobald man seinen Stand verläßt, und zu dem, den man wählt, nicht gemacht ist. Alle Frauenzimmer von grossen Talenten hintergehen nur Thoren. Man weiß immer, welches der Künstler oder Freund ist, der die Feder oder den Pinsel führt, wenn sie arbeiten. Man kennt den bescheidenen Gelehrten, der ihnen ihre Orakelsprüche ins geheim diktirt. Alle diese Charlatanerie ist für eine gutdenkende Frau nicht anständig. Wann sie auch

würk-

würklich Talente hätte, so würden ihre Ansprüche darauf sie doch herabsetzen. Ihre Würde besteht darinn, daß sie unbemerkt lebt — ihr Ruhm ist die Hochachtung ihres Mannes — ihr Vergnügen besteht in dem Glück ihrer Familie.

§. 3.

Darf man ein sehr schönes Frauenzimmer aufsuchen?

Eine grosse Schönheit scheint mir im Ehestande eher zu fliehen als aufzusuchen zu seyn. Die Schönheit verliert sich schnell für den Besitzer. Nach sechs Wochen ist sie für ihn nicht mehr. Allein ihre Gefahren dauren so lange als sie selbst. Ist eine schöne Frau nicht ein Engel, so ist der Mann der unglücklichste von allen Menschen, und wäre sie ein Engel, wie wird sie dann verhindern können, daß er beständig mit Feinden umringt ist. Wenn grosse Häßlichkeit nicht Abneigung hervorbrächte, so würde ich sie der größten Schönheit vorziehen. Denn in kurzer Zeit verändern sich beide in den Augen des Ehemannes und die Schönheit wird schädlich, die Häßlichkeit nützlich. Allein die Häßlichkeit, die Abneigung hervorbringt, ist das größte Unglück. Anstatt daß sich diese

Em=

Empfindung ganz verlieren sollte, nimmt sie vielmehr beständig zu und verwandelt sich in Haß. Eine solche Ehe ist eine Hölle und der Tod wäre einer solchen Verbindung gewiß vorzuziehen. Man wünsche sich in allen Stücken das Mittelmässige und mache bey der Schönheit keine Ausnahme. Eine gefällige, einnehmende Gestalt, die keine Liebe, aber Wohlwollen einflößt, verdient den Vorzug. Sie ist für den Mann nicht nachtheilig und dem gemeinen Wohl zuträglich. Reitze verschwinden nicht wie die Schönheit. Sie haben Lebhaftigkeit und zeigen sich immer in neuen Gestalten. Nach dreissig Jahren des Ehestandes gefällt eine edeldenkende Frau ihrem Manne noch eben so, wie am ersten Tage.

Die Verschiedenheit der Glücksumstände und des Standes verschwindet in der Ehe und macht sie nicht glücklicher. Allein die Verschiedenheit der Gemüthsart und des Charakters bleibt und dadurch wird man glücklich oder unglücklich. Das Kind, das keine andere Vorschrift als die Liebe hat, thut eine schlechte Wahl. Der Vater, der blos seinem Gutdünken folgt, wählt noch schlechter.

§. 4.
Mittel wider den Kaltsinn im Ehestande.

Kann man im Ehestande ohne Theilnehmung an dem Schicksale des Gatten leben? Ist das Gute und Böse in demselben nicht gemeinschaftlich, so ungern man es auch sieht? Fällt nicht der Kummer, den einer dem andern macht, immer auf den zurück, der ihn verursacht? Das Mittel wider die Kälte der Liebe im Ehestande ist einfach und leicht. Man muß nemlich fortfahren Liebhaber zu seyn, wenn man Ehemann ist. Die Knoten, die man zu fest knüpfen will, zerreissen. Dies geschicht im Ehestande, wenn man dem Knoten mehr Festigkeit geben will, als er haben muß. Die Treue, die der Ehestand beiden Gatten zur Pflicht macht, ist das heiligste von allen Rechten. Allein die Gewalt, die er iedem über den andern giebt, ist zu groß. Zwang und Liebe sind keine gute Gesellschafter und das Vergnügen steht unter keinen Befehlen. Es ist nicht so sehr der Besitz, der Sättigung hervorbringt, als der Zwang. Willst du also der Liebhaber deiner Frau seyn, so sey sie immer deine und ihre eigene Gebieterin. Sey ein glücklicher, aber in Hochachtung stehender Liebhaber. Erhalte alles durch Liebe

und

und fordere nichts als Pflicht. Die geringsten Dienste siehe nicht als rechtmässige Forderungen, sondern als Gefälligkeiten an.

§. 5.

Was wird zur Beförderung einer glücklichen Ehe erfodert?

Die Liebe ist nicht immer nöthig, um eine Ehe glücklich zu machen. Anständigkeit, Tugend, eine gewisse Gleichheit nicht so sehr des Standes und des Alters als des Charakters und der Gemüthsart sind unter zwey Eheleuten hinreichend. Dies hindert nicht, daß nicht aus solcher Verbindung die zärtlichste Zuneigung entstehen sollte, die zwar nicht im eigentlichsten Verstande Liebe zu nennen ist, aber doch eben so angenehm und — dauerhaft genug ist. Die Liebe hat eine beständige Unruhe zur Begleiterin, deren Ursach Eifersucht oder Abwesenheit des geliebten Gegenstandes ist, und die sich gar nicht mit der Ehe verträgt, weil diese ein Stand des ruhigen Genusses und des Friedens ist. Man heirathet nicht, damit ein Gatte blos an den andern denken, sondern damit man gemeinschaftlich die Pflichten des bürgerlichen Lebens erfüllen, sein Haus mit Klugheit regieren und seine Kinder wohl erzie-

ziehen will. Liebende sehen nichts anders als sich, beschäftigen sich ohne Aufhören mit sich selbst, und das einzige, was sie vorzunehmen wissen, ist: sich zu lieben. Allein dies ist zu wenig für Ehegatten, welche so viel andere Pflichten zu erfüllen haben.

* Ansehen, Hochachtung, Freundschaft, das Bestreben zu gefallen, sind noch nothwendiger zum Glück der Ehegatten als die Liebe. Denn Hochachtung gründet sich blos auf Vorzüge des Geistes und des Herzens. Sie können allein beständige Heiterkeit in einer Verbindung hervorbringen. Die Liebe ist eine zarte Blume, die der geringste Hauch entblättert. Hochachtung ist ein tiefgewurzelter Baum, der dem Sturm widersteht. Der Wilde und der Unvernünftige kennen in der ehelichen Verbindung nichts anders als viehische und flüchtige Wollust. Allein, der Gesittete und Verständige sucht auch bey seinem geliebten Gegenstande dauerhafte Vergnügungen, die den Vorzug vor den vorübereilenden haben. Bey der Wahl einer Frau wird er daher mehr auf die Empfindungen des Herzens als die flüchtigen Reitze Rücksicht nehmen, welche tausend Ursachen zerstören können. Die Zeit schont die Schönheit nicht, aber für die Tugend hat sie Achtung. Diese überlebt ihre Verwüstungen.

§. 6.

* *Systeme social.*

§. 6.

Schilderung einer tugendhaften Hausfrau.

Ist wohl in der Welt ein so rührender und ehrwürdiger Auftritt als wenn man eine Frau siehet, die von ihren Kindern umringt, ihrem Gesinde ihre Arbeiten anweiset, das Leben ihres Mannes glücklich macht und ihr Hauswesen weislich regieret? Hier zeigt sie sich in der ganzen Würde einer rechtschaffenen Frau — hier flößt sie würklich Ehrfurcht ein — hier theilen Schönheit und Ruhm die Achtung, welche man der Tugend erzeigt. Ein Haus, dessen Gebieterin abwesend ist, ist ein Körper ohne Sele, der in kurzen seinen Untergang erfährt. Eine Frau verliert ausser ihrem Hause ihren größten Glanz und ihres wahren Schmucks beraubt trit sie ohne allen Anstand einher.

Nicht allein das Interesse der Ehegatten, sondern auch die allgemeine Angelegenheit aller Menschen fordert unveränderte Reinigkeit im Ehestande. So oft sich zwo Personen durch ein feierliches Bündniß vereinigen, so nimmt das ganze menschliche Geschlecht stillschweigend die Verpflichtung auf sich, diese heilige Verbindung in Ehren zu halten. Dies ist meiner Meinung nach ein

sehr starker Grund wider die heimlichen Heirathen, die kein Zeichen einer solchen Verbindung an sich tragen, und daher unschuldige Herzen in die Versuchung führen, einen Ehebruch zu begehen. Die Welt ist in gewisser Absicht Bürge eines Vertrags, der vor ihren Augen geschlossen worden, und man kann sagen, daß die Ehre einer keuschen Frau unter dem besondern Schutz aller Redlichgesinnten steht. Wer sich daher untersteht, sie zu verführen, der sündigt erstlich, weil er sie zur Sünde verleitet und weil man immer an dem Verbrechen Theil nimmt, dazu man einen andern überredet — und zweitens begehet ein solcher selbst eine Sünde, weil er die öffentliche und heilige Treue des Ehestandes verletzet, ohne welche nichts in der Welt gehörig bestehen kann.

Eine tugendhafte Frau muß nicht allein die Hochachtung ihres Ehemannes verdienen, sondern sie auch erhalten. Wenn er ihr Vorwürfe macht, so verdient sie dieselben, und wäre sie ia unschuldig, so hat sie doch schon Unrecht, sobald sie sich Verdacht zugezogen. Denn selbst die Vermeidung des bösen Scheins gehört mit unter ihre Pflichten.

§. 7.

§. 7.

Warum das Frauenzimmer eingezogen leben muß.

Warum muß das Frauenzimmer eingezogen und von den Männern abgesondert leben? Wollen wir so ungerecht gegen dies Geschlecht seyn und glauben, daß es lediglich wegen seiner Schwachheit geschehen muß, damit es nicht in die Gefahr der Versuchung kommt? Nein, diese unanständige Besorgniß muß man nicht gegen eine rechtschaffene Frau, gegen die Mutter einer Familie äussern, welche beständig mit Gegenständen, die in ihr Empfindungen der Ehre unterhalten, umgeben ist, und die ehrwürdigsten Pflichten der Natur zur Führerin hat. Die Natur sondert sie selbst von den Männern ab, die ihnen ganz andere Beschäftigungen vorschreibt. Jene angenehme und schüchterne Bescheidenheit sondert sie ab, die, ohne an Keuschheit zu denken, die sicherste Wächterin derselben ist — — — Die Ehemänner sind sogar von dieser allgemeinen Regel nicht ausgenommen. Die edeldenkendesten Frauen erhalten immer die meiste Gewalt über ihre Männer, weil sie durch eine kluge und bescheidene Zurückhaltung ohne Eigensinn und Ausflüchte dieselben bey der zärtlichsten Ver-

bindung in einer gewissen Entfernung zu erhalten wissen, und dadurch verhindern, daß sie ihrer nie überdrüssig werden. So vorsichtig man auch ist, so verringert der Genuß doch das Vergnügen und vorzüglich die Liebe. Allein, wann die Liebe lange gedauert hat, so ersetzt eine angenehme Gewohnheit das Leere derselben und das Reitzende des Vertrauens trit an die Stelle der Leidenschaft — Und die Kinder knüpfen zwischen denen, die ihnen das Leben gegeben haben, eine eben so angenehme und oft festere Vereinigung als die Liebe selbst.

§. 8.

Der Mann muß in seinem Hause die Herrschaft haben.

Aus vielen Gründen, die aus der Natur der Sache fliessen, muß der Mann die Herrschaft in seinem Hause haben. Erstlich, die Gewalt darf zwischen dem Vater und der Mutter nicht gleich groß seyn, sondern es muß einer herrschen, und in Sachen, wo Rath zu ertheilen ist, muß eine Stimme entscheiden. Zweitens mag man die der Frau eigenthümlichen Beschwerlichkeiten für so gering ausgeben, als man will, so sind sie doch für sie selbst ein Zeitraum, wo sie unthätig

thätig seyn muß und daher ein hinlänglicher Grund, sie von dieser ersten Würde auszuschliessen. Denn wenn eine Waage vollkommen gleich ist, so reicht ein Strohhalm zu, der einen Seite das Uebergewicht zu geben. Ueberdem muß der Mann die Aufsicht über die Aufführung seiner Frau haben, weil ihm an der Gewißheit viel gelegen ist, daß die Kinder, die er für die seinigen erkennen und ernähren muß, auch keinem andern als ihm gehören. Die Frau, welche dergleichen nicht zu besorgen hat, hat dieses Recht über ihren Mann nicht. Drittens: Die Kinder müssen dem Vater einmal aus Nothwendigkeit und dann aus Erkenntlichkeit gehorchen. Wenn sie in der ersten Hälfte ihres Lebens ihre Bedürfnisse von ihm erhalten haben, so müssen sie die andere Hälfte dazu widmen, daß sie für die seinigen sorgen. Viertens: die Dienstbothen müssen ihm für den Unterhalt, den er ihnen giebt, ihre Dienste leisten — doch kann ihre Verbindung getrennt werden, sobald es ihnen nicht mehr zusammen gefällt.

Neuntes Kapitel.
Ueber das Frauenzimmer.

§. 1.

Von der schlechten Erziehung derselben.

*Der liebenswürdigste Theil des menschlichen Geschlechts — der Theil, den die Natur erschaffen zu haben scheint, um das ungestüme Wesen des Mannes zu mildern, seine Sitten sanfter, seine Sele empfindungsvoller zu machen, ist es, der oft die größten Unordnungen in der Gesellschaft anrichtet. Nach der Erziehungsart der Frauenzimmer, die in allen Ländern herrscht, zu urtheilen, scheint man sich blos vorgesetzt zu haben, Geschöpfe aus ihnen zu bilden, welche Eitelkeit, Unbeständigkeit, Eigensinn und kindisches Wesen bis an ihr Ende behalten sollen. Die Männer scheinen zu vergessen, daß sie da sind, ihre wahre und dauerhafte Glückseligkeit zu befördern. Die Politik würdigt sie in der Gesellschaft gar keiner Aufmerksamkeit.

In allen Gegenden der Erde ist das Schicksal der Frauen, daß sie tyrannisch beherrscht

* *Systeme social.*

herrscht werden. Der Wilde macht seine Gesellschafterin zur Sklavin und treibt seine Verachtung gegen sie bis zur Grausamkeit. Für den wollüstigen und eifersüchtigen Asiater sind die Weiber nichts anders als die geilen Werkzeuge seines geheimen Vergnügens. In dem ungeselligen und von unruhigen Tyrannen unteriochten Orient wird dies liebenswürdige Geschlecht in der grössesten Eingezogenheit von Kummer verzehrt, und bleibt ganz unnütz für die Welt, so lange es lebt. Handelt der Europäer ohngeachtet der scheinbaren Herablassung, die er gegen die Frauenzimmer zu bezeugen sucht, im Grunde rühmlicher gegen dieselben? Wenn wir ihnen eine vernünftigere Erziehung versagen, sie nur mit abgeschmackten Dingen und mit Kleinigkeiten unterhalten, ihnen nicht erlauben, daß sie sich mit etwas anders als mit Spielen, Moden und Putz beschäftigen dürfen, ihnen nur Geschmack an unerheblichen Beschäftigungen einflössen, so bezeugen wir ihnen doch dadurch warlich eine sehr gegründete Verachtung, die unter dem Schein der Gefälligkeit und der Hochachtung verborgen ist.

Was kann die Gesellschaft für Vortheile von einer Erziehung erwarten, die man iungen Mädgen von vornehmen Stande un-

ter uns giebt? Wie können eitle, die Zerstreuung liebende und oft der strafbarsten Intriguen schuldige Mütter ihren Zöglingen die Regeln der Klugheit, Bescheidenheit und Schaamhaftigkeit beibringen? Führen diese unverständigen Mütter sie zur Sittsamkeit, Klugheit und Wirthschaft an? Gewiß nicht. Sie werden vielmehr diese lästigen Zeugen ihrer eigenen Unordnungen und ihrer Unvernunft von sich entfernen. Sie werden die Erziehung ihrer Töchter unwissenden, lasterhaften, leichtgläubigen und abergläubischen Aufseherinnen überlassen. Ist dies nun wohl ein Mittel, gute Bürgerinnen, Hausmütter und Gattinnen zu bilden, welche die Hochachtung eines Gatten verdienen und sein Herz zu gewinnen fähig sind?

Auf Musik, Tanzen, Putz, äussern Anstand — auf dies allein schränkt sich gewöhnlich die Erziehung eines iungen Frauenzimmers ein, welches in der grossen Welt leben soll. Wozu diente es, wenn man die auffallenden Widersprüche bemerken wollte, womit diese Erziehung begleitet ist. Die Religion verbiethet es einem iungen Mädgen, die Welt lieb zu haben und derselben zu gefallen suchen, da hingegen alles, worinn ihre Eltern sie unterrichten oder unterrichten lassen, dahin abzielt, der Welt zu gefallen. Man

setzt

setzt die Ehre desselben in der Sittsamkeit, Schaamhaftigkeit, Anständigkeit und in der Erhaltung ihrer Unschuld, und doch scheint der Geschmack am Putz und an der Koquetterie, den man demselben einflößt, es aufzumuntern, alle Sittsamkeit und die Unschuld abzulegen, die man demselben als den größten Schatz, als den schönsten Schmuck des jugendlichen Alters abgeschildert hat. So unterrichtet, ohne die geringste Erfahrung, wird nun ein junges Frauenzimmer auf Befehl der Eltern, ohne Prüfung, mit einem Mann verbunden, den sie gar nicht kennt, der sie nicht liebt, dessen Gleichgültigkeit gegen sie und schlechtes Verhalten sie vielleicht bald verleiten, sich wegen ihres beständigen Kummers durch Zerstreuungen und eine üble Aufführung schadlos zu halten.

§. 2.

Ueber die Unvorsichtigkeit der Eltern, die ihre Kinder verheirathen, ohne auf die Neigungen derselben Rücksicht zu nehmen.

Unmenschliche Eltern zwingen oft ihre Tochter, eine Verbindung einzugehen, die ihrem Geschmack ganz entgegen ist. Sie wird als ein Schlachtopfer zum Altar geführt, und ge-

gezwungen, hier einem Manne eine unverbrüchliche Liebe zu schwören, für den sie nichts empfindet, den sie nie gesehen oder den sie wohl gar haßt. Sie wird der Gewalt eines Herrn überlassen, der zufrieden mit dem Besitz ihres Vermögens ihr ganz zuwider handelt, sich wenig um sie bekümmert, sich ihr durch sein schlechtes Betragen und seine Geringschätzung verhaßt macht, und sie sehr oft durch seine Aufführung und durch seine Härte zur Verzweifelung bringt. Die Ehe hat kein Vergnügen für sie — legt ihr nichts als unzertrennbare Fesseln an und benetzt diejenige, welche sie trägt, unaufhörlich mit ihren Thränen. Glücklich ist sie, wenn sie sich diese Last nicht auf Unkosten der Tugend zu erleichtern sucht! Barbarische Eltern! seid ihr es nicht, die ihr eure Töchter, deren Glück ihr befördern solltet, durch niedrigen Eigennutz geleitet, zu Verbrechen nöthigt, oder Zeitlebens in den verzweiflungsvollsten Zustand versetzt? Ihr fraget bey der Schliessung eurer Ehen blos eure thörichte Eitelkeit, oder euren schimpflichen Geitz um Rath. Werdet ihr dann nie die Wohlfahrt eurer Kinder um Rath fragen?

§. 3.
Der Ehebruch ist oft eine Frucht der schlechten Erziehung, die man Frauenzimmer giebt.

Was soll man von den ausschweifenden Gesinnungen für ein Urtheil fällen, die unter ienen verderbten Nationen herrschen, wo Untreue in der Ehe für eine Kleinigkeit gehalten wird? Ist ihre Würkung nicht, daß alles Vertrauen, alle Achtung, alle Freundschaft unter Personen zerstört wird, die in der genauesten Verbindung zu leben bestimmt sind? Was kann man dem Verstande einer Frau für eine grössere Beleidigung zufügen, als wenn man schaamlos die verwegene Forderung an sie thut, daß sie ihre Pflicht vergessen soll? Scheinet der Liebhaber, den sie vielleicht mit Wohlgefallen vor ihren Füssen liegen siehet, sie nicht einzuladen, das Glück ihres ganzen Lebens auf einmal seiner Eitelkeit und seiner Leidenschaft aufzuopfern? Heißt das eine Frau würklich lieben, wenn man zu ihr sagt: „Um meinen Triumph „mit Ruhm zu krönen, um meiner Sinnlich„keit einige Augenblicke zu schmeicheln, ver„liehren Sie auf immer die Hochachtung und „die Liebe eines Gatten, von dem Ihre „Glückseligkeit an iedem Tage abhängt.

„Aus

„Aus Gefälligkeit gegen mich machen Sie „sich in den Augen eines Mannes verhaßt „und verächtlich, dessen Hochachtung zu er„halten ihr größter Vortheil ist. Verach„ten Sie die Urtheile der Welt, die bey ih„rer verkehrten Beschaffenheit Sie doch ver„leumden und Ihrer Schwachheit spotten „wird. Vertrauen Sie Ihren habsüchtigen „Bedienten Ihre unerlaubten Liebeshändel, „und machen Sie dieselben dadurch zu Ih„ren Gebietern, daß Sie ihnen Ihre schimpf„lichen Geheimnisse entdecken.„

Dies sind die Würkungen der Untreue in der Ehe. Wie hat sich die Denkungsart der Menschen so sehr verschlimmern können, daß man ein Verbrechen für geringe hält, das die Wohlfahrt einer ganzen Familie ohne Rettung zerstören, das angenehmste Band zerreissen, die Ehe in ein unerträgliches Joch verwandeln, das künftige Menschengeschlecht durch Beispiele verderben kann, wodurch gute Sitten und Tugend denselben verächtlich werden müssen? Hieraus siehet man also, daß selbst die Quelle, die dem Vaterlande gute Bürger verschaffen sollte, giftig ist, und demselben keine andere als ausgeartete Menschen liefert. Dergleichen Unordnungen sind indessen eingeführt, durch die Lebensart der Reichen und Grossen veredelt.

Die

Die Verdorbenheit gehet bey einigen Nationen so weit, daß die eheliche Zärtlichkeit als etwas unedles, verächtliches, als etwas, das nicht zur feinen Lebensart gehört, angesehen wird. Ehelente von vornehmen Stande würden sich schämen, wenn sie Zuneigung gegen einander blicken liessen. Eine Frau scheinet nicht ihrem Mann, sondern einem ieden zuzugehören, der eine Eroberung an ihr machen will. Was soll man von Ländern denken, wo die Sitten so verdorben sind, daß ein Mann oft in die Ausschweifungen seiner Frau einwilligt und sie als ein Mittel zur Verbesserung seines Glückszustandes ansieht? Was kann ein Volk für Begriffe von Ehre haben, bey dem eine freiwillige Schande nichts entehrendes an sich hat?

Die Unordnung in den Sitten, die Zügellosigkeit oder das, was man Galanterie nennet, sind nothwendige Folgen der Unwissenheit, des Leichtsinns, der Zerstreuung und des Müssiggangs, dem Männer und Frauen sehr oft ergeben sind. Die Bestimmung der Frauen ist, sich mit häuslichen Angelegenheiten und mit der Erziehung ihrer Kinder zu beschäftigen. O daß sie doch diesen früh die Tugenden einflössen mögten, welche die Grundlage ihres künftigen Glücks seyn können! Sie überlassen sich der verderblichen Neigung

zum Spiel, der Zerstreuung, die ihre Tugend beständige Gefahren aussetzt — warum denken sie nicht lieber darauf, den guten Verstand auszubilden, den sie von der Natur erhalten haben? Dann würden sie nicht mehr durch schimpfliche Liebesverständnisse oder durch nichtswürdige Beschäftigungen die grosse Leere auszufüllen gezwungen seyn, welche die Erziehung gemeiniglich in ihre Sele läßt. Die Reitze, welche Vernunft und Weisheit zur Zierde haben, werden gewiß eben so liebenswürdig und noch mehr geschätzt werden.

§. 4.

Ueber die Gefahren, welche der Tugend iunger Mädgen von niedrigem Stande drohen — und über den Kummer, den sich Frauenzimmer von vornehmen Stande bereiten, wenn sie keine gute Erziehung erhalten haben.

Wie vielen Gefahren setzen nicht die Verdorbenheit der Sitten und der Mangel einer guten Erziehung die Töchter des gemeinen Mannes unter lasterhaften Nationen und besonders in grossen Städten aus, die gewöhnlich giftige Sammelplätze des Lasters sind?

sind? So wenig Reitze ihnen auch die Natur gegeben hat, so scheinen sie doch dem reichen Laster und der Schande zum Opfer bestimmt zu seyn. Dürftigkeit, Faulheit, Eitelkeit, Beispiele und alle Gespräche, die sie hören, muntern sie auf, in einer ausschweifenden Lebensart einen gemächlichern Unterhalt zu suchen, als sie durch ihrer Hände Arbeit haben könnten. Ohne Grundsätze, ohne Begriffe von Ehre und Wohlstand leben sie, wehrlos mitten unter einem Haufen Verführer, die sich zu ihrem Untergang verschworen haben. Anstatt daß sie bey ihren Eltern Schutz gegen die Verführung finden sollten — so willigen diese, welche Schandthat! welch ein Greuel! so willigen diese selbst, zur Rettung aus ihrer eigenen Noth, ein, daß sie sich einem reichen und mächtigen Wollüstling überlassen müssen, der sie erst auf die schändliche Laufbahn des Lasters leitet, sie dann der Schande Preis giebt und sie in die Nothwendigkeit setzt, in ihren Ausschweifungen fortzufahren. Wie sehr muß die Ausschweifung die Gesinnungen verunstalten und die Herzen so vieler Leute verhärten, die sich der schändlichen Siege rühmen, welche sie über die verführte Unschuld davon tragen, sie auf immer unglücklich und verächtlich machen! Was soll man von den Gesetzen denken, welche die Verführer unbestraft

bestraft lassen, die den verwegensten Meuchelmördern an Grausamkeit gleich sind? Kann ein Verbrechen mehr Vorwürfe des Gewissens erregen, als dasienige, das die Unschuld, mit frölichen Herzen in Schande und Unglück zu stürzen fähig ist? Giebt es endlich wohl ein grausameres und unsinnigeres Vorurtheil als die Verurtheilung so vieler schwacher betrogener Personen zur beständigen Unehre, da auf der andern Seite die Urheber ihres Vergehens mit ihren verhaßten Siegen öffentlich prahlen dürfen?

In allen Ständen werden die Frauen einmal grausam dafür gestraft, daß sie in ihren iüngern Jahren nicht den Grund zu ihrem künftigen Glück gelegt haben. Dieienigen, die in ihrem Frühling am meisten angebethet werden, sind gemeiniglich in ihrem Herbst und in ihrem Alter am meisten zu beklagen. Unnütz für die Gesellschaft, sich selbst überlassen, verlassen von den Schmeicheleien und den Ehrenbezengungen, daran sie sich gewöhnt hatten, verfallen sie gewöhnlich in eine finstere Schwermuth. Eine verdrüßliche und gezwungene Andacht, die blos eine Frucht ihrer Verzweifelung ist, ist oft die einzige Zuflucht, die ihnen übrig bleibt, um doch noch eine Rolle in der Welt zu spielen. Schwarze Sorgen treten nun bey ihnen

an die Stelle der Zerstreuungen, des heitern Wesens, der Eitelkeit und der Vergnügungen. Sich selbst und der Gesellschaft zur Last widmen sie Gott die müssigen Augenblicke, die sie nicht anders zuzubringen wissen *.

§. 5.

Traurige Würkungen der Schauspiele auf das Herz des schönen Geschlechts.

Ein anderer wesentlicher Fehler in der Erziehung iunger Frauenzimmer ist die Gewohnheit, sie in die Komödie zu führen. Was für traurige Würkungen müssen nicht die Schauspiele hervorbringen, in welchen sich alles vereinigt, bey ihnen Neigungen zu nähren oder zum Ausbruch zu bringen, die oft für den übrigen Theil ihres Lebens eine nie

* Ich bin weit davon entfernt, die Andacht zu tadeln, oder fromme Personen lächerlich zu machen. Hier ist blos die Rede von einer Frau, die von der Welt verachtet sich nun unter der Maske der Frömmigkeit verbirgt, und die doch die heftigste Begierde fühlet, den Lustbarkeiten beizuwohnen, wenn man sie mit eben der Hochachtung aufnehmen wollte als vorher.

Anmerk. d. Herausgeb.

nie versiegende Quelle von Schmerzen werden? Was für Verwirrungen müssen nicht in ihrer lebhaften Einbildungskraft iene verführerische Schilderungen der Liebe und der unerlaubten geheimen Verständnisse anrichten, welche ihnen die Schaubühne so oft vorstellt? Darf man sich wundern, wenn man so viel Schwachheit bey einem Geschlecht antrift, dessen einzige Beschäftigung Schauspiele, schlechte Lektür und Romane sind, und das in seinen müssigen Stunden beständig von Verführern umgeben ist? Sollte sich nicht die Vernunft mit der Religion vereinigen, um die Schauspiele zu verbannen, in welchen alles dahin abzielt, den Verstand und das Herz zu verführen, zu verzärteln und zu verderben? Diese Vergnügungen sind offenbar für die Jugend Schulen des Lasters — privilegirte Oerter zur Empörung der Leidenschaften — Klippen, wo die Unschuld, durch die Lehren einer schlüpfrigen Moral verführt, durch die Musik und durch die unzüchtigen Tänze erhitzt, einem beständigen Schiffbruch ausgesetzt ist.

Man sagt uns alle Tage, daß das durch Geschmack und Artigkeit gereinigte Theater in neuern Zeiten eine Sittenschule geworden ist. Allein, darf man wohl mehr thun, als seine Augen öfnen, um diesen Irrthum einzuse-

zusehen? Ist nicht der Inhalt der meisten Schauspiele, die in dem besten Kredit stehen, daß man uns immer feine Liebeshändel — Laster, die man liebenswürdig vorzustellen sucht, — Ausschweifungen, die zur Verführung der unbedachtsamen Jugend erdacht sind — Betrügereien, welche tausendfache Mittel, Böses zu thun, lehren — schildert? Wird nicht das Lächerliche, wodurch die Menschen ihre Thorheiten bessern lernen sollen, oft auf die Rechtschaffenheit, Unschuld, Vernunft, selbst auf die Tugend gerichtet, für welche doch alles die größte Ehrfurcht einflössen sollte? Kann man endlich mit Aufrichtigkeit behaupten, daß hier Lehren der Weisheit angenommen werden, da täglich so viel Müssiggänger in die Schauspiele laufen, wo man sie, wenig aufmerksam auf das Stück, beständig um einen Haufen Syrenen herumflattern siehet, die alle ihre Kräfte aufbiethen, um die in ihr Netz zu ziehen, welche sie gern verführen mögten? Wann eine Frau in vielen Schauspielen die eheliche Liebe hat lächerlich machen sehen, wird sie dann wohl von den Pflichten ihres Standes und den Empfindungen, die sie gegen ihren Mann hegen soll, durchdrungen in ihre Wohnung zurückkehren? Welche Eindrücke werden auf das unerfahrne und zärtliche Herz eines jungen Frauenzimmers die verführerischen

Exempel machen, welche es in so vielen Komödien siehet, in die ihre Eltern thöricht genug sind sie zu führen? Welchen Klippen ist nicht ein gefühlvolles Herz beständig durch die Unvorsichtigkeit derer ausgesetzt, welche es vor Gefahren beschützen sollten?

Wenn die Komödie für die Sitten würklich vortheilhaft seyn soll, so muß sie das Laster blos mit Schande und Beschimpfungen begleitet, vorstellen. Sie verfolge mit ihren Pfeilen die Spiele, das Schwelgen, die listigen Ränke, die Galanterie, die Heucheley, die falsche Freundschaft und die Untreue. Sie richte ihren beissenden Spott auf die Eitelkeit, Narrheit, Niederträchtigkeit und wider die herrschenden Thorheiten, wodurch sich so viel Unbedachtsame unglücklich machen, ohne daran zu denken. Das edle und erhabene Trauerspiel stelle nicht iene verliebte Helden vor, die so oft auf die Bühne gebracht werden — es zeige den Grossen und den von Ehrgeitz gequälten Herzen die furchtbaren Würkungen der Ungerechtigkeit und der Ehrsucht. Es lehre sie, mit dem Unglück anderer Mitleiden zu haben, und ihnen in der That zu helfen. Alsdann werden Vernunft, Menschheit und Vaterland dem Theater, dessen Absichten ganz auf den Nutzen des Staats und der Bür-

ger

ger gerichtet werden, Ehrenbezeugungen und Danksagungen schuldig seyn.

Viele berühmte und von der Nation geschäzte Schriftsteller haben gewiß den wahren Zweck der Schauspielkunst gekannt. Ihre Talente werden stets den Dank und den Beifall der Völker verdienen. Aber viel andere, denen mehr daran gelegen war, sich einen kurz daurenden Beifall zu verschaffen, haben auf die unedelste Art den herrschenden Lastern geschmeichelt, sich lieber nach dem schlechten Geschmack eines eitlen, verderbten Jahrhunderts bilden wollen und nur die Eitelkeit des weiblichen Geschlechts zu nähren gesucht, indem sie denselben ohne Aufhören die Würkungen der Gewalt vorstellten, welche ihre Reitze über die Herzen haben. Dadurch haben diese Schriftsteller nicht an der Verbesserung der Sitten gearbeitet, sondern größtentheils die schädlichen Leidenschaften noch mehr erhitzt und gefährliche Thorheiten unterhalten, welche dem wahren Glück der Frauenzimmer sowohl als der Gesellschaft hinderlich sind, in welcher sie alles einladen sollte, eine Rolle zu spielen, welche sie, ohne ihrer Liebenswürdigkeit etwas zu benehmen, ehrwürdiger und beglückter machen würde *.

 §. 6.

* Man wird in der Folge weitläuftigere Artikel über

§. 6.

Eine rührende Ermunterung zur Tugend für Frauenzimmer.

Bezauberndes Geschlecht! das die Natur hervorgebracht hat, um die angenehmste Herrschaft auszuüben, erkenne endlich den Werth der Vernunft, erkenne die Macht der Tugend. Leihe ihnen deine einnehmende Stimme, damit sie die Sterblichen überzeugen und an sich ziehen. Habe Achtung für dich selbst, damit du ihnen die Hochachtung einflössen kannst, die dir gebührt. Verachte ienen Putz und iene Eitelkeit, die eine betrügerische Erziehung dich als wichtige Gegenstände hat ansehen lehren. Bildet, o liebenswürdige Frauen! bildet den feinen Verstand und die lebhafte Einbildungskraft aus, die euch die Natur gegeben hat. Eure gefühlvolle Sele werde durch die Tugenden durchglühet, die zu eurer dauerhaften Glück-

selig-

über Erziehung und Schauspiele finden. Die bisherigen Bemerkungen haben eine nähere Beziehung auf das Frauenzimmer. Daher ist ihnen in diesem Kapitel ein Platz angewiesen worden.

D. Herausgeb.

seligkeit nöthig sind. Macht euch eben so achtungswerth durch eure Weisheit und durch eure Sitten, als ihr uns durch eure Reitze an euch ziehet. Wenn doch eure Blicke die Schaamlosigkeit und die Thorheit in Verwirrung setzten! Eure Verachtung bestrafe den Hochmuth, die Unwissenheit und das Laster! Eure Begegnung unterscheide und belohne das bescheidene Verdienst und die Frömmigkeit! Befördert doch durch euer Beispiel die Besserung iener nichtswürdigen und ehrvergessenen, welche eine Pest der Gesellschaft sind. Gebt sie dem Vaterlande wieder — Führet sie zur Tugend zurück. Dann werdet ihr viel sicherer herrschen als bey ienem eitlen Schmuck, bey ienen Galanterien und Intriguen, die euch selbst in den Augen derer, welche sich eure Sklaven nennen, verhaßt machen. Dann werdet ihr nicht mehr Betrogene — nicht mehr die Opfer iener Treulosen werden, die sich nur zu euren Füssen werfen, um euch den Dolch ins Herz zu stossen, um euer Glück und eure Ehre ihrer eigenen Eitelkeit aufzuopfern, die sie bey euch für würkliche Liebe ausgeben. Dann werdet ihr nicht mehr iene nichtswürdigen Verführer hören, die sehr oft nach nichts weiter streben als nach dem Recht, tyrannisch über euch zu herrschen und euch zu erniedrigen. Dann werdet ihr geehrt und ge-

geliebt eine schmeichelhaftere Achtung geniessen, als die Achtung seyn kann, welche euch die Eroberung eines ganzen Haufens leichtsinniger Männer verschaft — eine Achtung, auf deren Beständigkeit ihr sicher rechnen könnt. Endlich werdet ihr in euch selbst ein unwandelbares Glück besitzen, daß die Tugend allein verschaft, und dessen Verlust weder lermende Vergnügungen, noch Zerstreuungen, noch Stolz, noch Laster iemals ersetzen können.

Zehntes Kapitel.

Ueber die Pflichten der Väter und Mütter.

§. 1.

Von dem Nachtheil, der aus der Nachlässigkeit einer Mutter entsteht, die ihr Kind nicht selbst zu säugen würdigt, oder es weichlich erzieht.

Die Pflicht der Mütter, ihre Kinder zu säugen, ist keinem Zweifel unterworfen. Aber man streitet darüber, ob es bey der Verachtung, die sie dadurch zeigen, für ihre Kinder gleichgültig sey, daß sie mit der Milch

der Mutter oder einer fremden Person gestillet werden. Ich halte diese Frage, welche die Aerzte beantworten müssen, den Wünschen der Frauen gemäß für entschieden. Und ich bin auch der Meinung, daß es besser ist, wenn ein Kind die Milch einer gesunden Amme, als einer ungesunden Mutter trinkt, im Fall es von dem Blute, aus dem es entstanden, neue Uebel zu befürchten hätte. Allein, soll man diese Frage blos von der physischen Seite betrachten? und bedarf ein Kind die Sorgfalt einer Mutter nicht eben so sehr als ihre Brust? Andere Weiber, und selbst Thiere werden demselben die Milch geben können, die sie ihm versagt. Aber die mütterliche Fürsorge kann durch nichts ersetzt werden. Diejenige, die ein fremdes Kind an die Stelle des ihrigen säuget, ist eine böse Mutter. Wie kann sie eine gute Amme seyn? Sie kann es werden, aber nach und nach. Die Gewohnheit muß die Natur verändern, und das schlecht gewartete Kind kann hundertmal dahin sterben, ehe seine Amme mütterliche Zärtlichkeit gegen dasselbe bezeigt.

Selbst aus dieser Gewohnheit entsteht ein Nachtheil, der allein jeder zärtlichen Mutter den Muth benehmen sollte, ihr Kind durch eine Fremde säugen zu lassen. Denn die Zuneigung der Mutter wird getheilt, oder er-

löscht vielmehr gänzlich, wenn sie siehet, daß ihr Kind eine andere Frau eben so sehr und noch mehr liebt, als sie — wenn sie bemerkt, daß die Zärtlichkeit, welche es für seine eigene Mutter unterhält, nur Gefälligkeit, diejenige hingegen, welche es für seine Pflegemutter hegt, Pflicht ist. Denn ist man nicht derjenigen kindliche Zuneigung schuldig, bey welcher man die Sorgfalt einer Mutter angetroffen?

Dieser üblen Folge sucht man dadurch vorzubeugen, daß man Kindern Verachtung gegen ihre Säugammen einzuflössen sucht, und sie als gewöhnliche Dienstbothen behandelt. Wann ihre Dienste nicht mehr nöthig sind, so nimmt man das Kind von ihnen, oder giebt ihnen den Abschied — man schreckt sie dadurch, daß man sie nicht zum besten aufnimmt, ab, ihren Säugling zu besuchen. Nach einigen Jahren siehet und kennt er sie dann nicht mehr — Die Mutter, die sich an der Stelle derselben zu setzen und ihre Nachlässigkeit durch Grausamkeit wieder gut zu machen glaubt, betriegt sich in der That sehr. Anstatt, daß sie aus einem, gegen sie fremd gewordenen, Säugling ein zärtliches Kind zu bilden sucht, lehrt sie ihn Undankbarkeit. Sie lehrt ihn künftig die zu verachten, welche ihm das Leben gab, so wie sie ihn diejenige zu verachten gelehrt

hat,

hat, welche ihn mit ihrer Milch nährte. Das Band zwischen Mutter und Kinder wird aufgelöst. Beide sind sich einander Pflichten schuldig, und wenn sie von der einen Seite nicht wohl erfüllt werden, so werden sie auf der andern gewiß vernachlässigt. Ein Kind muß seine Mutter lieben, ehe es dies als Pflicht lernt. Wann die Stimme der Natur nicht durch den Umgang und durch die zärtliche Fürsorge gestärkt wird, so verschwindet sie in den ersten Jahren — — Das Herz erstirbt gleichsam, ehe es gebildet ist, und so werden wir von früher Jugend an der Natur ungetreu.

Dies wird man auch auf einem andern ganz entgegengesetzten Wege, wenn nemlich eine Frau die mütterliche Sorgfalt nicht unterläßt, sondern sie übertreibt — wenn sie aus ihrem Kinde einen Abgott macht, die Fehler desselben vermehrt und nährt, damit es dieselben nicht bemerken soll und wenn sie hoft, es von den Gesetzen der Natur loszumachen, so entfernt sie von demselben nur einige unangenehme Anfälle, ohne zu bedenken, wie viel Unglück und Gefahren sie um einiger Unbequemlichkeiten willen, wofür sie es einige Augenblicke verwahrt, in der Folge über dasselbe häuft, und welche barbarische Vorsicht es ist, daß sie die Fehler der Kindheit

heit bis zu den lästigen Geschäften des erwachsenen Mannes fortpflanzt. Thetis wollte ihren Sohn unverletzlich machen und tauchte ihn daher, wie die Fabel sagt, in dem Wasser des Styx. Diese Anspielung ist schön und deutlich. Die grausamen Mütter, von welchen ich rede, handeln ganz anders. Sie stürzen ihre Kinder in Weichlichkeit, bereiten sie dadurch zum leiden vor und öfnen allen Gattungen von Uebeln, denen sie bey heranwachsenden Jahren gewiß werden zum Raube dienen müssen, den Zugang.

§. 2.

Von den Vortheilen, die in dem Reiche der Sitten daraus entstehen würden, wenn die Mütter ihren Obliegenheiten genau nachlebten.

Von der Pflicht der Mütter, ihre Kinder selbst zu stillen, hängt alle Ordnung in den Sitten ab. Will man alle Menschen zu ihren vornehmsten Pflichten zurück bringen, so fange man von den Müttern an, und man wird über die Veränderungen erstaunen, die man dadurch hervorbringt. Alles entsteht nach und nach aus dieser ersten

sten Verschlimmerung — die ganze moralische Ordnung ist verändert — die angebohrnen guten Neigungen ersticken in allen Herzen — das Innere der Häuser erhält ein stilleres Ansehen — der rührende Anblick einer aufwachsenden Familie fesselt die Ehemänner nicht mehr, ziehet die Blicke der Fremden nicht mehr an sich — man schätzt die Mutter weniger, deren Kinder man nicht siehet — es ist kein Ort der Zusammenkunft in den Familien — der Umgang befestigt die Bande des Bluts nicht mehr — man erblickt weder Väter, noch Mütter, noch Kinder, noch Brüder, noch Schwestern — Alle diese kennen sich kaum, wie könnten sie sich wohl lieben? Jeder denkt blos an sich — Wann das Haus nichts anders als eine traurige Einöde ist, so muß man sich wohl ausser demselben aufheitern.

Aber, wenn die Mütter ihre Kinder selbst zu säugen würdigen, so werden sich die Sitten von selbst verbessern, die Empfindungen der Natur in allen Herzen wieder erwachen; der Staat wird wieder bevölkert werden — dieser Punkt vornemlich, dieser Punkt allein wird alles wieder vereinigen. Die Reitze des häuslichen Lebens sind das beste Gegengift wider die verschlimmerten Sitten. Die Beschwerden, welche Kinder verur-

verursachen, und welche man für lästig hält, werden angenehm — sie machen Vater und Mutter einander nothwendiger und zärtlicher gegen einander — sie knüpfen das Band der Ehe fester zwischen ihnen — — Wann die Familie munter und voll Leben ist, so machen die häuslichen Angelegenheiten die angenehmsten Beschäftigungen der Frau und das süsseste Vergnügen des Mannes aus. Wäre also dieser einzige Misbrauch abgeschaft, so würde bald eine allgemeine Verbesserung daraus entstehen, die Natur würde bald alle ihre Rechte wieder erlangt haben. Wenn die Frauens einmal wieder Mütter werden, so werden die Männer bald wieder Väter und Gatten seyn.

§. 3.

Pflichten der Väter.

So, wie die würkliche Säugamme die Mutter ist, so ist der würkliche Lehrer der Vater. Wenn diese nur in der Ordnung ihrer Geschäfte so einig sind, wie in ihrem System und das Kind nur aus den Händen des einen in die Hände des andern kommt! Es wird von einem Vater, der einen guten Verstand und mittelmässige Kenntnisse hat, besser erzogen werden, als von dem geschicktesten

sten Lehrer. Denn der Eifer wird die Geschicklichkeit eher ersetzen können als Geschicklichkeit den Eifer ersetzen kann. Wenn ein Vater Kinder zeugt und ernährt, so thut er nur den dritten Theil seiner Pflichten. Denn sein Geschlecht fordert von ihm Menschen, die Gesellschaft gesellige Leute und der Staat Bürger. Wer die Pflichten eines Vaters nicht erfüllen kann, der hat kein Recht, es zu werden. Weder Armuth, noch Geschäfte, noch menschliches Ansehen befreien ihn von der Pflicht, seine Kinder selbst zu ernähren und selbst zu erziehen. Leser! du kannst meinen Worten glauben: ich weissage es einem ieden, der ein gefühlvolles Herz hat und so heilige Pflichten verabsäumt, daß er lange Zeit über seinen Fehler bittere Thränen vergiessen, und sich nie darüber zufrieden geben wird.

Aber, was macht iener Reiche, iener mit Geschäften überhäufte Hausvater, der sich gezwungen sieht, sich seinen Kindern ganz zu entziehen? Er nimmt einen andern an, der seine Pflichten, die ihm zur Last sind, beobachten muß. Niederträchtiger Mensch! glaubst du deinen Sohn durch Geld einen andern Vater verschaffen zu können. Betrüge dich hierin nicht — du giebst ihm keinen Hofmeister, sondern einen Bedienten, der solch Geschöpf, wie er ist, aus ihm bilden wird.

Ein Vater, der die Erfordernisse eines guten Hofmeisters einsieht, wird sich entschliessen, keinen anzunehmen. Denn es würde ihm mehr Mühe kosten, einen zu erhalten, als es selbst zu werden. Wünscht er sich dann einen Freund — so erziehe er sich seinen Sohn dazu. Alsdann hat er nicht nöthig, sich anderswo einen aufzusuchen und die Natur hat dies Werk auch schon halb vollendet.

Eilftes Kapitel.

Von der Erziehung.

§. 1.

Von dem Zweck einer guten Erziehung und den Fehlern der gewöhnlichen Erziehung.

*Die Erziehung hat die Bildung des Körpers, des Herzens und des Geistes zum Zweck. Die Eltern müssen dem Körper Stärke, den Organen Festigkeit, dem Herzen Empfindsamkeit und dem Geist Kenntnisse verschaffen. Aus der Vereinigung dieser Umstände entsteht eine gute Erziehung. Kinder, welche von lasterhaften Eltern erzogen wer-

* *Systeme social.*

werden, haben gemeiniglich auch Laster an sich, und nur zu oft in ihren schwachen Körpern unempfindliche Herzen und unkultivirte Selen. Die Erziehung sollte die Grossen lehren, sich durch ihre Verdienste und Tugenden zu unterscheiden, die Reichen, von ihren Reichthümern einen guten Gebrauch zu machen, die Armen, sich durch Arbeitsamkeit auf eine anständige Art fortzuhelfen.

Man muß offenbar in der schlechten Erziehung, welche verderbte Eltern ihren Kindern geben, die wahre Quelle der Unordnungen aufsuchen, die man so häufig in der menschlichen Gesellschaft herrschen sieht. Stolze, reiche, an Zerstreuungen gewöhnte Eltern haben weder Fähigkeit noch Neigung, ihre Kinder selbst zu erziehen, oder auf die Lehrer Acht zu haben, welche sie ihnen geben. Sie überlassen dieselben ohne Untersuchung solchen Menschen, die sich für Geld zu allem brauchen lassen, und verkleinern sie wohl gar noch vorsetzlich — oder sie überlassen dieselben ihrem Gesinde, das ihnen früh die Laster dieses Standes beibringt, oder alle ihre Einfälle begünstigt. Müßte nicht der erste Schritt zur Verbesserung der Sitten der seyn, daß man nachlässigen und unvernünftigen Eltern das Recht nähme ihre Kinder selbst zu erziehen, aus welchen sie keine ande-

andere, als der Gesellschaft lästige und solche Mitglieder bilden können, die ihren eigenen Eltern Herzeleid machen werden.

§. 2.

Bemerkung über die spartanische Erziehung.

Wenn sich Lykurgus bey Gebung seiner Gesetze geirrt, oder die Regeln der gesunden Moral nicht genug vor Augen gehabt hat, so kann man doch nicht leugnen, daß er den Vorzug der öffentlichen Erziehung sehr wohl eingesehen hat. In Sparta stand sie unter der unmittelbaren Aufsicht der Regierung; sie war allgemein nach einerley Regeln eingerichtet und durch das Gesetz bestimmt. Sie hatte zum Zweck, Enthusiasmus fürs Vaterland und Tapferkeit einzuflössen und zu befördern, weil man diese zur Erhaltung des Staats für nöthig hielt. Wenn dieser wilde Gesetzgeber durch Hülfe dieser Erziehung furchtbare Krieger bilden konnte, welche Schmerz und Tod verachteten, warum sollten menschlicher gesinnte und einsichtsvollere Gesetzgeber nicht auch tugendhafte und vernünftige Bürger bilden können? Wenn die Erziehung zu Sparta den Frauens so gar eine gewisse Grösse der Sele, und eine

gewisse

gewisse Stärke, die uns in Verwunderung setzen, einflössen konnte, warum sollte man nicht hoffen können, ihnen durch eben die Stimme edle und großmüthige Gesinnungen einzuflössen, wodurch sie sich dem Vaterlande nützlich, ihren Gatten werth und ihren Kindern ehrwürdig machen könnten?

§. 3.

Die Quelle und die Folgen einer schlechten Erziehung.

Alle diese auf Erfahrung gegründete Reflexionen zeigen, daß bey Nationen, deren Sitten verderbt sind, keine Erziehung statt finden kann. Eitle, verschwenderische, leichtsinnige Eltern, die sich der Unordnung ergeben, denken nicht viel an ihre Kinder, oder gewöhnen sie nur an den verdorbenen Geschmack, den sie selbst haben. Die Kinder sind ihnen beschwerliche Lasten, die sie als Hindernisse ihrer Vergnügungen ansehen. Die Sorge, welche sie für sie tragen, die Kosten, die durch sie verursacht werden, könnten sie auf ihre eigene Vergnügungen wenden. Ueppigkeit und Laster verhindern also, daß sie bey ihren Kindern nicht die Gesinnungen finden, welche in den Selen derselben hervorzubringen, ihr eigener Vortheil fodert.

Wie werden verwahrlosete, verlassene und gleichsam verwaisete Kinder, die Verhältnisse und Pflichten kennen, die sich zwischen ihnen und den Eltern, von welchen sie verlassen werden, befinden? Sie werden gegen dieselben völlig gleichgültig seyn; Ihre Gewalt über sie wird ihnen eine wahre Tyranney zu seyn scheinen. Sie werden eine Gewalt, die sich das Recht anmaßt, ihren ausschweifenden Neigungen einen Zwang anzulegen, heimlich hassen, oder derselben offenbar widerstehen. Sie werden ihre Eltern als Hindernisse ihrer Vergnügungen ansehen, welche sie so wie iene auch geniessen wollen. Mit Ungedult werden sie den Tod der Eltern erwarten, welche sie als lästige Wächter des Vermögens betrachten, das sie als das höchste Gut zu wünschen von ihnen gelernt haben. Darf man sich nun wohl wundern, wenn man Eltern und Kinder als fremde mit einander leben siehet? Manche Familien gleichen heimlichen Feinden, die durch niedrigen Eigennutz oder durch Hang zu Vergnügungen ganz verzehrt werden. Die Bande des Bluts müssen bey Nationen aufgelöst werden, wo Reichthum, Verschwendung und Laster die einzigen Gegenstände sind, nach welche man als nach Glückseligkeit strebt. Keiner stellt die Ueberlegung an, und ist fähig einzusehen, daß die häusliche

liche und beständige Glückseligkeit in der gegenseitigen Achtung und Liebe, in Erwiederung des Wohlwollens, in der Vereinigung der Seelen und der Herzen besteht, welche die Tugend allein hervorbringen, stärken und erhalten kann.

§. 4.

Plan einer guten Erziehung — Ermunterung an Väter, ihn zu befolgen.

Ungerechte Eltern, was habt ihr zum Besten der Kinder gethan, deren Zärtlichkeit, Dankbarkeit, Gehorsam und Unterstützung ihr fodert? Um euch selbst niedrigen Vergnügungen oder traurigen Leidenschaften zu überlassen, verschwendet ihr die Güter, die ihr ihnen hinterlassen sollet; ihr verstosset sie aus eurem Herzen und verlanget, daß sie euch lieben sollen! Ihr gehet mit ihnen nach eurem unvernünftigen Eigensinn und nach eurer verdrüßlichen Laune um. An statt sie an euch zu ziehen, verscheucht ihr sie, behandelt sie als Sklaven. An statt ihr Herz durch tugendhafte Beispiele zu bilden, ihnen Geschmack an nützlichen Kenntnissen einzuflössen, welche sie einmal vor Laster und Langeweile bewahren könnten, habt ihr sie vielmehr oft zu Zeugen eurer Unordnungen

 gemacht.

gemacht. Eure Gespräche haben sie das Böse kennen lehren; ihr habt ihren Kopf mit Eitelkeiten und Thorheiten angefüllt, sie in der gröbsten Unwissenheit erhalten, nie mit ihnen von Tugend geredet. Traget nun in dem Winter eurer Jahre die Strafe eurer strafbaren Nachlässigkeit und eurer Unvernunft. Hat es euch unbekannt bleiben können, daß der kindliche Gehorsam nur die Frucht und die Belohnung der väterlichen Zärtlichkeit seyn kann, daß Liebe, Gegenliebe hervorbringt, daß Wohlwollen die einzige feste Stütze des ganzen Ansehens ist. Sehet ihr es nicht ein, daß kein Mensch auf Erden Menschen lieben oder ehren kann, in welchen er weder Güte noch Tugend findet?

Werden es die Menschen nie begreifen, daß man das Feld bearbeitet und gesäet haben muß, wenn man erndten will? Eltern, die einmal an ihren Kindern gehorsame Unterthanen, aufrichtige Freunde, einen Trost und eine Stütze ihres Alters haben wollen, werden sie an ihr Herz drücken, sie daran erwärmen, sie die Reitze der Zärtlichkeit empfinden lassen, welche ihnen die Fesseln der väterlichen Gewalt leichter machen kann. Man lehre sie, Gerechtigkeit kennen; die väterliche Gewalt sey durch Liebe gemildert und werde nie durch Eigensinn oder Tyran-

ney

ney geleitet. Sie widersetze sich den unschuldigen Spielen und Vergnügungen nicht. Man pflanze, begiesse und befördere in Selen, die zum Empfinden geschaffen sind, Empfindsamkeit, Folgsamkeit, Menschlichkeit und Dankbarkeit. Man sey nachsichtsvoll gegen Uebereilungen, bestrafe nur die Fehler mit Strenge, die einen lasterhaften Charakter oder schändliche Neigungen zu verrathen scheinen; man zeige den Kindern lauter Muster der Nachfolge. Die Gespräche, die sie hören, seyn für sie unmittelbare Belehrungen. Die Gesellschaften, zu welchen man sie zuläßt, müssen aus ihren Selen die guten Eindrücke, die man darin gemacht hat, nicht wieder auslöschen. Man gewöhne sie nach und nach zu denken, sich zu beschäftigen, die Wissenschaften zu schätzen und den Müssiggang zu scheuen. Man bringe ihnen einen Geschmack an nützlichen Dingen bey, welche das Leere dieses Lebens ausfüllen und ihnen eine sichere Zuflucht wider die Langeweile verschaffen können. Man lasse Leibesübungen dem Körper Stärke und Festigkeit geben. Die Erziehung erwärme das Herz und entwickele die Thätigkeit des Geistes. Dadurch werden aufmerksame und tugendhafte Eltern einmal reichlich für die Sorgfalt bezahlt werden, die sie auf ihre Kinder gewendet. Sie werden die Früchte der guten Ei-

genschaften geniessen, welche sie in ihnen gesäet haben. Diese Kinder werden, wenn sie zur Vernunft gekommen, die Vorzüge des Glücks zu geniessen wissen, wenn sie dergleichen besitzen. In Ermangelung derselben werden sie ein hinreichendes Erbtheil in den Kenntnissen und Tugenden antreffen, die sie von ihren Vätern erhalten haben.

§. 5.

Ein auffallendes Beispiel von Gedult und Mässigung eines Hofmeisters, der ein eigensinniges und verderbtes Kind zu erziehen hatte.

* Wenn sich der Hofmeister wegen der Fehler einer verwahrloseten Erziehung rechtfertigen will, so wendet er den Eigensinn des Kindes vor. Allein er hat hierin Unrecht. Der Eigensinn der Kinder ist nie ein Werk der Natur, sondern der schlechten Zucht. Er rührt daher, weil sie sich entweder haben befehlen lassen oder selbst befohlen haben. Ich habe es schon sehr oft gesagt, daß beides nicht geschehen muß. Euer Untergebener wird gewiß keinen andern Eigensinn haben,

* Emil.

ben, als den ihr ihn selbst gelehrt habt. Es ist billig, daß ihr für eure Fehler büsset. Aber, wie soll man, werdet ihr sagen, diesem Uebel abhelfen? Dies kann noch immer durch ein besseres Verhalten und durch viel Gedult geschehen.

Ich hatte einmal einige Wochen ein Kind unter meiner Aufsicht, das gewohnt war, nicht nur nach seinem eigenen Willen zu handeln, sondern auch iedermann sich nach demselben bequemen zu sehen, und daher den Kopf voll wunderlicher Einfälle hatte. Den ersten Tag wollte es sogleich meine Willfährigkeit prüfen, und verlangte um Mitternacht aufzustehen. Wie ich im tiefsten Schlaf war, steigt es an das Fußende seines Bettes, nimmt seinen Schlafrock und ruft mir zu. Ich stehe auf und zünde das Licht an. Allein weiter wollte es nichts haben. Nach einer Viertelstunde wird es wieder schläfrig und legt sich mit seinem gemachten Versuch zufrieden, wieder zu Bette. Nach zween Tagen macht es denselben Versuch eben so glücklich, und ich ließ nicht die geringste Ungedult an mir merken. Wie es mich beim Niederlegen umarmte, sagte ich mit aller Gelassenheit: Mein kleiner Freund! das geht recht gut, aber thun Sie das nicht wieder. Diese Erinnerung machte dasselbe

 unge-

ungemein neugierig, und den folgenden Tag wollte es doch sehen, ob ich es wagen würde, ihm ungehorsam zu seyn; es richtete sich wieder um dieselbe Stunde auf und rief mir zu. Ich fragte, was es haben wollte? Die Antwort war: es könnte nicht schlafen. Das ist nicht gut, sagte ich, und blieb still liegen. Es bath mich, das Licht anzuzünden. Warum soll ich das thun? Ich blieb wieder still liegen. Dieser lakonische Ton setzte es in Verwirrung. Es suchte im Finstern das Feuerzeug und stellte sich als ob es Feuer anschlagen wollte. Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, wie ich hörte, daß es sich auf die Finger schlug. Endlich, wie es einsahe, daß es seinen Zweck nicht erreichen würde, brachte es mir das Feuerzeug vor dem Bette. Ich sagte ihm, daß ich es nicht brauchte, und wendete mich nach der andern Seite hin. Hierauf fieng es an ganz wild in der Stube herum zu laufen, schrie, sang, machte viel Geräusch, stieß sich an Tisch und Stühlen, doch mit vieler Behutsamkeit, schrie darüber gewaltig und hofte mir dadurch Unruhe zu machen. Allein es wollte nichts helfen und ich merkte, daß es gute Ermahnungen oder Zorn von mir erwartete und sich auf diese Kaltblütigkeit gar nicht gefaßt gemacht hatte.

Indessen entschloß es sich, über meine Gedult durch anhaltende Hartnäckigkeit zu siegen und setzte sein Toben so glücklich fort, daß ich endlich hitzig wurde. Ich sahe ein, daß ich durch unzeitigen Eifer alles verderben würde. Ich grif die Sache daher auf eine andere Art an; ich stand auf, ohne ein Wort zu sagen. Ich suchte das Feuerzeug, das ich aber nicht fand. Ich forderte es von ihm. Es gab mir dasselbe und sprang vor Freuden, daß es über mich gesiegt hatte. Ich schlug Feuer, zündete Licht an, nahm meinen kleinen Eigensinn bey der Hand und führte ihn ganz ruhig in ein nahes Zimmer, dessen Fensterladen gut verwahrt waren und in welchem nichts zu zerbrechen war. Hier ließ ich es ohne Licht zurück, schloß die Thür zu, kehrte wieder in mein Bette zurück, ohne weiter ein Wort mit ihm geredet zu haben. Man muß nicht wissen wollen, ob es im Anfang Lerm machte. Ich hatte mich schon darauf vorbereitet und ließ mich nicht dadurch rühren. Endlich wurde es still; ich horchte und hörte es sich niederlegen — ich wurde daher ganz ruhig. Den folgenden Tag gieng ich ganz früh in das Zimmer und fand meinen kleinen Tyrannen auf einem Ruhebette im tiefsten Schlaf, dessen er wohl nach so vielen Ermüdungen sehr nöthig haben mogte.

Die

Die Sache hatte hierbey noch nicht sein Bewenden. Die Mutter erfuhr, daß das Kind zwey Drittheile der Nacht ausser seinem Bette zugebracht hatte. Nun war alles verdorben und das Kind krank bis zum Sterben. Dies war eine gute Gelegenheit sich zu rächen. Es stellte sich krank, wußte aber nicht, daß es dadurch nichts gewinnen würde. Der Arzt wurde gerufen und zum Unglück für die Mutter war er ein scherzhafter Mann, der an ihrer Besorgniß seine Freude haben wollte und sie daher noch immer vermehrte. Indessen sagte er mir ins Ohr: lassen Sie mir nur meinen Willen. Ich verspreche Ihnen, daß das Kind nach einiger Zeit von der Einbildung, krank zu seyn, geheilt seyn soll. Er schrieb ihm Diät und Hüten des Zimmers vor, und empfohl ihn dem Apotheker. Es that mir leid, daß ich sahe, wie diese arme Mutter von allen, welche um sie waren, hintergangen wurde, ausser von mir, auf den sie einen Haß geworfen hatte, eben weil ich sie nicht hintergieng.

Nach ziemlich harten Vorwürfen sagte sie mir, ihr Sohn sey sehr zärtlich, der einzige Erbe ihrer Familie, er müßte am Leben erhalten werden, es mögte kosten, was es wolle, und sie wollte nicht haben, daß seinem Willen entgegen gehandelt würde. Hierin war

ich sehr wohl mit ihr einig. Allein sie verstand durch seinen Willen entgegen handeln, ihm nicht in allen Stücken Gehorsam leisten. Ich sahe ein, daß man mit der Mutter in eben dem Ton sprechen müßte, als mit dem Kinde: Madam, sagte ich ziemlich kalt zu ihr: ich weiß nicht, wie man einen Erben erziehet, und das schlimmste ist, ich mag es nicht lernen. Machen Sie Ihre Anstalten darnach. Man hatte mich noch eine Zeitlang nöthig, und der Vater besänftigte mich wieder, die Mutter aber schrieb an den Hofmeister, daß er seine Rückreise beschleunigen mögte, und das Kind merkte, daß es nichts dadurch gewann, wenn es mich im Schlaf störte, oder sich krank stellte, es fieng daher an, ruhig zu schlafen und wieder besser zu werden.

Man kann sich kaum vorstellen, bey wie vielen ähnlichen Aeusserungen des Eigensinns dieser kleine Tyrann sich seinen unglücklichen Hofmeister unterwürfig gemacht hatte. Denn er wurde unter den Augen der Mutter erzogen, die nicht zugab, daß man gegen den einzigen Erben in irgend einem Stücke ungehorsam war. Zu einer ieden Stunde, da er ausgehen wollte, mußte man bereit seyn, ihn zu führen oder vielmehr ihm zu folgen, und er wählte mit vieler Vorsicht solche Au-

genblicke, in welchen er seinen Hofmeister am beschäftigsten sahe. Er wollte sich eine gleiche Herrschaft über mich anmassen, und sich am Tage dafür rächen, daß er mir des Nachts meine Ruhe nicht hatte rauben können. Ich war in allen Stücken sehr willfährig gegen ihn, und gab ihm einleuchtende Beweise, daß es mir ein wahres Vergnügen sey, mich gefällig gegen ihn zu beweisen. Allein, wenn es darauf ankam, ihm seinen Eigensinn abzugewöhnen, so nahm ich ganz andere Maasregeln.

Ich mußte ihn überzeugen, daß er Unrecht hatte, und dies fiel mir nicht schweer. Da ich wußte, daß Kinder nie weiter als an das Gegenwärtige denken, so machte ich mir den kleinen Vorzug zu Nutze, den ich vor ihm voraus hatte, in die Zukunft sehen zu können. Ich suchte ihm zu Hause ein Vergnügen zu verschaffen, von welchem ich wußte, daß es sehr nach seinem Geschmack war. In dem Augenblick, wo ich ihn am meisten davon eingenommen sahe, schlug ich ihm einen Spatziergang vor, und wurde gänzlich von ihm abgewiesen. Ich bestand darauf, aber er hörte nicht auf mich. Ich mußte mich also darin geben, und er merkte sich diesen Beweis meines Nachgebens sehr wohl.

Den

Den andern Tag kam ich an die Reihe. Er hatte keinen Zeitvertreib und zwar durch meine Veranstaltung. Ich stellte mich hingegen, als ob ich die wichtigsten Geschäfte hätte. So viel Umstände hatte ich nicht einmal nöthig, um ihn dahin zu bringen, wohin ich ihn haben wollte. Er trug kein Bedenken, mich von meiner Arbeit abzurufen, um mit ihm spatzieren zu gehen. Ich schlug es ihm ab. Allein er bestand darauf. Es wird nicht geschehen, antwortete ich ihm — da Sie thun, was Ihnen gefällt, so lehren Sie mich auch thun, was mir gefällt. Ich will nicht ausgehen. Nun, erwiederte er ganz lebhaft, so werde ich allein ausgehen. Wie Sie wollen — antwortete ich, und nahm meine Arbeit wieder zur Hand.

Er kleidete sich an, und war etwas bestürzt, wie er sahe, daß ich es nicht hinderte und es nicht selbst that. Er war im Begrif auszugehen, und machte mir sein Abschiedskompliment. Ich erwiederte es. Er machte hierauf einen Versuch, mich durch die Erzählung der Wege, die er nehmen wollte, in Unruhe zu setzen, und wie man ihm zuhörete, hätte man auch glauben sollen, er würde bis ans Ende der Welt laufen. Ohne die geringste Unruhe darüber zu äussern, wünschte ich ihm eine glückliche Reise. Seine Verwirrung nahm

zu — indessen kam er nicht ausser Fassung und wie er weggehen wollte, befahl er seinem Bedienten, ihm zu folgen. Der Bediente war schon darauf vorbereitet und antwortete ihm, er habe nicht Zeit; ich hätte ihm Geschäfte angewiesen, und er müßte mir mehr gehorchen als ihm. In demselben Augenblick war das Kind nicht mehr zu sehen. Wie ist es wohl begreiflich, daß man dies Kind allein ausgehen läßt, das sich einbildet, es sey in aller Augen eine so wichtige Person, an deren Erhaltung dem Himmel und der Erde ungemein viel gelegen sey? Indessen fängt es an, seine Thorheit einzusehen. Es begreift, daß es mitten unter unbekannten Leuten, ohne Gesellschaft bleiben wird — es siehet die Gefahren voraus, in die es gerathen wird. Allein es bleibt bey seiner Hartnäckigkeit. Es gehet ganz langsam und verlegen die Treppe herab, und kommt endlich auf die Strasse, wo es sich wegen des Unglücks, das ihm begegnen könnte, mit der Hofnung tröstet, daß man mir die Schuld beilegen würde.

Eben dies war es, worauf ich wartete. Die nöthigen Vorbereitungen waren dazu schon gemacht, und da dieser Auftritt öffentlich geschehen sollte, so hatte ich mich schon durch die Einwilligung des Vaters geschützt.

Kaum hatte es einige Schritte gethan, so hörte es von allen Seiten verschiedene Gespräche über sich selbst: Herr Nachbar! wo gehet dieser artige junge Herr wohl so allein hin? Er wird Schaden nehmen — ich will ihn bitten, bey mir einzutreten — Nehmen Sie sich in Acht für ihn, Frau Nachbarin! Siehet sie nicht, daß es ein kleiner Taugenichts ist, den man aus seines Vaters Hause weggeiagt hat, weil er nicht gehorsam seyn will? Einen solchen Taugenichts muß man nicht beherbergen; lasse sie ihn gehen, wohin er will — Nun Gott bewahre ihn für Unglück. Es würde mir leid thun, wenn er Schaden nehmen sollte — Einige Schritte weiter begegnet er Strassenjungens fast von seinem Alter, die ihn vexiren und über ihn spotten. Je weiter er gehet, desto mehr wird er beunruhigt. Allein und ohne Schutz wird er überall der Gegenstand des Spotts und erfährt mit vieler Verwunderung, daß sein Achselband und seine goldenen Tressen ihm keine Achtung mehr verschaffen.

Einer von meinen Freunden, den er nicht kannte, und dem ich aufgetragen hatte, Achtung auf ihn zu geben, folgte ihm Schritt vor Schritt, ohne daß er von ihm bemerkt wurde, und redete ihn an, so bald er es für rathsam hielt. Diese Rolle, die der Rolle

des Sbrigani im Pourceaugnac ähnlich war, erforderte einen Mann von Kopf und wurde sehr gut gespielt. Ohne das Kind dadurch schüchtern und furchtsam zu machen, daß er es zu sehr in Schrecken gesetzt hätte, stellte er demselben vielmehr die Unvorsichtigkeit seines Verfahrens so deutlich vor Augen, daß er es mir nach einer halben Stunde ganz biegsam, bestürzt und so zurückführte, daß es nicht wagte, die Augen aufzuheben.

Um das Unglück seines Unternehmens vollkommen zu machen, mußte sein Vater in eben dem Augenblick, da es wieder ins Haus trat, in Begriff seyn auszugehen und ihm auf der Treppe begegnen. Es mußte sagen, wo es herkäme, und warum ich es nicht begleitete. Das arme Kind wäre gern hundert Meilen entfernt gewesen. Der Vater hielt sich nicht damit auf, ihm einen langen Verweis zu geben, sondern sagte ihm ganz trocken; das hätte ich nicht vermuthet. Wann du allein ausgehen willst, so stehet es dir frey. Allein, da ich keinen Banditen in meinem Hause haben will, so kehre nur nicht wieder zurück, wenn es dir noch einmal einfallen sollte.

Ich nahm ihn ohne Vorwürfe und ohne Spott, aber mit einer ernsthaften Mine, auf.

auf. Aus Besorgniß, er mögte vermuthen, daß alles, was ihm begegnet war, nur Scherz sey, wollte ich ihn an demselben Tage nicht spatzieren führen. Am folgenden Tage sahe ich mit Vergnügen, daß er vor eben den Leuten, die sich den Tag vorher über ihn lustig gemacht hatten, weil sie ihn ganz allein angetroffen, triumphirend mit mir vorbeygieng. Man wird sich nun leicht vorstellen können, daß er mir nicht mehr drohete, ohne mich auszugehen.

Durch diese und ähnliche Mittel brachte ich es in der kurzen Zeit, in der ich bey ihm war, so weit, daß er alles that, was ich haben wollte, ohne ihm etwas zu befehlen oder zu verbiethen, ohne Strafpredigten, ohne Vermahnungen, ohne ihm durch unnütze Verweise Langeweile zu machen. So lange ich mit ihm sprach, war er zufrieden. Aber mein Stillschweigen setzte ihn in Furcht. Er merkte, daß irgend etwas nicht recht seyn müßte, und dann kamen bey ihm die Vorwürfe immer von selbst.

Zwölftes Kapitel.

Von den gesellschaftlichen Tugenden.

§. 1.

Ueber die Nachsicht.

*Wenn man die Menschen lieben will, so muß man keine grosse Erwartungen von ihnen haben. Wenn man ihre Fehler ohne Haß ansehen will, so muß man sich gewöhnen, sie ihnen zu verzeihen, und erkennen, daß Nachsicht eine Gerechtigkeit ist, welche die menschliche Schwachheit von der Weisheit zu fordern berechtigt ist. Nichts ist mehr vermögend, uns nachsichtsvoll zu machen, unsere Herzen dem Haß zu verschliessen und sie den Grundsätzen einer menschenfreundlichen und sanften Moral zu öfnen, als eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens. Daher sind auch die einsichtsvollsten Menschen fast immer die nachsichtsvollsten gewesen.

Ein ieder Mensch, der nicht als ein Bösewicht gebohren ist, und dessen Leidenschaften die Eigenschaften seines Verstandes nicht umwölken, wird um so viel nachsichtsvoller seyn,

* Vom Geist.

ie aufgeklärter er ist — — Wenn der grosse Mann allezeit der nachsichtsvollste ist, wenn er alles das Böse, welches ihm die Menschen nicht anthun, als eine Wohlthat und das, was ihm durch ihre Ungerechtigkeit widerfährt, als ein Geschenk ansieht; wenn er endlich über die Fehler anderer den lindernden Balsam des Mitleidens ausgießt und sie nicht sogleich bemerken will, so kommt dies daher, weil die Grösse seines Geistes ihm nicht erlaubt, sich mit den Fehlern und dem Lächerlichen eines einzelnen Menschen, sondern des menschlichen Geschlechts überhaupt aufzuhalten. Er betrachtet die Fehler desselben nicht mit dem boshaften und immer ungerechten Auge des Neides; sondern mit dem heitern Auge, mit welchem sich zween Menschen untersuchen würden, die voll Begierde den Geist und das Herz des Menschen zu kennen sich einer den andern als zwo Quellen des Unterrichts und als zwey lebende Lehrbücher sittlicher Erfahrungen ansehen würden — — Ein anderer Grund der Nachsicht, welche der Mann von Verdienst beweist, rührt von seiner Kenntniß des menschlichen Geistes her. Er hat die Schwachheit desselben so oft erfahren. Mitten unter dem Beifall eines öffentlichen Gerichts ist er so oft in Versuchung gerathen, gleich dem Phocion zu seinem Freund zurück zu gehen, um

ihn zu fragen, ob er nicht etwas sehr thörichtes gesagt, daß er, gegen seine Eitelkeit immer auf seiner Huth, gern an andern die Irrthümer entschuldige, worin er selbst zuweilen gefallen ist.

Der Verständige weiß, daß die Menschen das sind, was sie seyn sollen, daß ieder Haß gegen sie ungerecht ist, daß ein Thor Thorheiten hervorbringt, so wie ein wilder Stamm bittere Früchte, daß ihn beleidigen, eben so viel heißt, als es dem Eichbaum zum Vorwurf machen, daß er Eicheln und nicht Oliven trägt; daß, wenn der mittelmässige Kopf in seinen Augen einfältig ist, er hingegen in den Augen des mittelmässigen Kopfs ein Thor ist. Denn da der Thor kein Verständiger ist, so wird der Verständige wenigstens eingeschränkten Köpfen immer als ein Thor vorkommen. Die Nachsicht wird daher eine Würkung des Verstandes seyn, wenn die Leidenschaften die Würksamkeit desselben nicht unterbrechen.

§. 2.

Von der Gefälligkeit und Sanftmuth.

* Nehmen Sie Ihre Zuflucht allein zu sich

* Brief des Trasibulus an die Leucippa.

sich selbst und zu Ihrer gefälligen Art zu handeln, um das harte Ihrer Sklaverey zu mildern. Sie sind von sanfter Natur, Sie wissen sich mit Anstand dem Zwange zu unterwerfen, dem Sie zu widerstehen nicht Kräfte genug haben. Glauben Sie mir, diese Gemüthsfassung ist die glücklichste von allen, die man mitbringen kann, wenn man in die Welt trit, welche wir bewohnen. Denn diese Welt ist nichts anders, als ein Zusammenfluß einer unzählbaren Menge Geschöpfe, welche durch verschiedene Begierden und Kräfte unaufhörlich auf einander würken und zurückwürken. Dies Weltgebäude hätte nicht das seyn können, was es ist, wenn sich diese Begierden nicht einander widerstünden, und da sie mit einander streiten, so können sie nicht alle zu gleicher Zeit befriedigt werden. Die eine Art legt der andern Hindernisse in den Weg und der Sieg ist immer auf der Seite, auf welcher sich der höchste Grad der Kraft zeigt.

Das Vergnügen hängt von der Befriedigung dieser Begierden und der Schmerz von dem Begegnen dieser Hindernisse ab. Dieser Schmerz ist um so viel empfindlicher, ie grösser die Hitze und die Lebhaftigkeit dieser Begierden ist. Glücklich sind dieienigen, die nach einer natürlichen Beschaffenheit ihres Temperaments den Frieden und die Ruhe

mit mehr Eifer suchen als alles übrige! Es kostet ihnen weiter nichts als ein etwas gefälliges Betragen, und sie erhalten beides von denen, mit welchen sie leben.

§. 3.

Ueber die Empfindlichkeit.

Das Mitleiden ist eine so allgemeine und dem Menschen so nützliche Tugend, daß sie bey ihm vor aller Ueberlegung vorhergehet und so natürlich, daß sogar unvernünftige Thiere zuweilen nicht undeutliche Kennzeichen davon blicken lassen. Man siehet es mit Vergnügen, wenn der Verfasser der Fabel von den Bienen genöthigt wird, den Mensch für ein Geschöpf zu erkennen, das mitleidig und voll Empfindung ist — wenn er seine kalte und spitzfündige Schreibeart verändert, um uns das rührende Bild eines Mannes im Gefängnisse zu schildern, der von aussen ein wildes Thier bemerkte, das einer Mutter ihr Kind von der Brust reißt, die zarten Glieder desselben mit seinen mörderischen Zähnen zermalmt, und die noch rauchenden Eingeweide mit seinen Klauen zerfleischt. Welche schreckliche Erschütterung verspürt dieser Zeuge einer Begebenheit, die seine Person selbst nicht einmal angeht? Welche Angst mar-

martert ihn, daß er weder der in Ohnmacht sinkenden Mutter noch dem sterbenden Kinde zu Hülfe eilen kann! Mandeville hat sehr wohl eingesehen, daß die Menschen bey aller ihrer Moral nichts als Ungeheuer geworden seyn würden, wenn ihnen die Natur nicht zur Stütze der Vernunft Mitleiden eingepflanzt hätte. Aber er hat nicht eingesehen, daß aus dieser Eigenschaft allein alle gesellschaftliche Tugenden herfliessen, die er den Menschen abstreiten will. Und was ist auch Großmuth, Gnade und Leutseligkeit anders als Mitleiden, das man gegen Schwache, Schuldige oder gegen das menschliche Geschlecht überhaupt beweist? Wohlwollen und Freundschaft sind, genau genommen, die Würkungen eines beständigen Mitleidens, das auf einen besondern Gegenstand gerichtet ist. Denn wünschen, daß iemand nicht leiden mögte — was ist dies anders als wünschen, daß er glücklich seyn mögte?

Das Mitleiden, das man bey dem Unglück anderer empfindet, richtet sich nicht nach der Grösse dieses Unglücks, sondern nach dem Urtheil, das man über die Leidenden fället. Man beklagt einen Unglücklichen nur, in so ferne als man ihn für beklagenswürdig hält. Daher kommt es, daß man bey dem Schicksal der Menschen ungerührt

bleibt, und daß sich die Reichen wegen des Unrechts leicht beruhigen, das sie den Armen thun. Denn sie halten dieselben für zu einfältig, als daß sie es empfinden sollten. Ueberhaupt kann man den Werth, den ein ieder auf das Glück anderer legt, darnach beurtheilen, ob er sie hoch schätzt oder nicht. Es ist natürlich, daß man für das Glück derer, die man verachtet, wenig sorgen werde.

Das menschliche Herz pflegt sich nicht an die Stelle derer zu setzen, die glücklicher, sondern nur derer, die beklagenswerther sind als wir. Man beklagt an andern nur die Uebel, die man selbst erfahren zu haben glaubt.

Non ignara mali, miseris succurrere disco.

Da ich selbst mit dem Unglück bekannt bin, so weiß ich Unglücklichen beizustehen.

Ich kenne nichts schöners, nichts gründlicheres, nichts rührenderes und nichts richtigeres als diesen Vers. Warum sind wohl die Reichen so hart gegen die Armen? weil sie nicht fürchten, selbst arm zu werden. Warum verachtet der Adel den Bürgerstand so sehr? weil ein Edelmann seinen Adel nie verlieren wird. Warum sind die Türken überhaupt menschlicher und gastfreier als wir? weil in ihrer fast ganz willkührlichen Regie-

rung

rung die Grösse und das Glück des Privatmannes beständig von Gnade abhängt und wankend ist, so sehen sie Erniedrigung und Elend nicht als einen ihnen ganz fremden Zustand an. Ein ieder kann morgen in dem Zustande seyn, worin sich derienige heute befindet, dem er beistehet.

Wenn man andere wegen eines Unglücks beklagt, so muß man es ohne Zweifel kennen, aber man darf es nicht selbst empfinden. Wenn man etwas gelitten hat, was man wieder zu leiden fürchtet, so beklagt man dieienigen, die man leiden siehet. Allein, so lange man leidet, beklagt man sich nur allein. Da nun alle Menschen den Uebeln des Lebens unterworfen sind, so bezeigt ein ieder den andern nur das Mitleiden, das er für sich selbst nicht nöthig hat. Hieraus folgt, daß das Mitleiden eine sehr angenehme Empfindung seyn muß, da es zu unserm Vortheil rege wird; und ein harter Mensch hingegen immer unglücklich ist, weil der Zustand seines Herzens ihm keine Empfindung übrig läßt, die an dem Unglück anderer Theil nehmen könne.

Ob das Mitleiden gleich nach der Einrichtung der Natur die erste Empfindung des menschlichen Herzens ist, welche sich bey der

Noth

Noth anderer äussert, so ist es doch nicht bey allen Menschen gleich. Die verschiedenen Eindrücke, wodurch es erregt wird, haben ihre bestimmte Grenzen und Grade, welche von dem besondern Charakter eines ieden Menschen und von seiner Natur abhängen. Einige sind nicht sehr gemein und mehr den empfindungsvollen Selen eigen. Dahin gehören alle die Eindrücke, welche moralische Uebel, innerer Schmerz, Leiden, Kummer und Traurigkeit auf uns machen. Es giebt Menschen, die nur durch Winseln und laute Klagen gerührt werden können. Das anhaltende geheime Wehklagen eines Herzens, das der Kummer drückt, hat ihnen nie Seufzer entrissen — Der Anblick einer niedergeschlagenen Miene, eines abgezehrten bleichen Gesichts, eines trüben Auges, das nicht mehr weinen kann, hat sie nie selbst weinen gemacht — Schmerz der Sele kennen sie nicht — Sie werden beurtheilt, aber ihre Sele fühlt es nicht. Man erwarte also von ihnen nichts als unerbittliche Strenge, harte Begegnung und Grausamkeit. Sie können aufrichtig und gerecht, aber nie herablassend, edelmüthig und barmherzig seyn. Ich sage, sie können gerecht seyn, wenn es anders ein Mensch seyn kann, der nicht barmherzig ist.

Das

Das Mitleiden ist angenehm, weil man, wenn man sich an die Stelle des Leidenden setzt, doch das Vergnügen empfindet, daß man nicht leidet wie er. Der Neid ist daher bitter, weil der Anblick eines Glücklichen den Neidischen nicht an die Stelle desselben setzt, sondern ihn misvergnügt darüber macht, daß er nicht selbst der Glückliche ist. Der eine befreiet uns gleichsam von den Uebeln, die er leidet, und der andere entziehet uns die Güter, die er besitzt. Damit das Mitleiden nicht in Schwachheit ausarte, muß man es allgemein machen und es über das ganze menschliche Geschlecht ausbreiten. Alsdann wird man es nicht eher blicken lassen, als wenn es mit der Gerechtigkeit bestehen kann, weil die Gerechtigkeit unter allen Tugenden am meisten zum allgemeinen Wohl beiträgt. Man muß nach Gründen der Vernunft aus Liebe zu sich selbst mehr Mitleiden mit seinem Geschlecht, als mit seinem Nächsten haben — Mitleiden mit Bösewichtern ist die größte Grausamkeit gegen die Menschen.

Dreizehntes Kapitel.

Von der Achtung, vom Gewissen und von der Ehre.

§. 1.

Quellen der Achtung.

*Sich selbst schätzen, heißt, seine Rechte, seinen Werth, seine Vorzüge kennen; heißt, sich wegen der nützlichen Eigenschaften Glück wünschen, die man hat, oder zu haben glaubt; heißt, sich mit Vergnügen bewußt seyn, daß man solche Eigenschaften besitze, welche man der Achtung derer, unter welchen man lebt, würdig hält. Einige legen sich einen Werth bey wegen ihrer Macht, andere wegen ihrer Geburth, ihres Ansehens, ihrer Titel, ihrer Reichthümer; andere wegen ihrer Schönheit, Talente und wegen ihres Verstandes — Allein, alle diese Urtheile gründen sich auf unsere Kenntniß des Werths, welchen die Menschen, die wir neben uns sehen, diesen Eigenschaften beilegen. Man versetze einen Menschen, der sich wegen dieser Dinge einen Werth beilegt, in eine Gesellschaft, wo sie

* *Systeme social.*

sie unbekannt sind, oder wo man ihnen keinen Werth zuschreibt, so wird er wegen des Besitzes solcher unnütz scheinenden Eigenschaften nicht mehr so zufrieden mit sich seyn. Man versetze einen auf seinen Adel stolzen Hoffmann nach einer Republik, in der man die Geburth nicht achtet und — er wird sich einer Sache nicht mehr rühmen, welche ihm in einer Monarchie die Achtung und die Ehrfurcht der staunenden Menge zuwege brachte. Man führe einen Gelehrten, einen Mann von Kopf, der wegen seiner Geschicklichkeit sich selbst Beifall zuspricht, unter wilde und unwissende; hier wird er den Leuten lächerlich vorkommen, und sein Verdienst wird in seinen eigenen Augen bald geringer werden.

§. 2.

Ein tugendhafter Mann ist an allen Orten achtungswürdig — und die Ursachen davon.

Der tugendhafte Mann ist nirgends am unrechten Ort. Die Tugend ist in allen Ländern, zu allen Zeiten und bey allen Völkern nützlich. Ueberall, wo man Menschen findet, ist die Tugend ehrwürdig, weil ein ieder ihren Nutzen einsieht. Der Rechtschaffene hat daher überall auf die Achtung anderer Anspru-

Ansprüche, und kann das Vergnügen empfinden, sich selbst mit Recht zu schätzen. Er wünscht sich die Achtung anderer, um in seinen eigenen Augen achtungswerther zu seyn. Er ist zufrieden mit sich selbst, daß er sein Urtheil durch den Beifall anderer bestätigt siehet, und bemühet sich desto eifriger, es zu verdienen. Den Menschen das Vergnügen rauben: ihren Nebenmenschen zu gefallen, oder ihnen die Ehrbegierde entreissen: das Wohlwollen und den Beyfall derselben zu verdienen — das heißt: alle gesellschaftliche Tugenden in ihnen vertilgen. Man kann die Zuneigung anderer nur dadurch verdienen, daß man sich ihnen nützlich und angenehm macht. Wenn man also von uns fodert, uns diese Zuneigung nicht zu erwerben, so fordert man von uns, keine Tugend zu haben. Verbannet die Neigung zu gefallen aus dem ehelichen Leben, aus den Familien, aus der Freundschaft, aus eurem täglichen Umgang und ihr werdet alle Annehmlichkeiten des Lebens aus derselben verbannen. Zernichtet in thätigen Selen die Begierde nach Ehre und Ruhm, die nichts anders als die Achtung der Menschen sind, und ihr werdet eben dadurch den der menschlichen Gesellschaft so nützlichen Enthusiasmus ersticken. Saget einem Grossen: er solle nicht nach der Achtung und Liebe seiner Unter-

terthanen streben und ihr werdet einen harten, unbarmherzigen Regenten, oder wenigstens einen gegen ihr Glück völlig gleichgültigen Oberherrn aus ihm machen. Die Apathie der Stoiker muß nothwendig alle Tugend ausrotten, und wenn sie über aller Herzen herrschte, so würde sie alle Begierde ersticken, sich in den Augen der Menschen zu unterscheiden, ihre Liebe und Dankbarkeit zu verdienen.

Wir können daher sagen, daß der Rechtschaffene berechtigt ist, auf sein Verhalten einen gewissen Werth zu legen, nach der Liebe und Achtung derer zu streben, auf welche es einen Einfluß hat. Ein ieder, welcher andere seine Eigenliebe auf eine Art empfinden läßt, die sie beleidigt, demüthigt, betrübt, ist ein sehr ungeschickter Wohlthäter und verliert sogar die würklichen Vorrechte, die er vor ihnen haben könnte. Stolz, hohe Einbildung von sich selbst und Hochmuth sind Würkungen der Thorheit, die es nicht einsehen läßt, daß man sich andern verhaßt macht, wenn man es sie empfinden läßt, daß sie geringer sind als wir. Die Eitelkeit bestehet darin, daß man sich selbst zu sehr schätzt oder sich einen zu grossen Begriff von seinem hohen Werth macht, der sich doch nur auf unnütze Vorzüge gründet oder auf solche, die man nicht würklich besitzt. Eitel

seyn, heißt sich selbst einen Werth beilegen, oder wegen geringer und eingebildeter guter Eigenschaften die Achtung anderer fordern. Dies ziehet oft Verachtung nach sich, da man im Gegentheil Hochachtung dadurch erzwingen wollte. Allein, die Achtung seiner selbst, die sich auf Tugenden, nützliche Kenntnisse und würkliche gute Thaten gründet, ist eine rechtmässige Belohnung, die sich der Rechtschaffene selbst schuldig ist.

Wir wollen daher die Menschen aufmuntern, sich in den Stand zu setzen, daß sie sich selbst mit Recht hochachten, ehren und lieben können. Wer sich selbst verachtet oder sich um die Achtung anderer nicht bekümmert, kann nichts anders als ein Niederträchtiger und oft ein Bösewicht werden. Aus dieser Gemüthsfassung entsteht Niederträchtigkeit, Schmeicheley, strafbare Nachsicht und eine Menge verabscheuungswürdiger Handlungen. Die Verachtung seiner selbst ist offenbar die Quelle fast aller Laster der Hofleute und des Pöbels. Was wird aus der Tugend eines Frauenzimmers, wenn es für sich selbst nicht mehr Achtung hat, oder sich über das: was werden die Leute sagen, wegsetzt? Ein ieder, der sich selbst verachtet, macht sich bald in den Augen anderer verächtlich.

§. 3.

§. 3.

Worin besteht das Gewissen?

Das gute Gewissen besteht in der Empfindung der Achtung unserer selbst, die sich auf unser inneres Zeugniß gründet, daß uns unsere Art zu handeln Ansprüche auf die Achtung anderer giebt. Ob es gleich natürlich ist, daß wir zu unserm Vortheil eingenommen werden, so wird es uns doch, wenn wir die Erfahrung zu Rathe ziehen und über uns selbst nachdenken, immer leicht seyn, uns richtig zu beurtheilen. Man darf daher nur die Würkung betrachten, welche unser Verhalten auf dieienigen hat, mit denen wir in nähere Verbindung stehen. Wir setzen uns alsdann an ihre Stelle und beurtheilen uns selbst so, wie sie uns beurtheilen würden. Das gute Gewissen ist unser inneres Bewustseyn, daß unsere Handlungen den Beifall derer verdienen, welche sie kennen. Das böse Gewissen ist das Bewustseyn oder die Furcht, durch unser Verhalten gegen sie ihren Haß oder ihre Verachtung verdient zu haben. Kurz, wir sind entweder zufrieden mit uns selbst, oder wir empfinden Furcht, Schaam und Gewissensbisse — schmerzhafte Empfindungen, die uns nöthigen uns zu hassen, und die immer wieder in uns erneuert werden durch

fürchterliche Vorstellungen und durch die Bilder einer unruhigen Einbildungskraft, die für uns eine innerliche Feindin geworden ist, von der wir uns nicht losmachen können. Wo sollen wir hinfliehen, sagt ein alter Schriftsteller, wenn wir mit uns selbst unzufrieden sind?

§. 4.

Worin besteht die wahre Ehre? Sie besteht weder in der Ahndung einer besondern Beleidigung, noch in den seltsamen Begriffen, welche sich einige gesittete Nationen davon machen.

Die Ehre ist das Recht, das wir auf die Achtung anderer haben, oder zu haben glauben. Sie ist eine der mächtigsten Triebfedern der menschlichen Natur. Jeder Mensch will geehrt seyn — Verachtung ist für ihn die grausamste Strafe — Sie setzt ihn in seinen eigenen Augen herab und nichts beleidigt ihn mehr als der Gedanke, daß er seinen Nebenmenschen unbrauchbar oder verächtlich zu seyn scheint. Die Ehre kann sich so wie die Tugend nur auf nützliche Handlungen gründen. Sie ist nur eine eitle Grille, wann sie keine andere Stütze hat als

Vorurtheile, thörichte Meinungen und den Eigensinn der Mode. Nichts ist daher für die Gesellschaft wichtiger und vortheilhafter, als den Menschen richtige Begriffe von der Ehre beizubringen, die in iedem Erdstrich abwechseln. Tugend und wahre, dauerhafte dem menschlichen Geschlecht gestiftete Vortheile geben uns allein ein unstreitiges Recht auf die allgemeine Hochachtung. Der ehrwürdige Mann kann von dem rechtschaffenen, nützlichen und das Glück seiner Mitbürger befördernden Mann nicht getrennt werden.

Für den größten Theil der Menschen ist das Wort Ehre ein leeres Wort und oft eine blosse Grille. Man kann überhaupt sagen, daß Ehre ein relatives Wort ist, wodurch man anzeigt, was man gewissen Handlungen oder Eigenschaften in ieder Gesellschaft für einen Werth beilegt. Es giebt Handlungen, welche in dem einen Lande Ehre und in andern Ländern Schande machen. Die Ehre richtet sich also gemeiniglich nach den Meinungen, nach den wahren oder falschen Begriffen einzelner Völker. Die Ehre, welche die Tugend zu wege bringt, ist die einzige wahre, die nicht von dem Eigensinn der Menschen abhängt.

Bey dem Ursprung der Gesellschaften haben die Wilden, die sich beständig mit ihrer eigenen Vertheidigung und mit Angriffen auf ihre Nachbarn beschäftigten, den Begrif der Ehre mit der Tapferkeit verbunden, weil ihnen diese Eigenschaft damals die nützlichste und wichtigste für sie zu seyn schien. Dieser Begriff hat sich augenscheinlich bis auf unsere Zeiten erhalten — wir finden ihn noch bey den gesittetsten Nationen. Die kriegerische Lebensart wurde die geehrteste und wer Muth besaß, glaubte alle Grade der Ehre zu erlangen. Eben daher kommt es, daß ein ieder, der geehrt wird, es für seine Pflicht hält, unmenschlich, rachsüchtig, unversöhnlich zu seyn, so oft er seine Ehre im geringsten für beleidigt hält. Durch die allgemeine Meinung in seiner Wildheit bestärkt, hält er sich für verbunden, mit dem Blute seines Nebenmenschen die kleinste Beleidigung, die seiner Ehre widerfahren ist, abzuwaschen. Die Vernunft, welche durch das Vorurtheil zum Schweigen gebracht worden, konnte es ihm nicht begreiflich machen, welche Ungerechtigkeit und Grausamkeit es sey, ein geringes Unrecht, welches die wahre Grösse der Sele hätte verachten sollen, durch den Tod zu ahnden. Falsche Begriffe von der Ehre verursachen daher, daß die heiligsten Rechte der Menschheit, der Gerechtigkeit und der Freund-

schaft

schaft mit Füssen getreten werden und ersticken den Gedanken, daß die Vergebung der Beleidigungen mehr Edelmuth und Stärke der Sele voraussetzen als die niedrigste, grausamste und unmenschlichste Rache. Bringt es nicht mehr Ehre, ist es nicht rühmlicher und lobenswürdiger, einen Bürger zu erhalten, als ihn der aufbrausenden Wuth der beleidigten Eitelkeit aufzuopfern? Die Rache verräth eben so wie die Grausamkeit eine niederträchtige und verwilderte Sele. Beide entehren die erhabensten Menschen und sind eines edlen, menschenfreundlichen und redlichen Herzens unwürdig. Wer Böses mit Gutem vergilt, erlangt eben dadurch einen entschiedenen höhern Werth vor dem, der ihn beleidigt hat, und der Beleidiger wird oft durch die Schande bestraft, welche ihm das großmüthige Verhalten desienigen, der ihm verzeihet, verursacht. Welch ein Vergnügen ist es, die innere Beruhigung zu empfinden, welche die Grösse der Sele und der schmeichelhafte Gedanke der Herrschaft über uns selbst giebt! Cleomenes sagte: ein guter König müßte seinen Freunden Gutes und seinen Feinden Böses thun. Worauf Ariston ausrief: Wie viel grösser würde es seyn, wenn er seinen Freunden Gutes thäte, und sich seine Feinde zu Freunde machte?

Man muß den Menschen Begierde nach allgemeiner Hochachtung, Bestreben nach wahrem Ruhm und ein edles Gefühl von Ehre einflössen. Aber man muß ihnen auch zeigen, worin diese Ehre besteht, und sie mit den rechtmässigen Mitteln bekannt machen, wodurch sie erworben wird. Die Vernunft wird sie immer überzeugen, daß sie weder in solchen Handlungen, die der Gesellschaft schädlich sind, noch in offenbarer Verletzung der heiligsten Pflichten der Moral, noch in einer schändlichen Hintansetzung der gesellschaftlichen Tugenden bestehen kann. Die Tugend macht uns allein fähig Ehre zu erwarten, das heißt, unstreitige Ansprüche auf allgemeine Achtung zu erhalten. Ein Mann, der in Ehren gehalten wird, besitzt als ein Rechtschaffener und menschenfreundlicher Mann solche Eigenschaften, welche würklich allgemeine Hochachtung verdienen. Die Vorurtheile der Menschen mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, so müssen sie doch diejenigen schätzen, ehren und lieben, bey welchen sie ihnen nützliche Eigenschaften antreffen. Das Interesse siegt endlich über das Vorurtheil.

Haben die Meinungen der Menschen die Vernunft nicht zur Richtschnur, so sind sie so seltsam, daß man bey ihrer nähern Betrachtung sehr leicht durch sie verwirrt werden kann.

Bey

Bey einigen Nationen, die für sehr gesittet gehalten werden, ist ein Mann beschimpft oder muß sich schämen, wann ihm seine Frau untreu ist, so lange ihr Verführer mit stolzen Schritten einhergeht und sich seines schändlichen Sieges rühmt. Ein Mann ist beschimpft, wenn er Schulden, die er um seines Vergnügens willen machte, nicht bezahlen kann — Spielschulden werden in einem besondern Verstande Ehrenschulden genannt — Allein, einem Kaufmann, einem Künstler, der oft durch Nachlässigkeit, oder durch Treulosigkeit in Armuth gerathen ist, kann man das, was man ihm schuldig, vorenthalten, ohne Beschimpfung besorgen zu dürfen. Dadurch kommt es bey lasterhaften Nationen, bey ausgearteten Menschen so weit, daß sie alle Begriffe umkehren, die Wahrheit verstellen und die Schande selbst zur Ehre machen. Das Laster ist daher so gemein, weil es, anstatt daß es den Menschen allgemeine Schande zuwege bringen sollte, oft nur aufmerksam auf sie macht.

§. 5.

Ein Mittel, sich selbst richtig zu beurtheilen.

Ein Mensch, der in Gesellschaft lebt, ist nicht damit zufrieden, daß er sich selbst liebt —

 er

er will auch von andern geliebt seyn, und hält es für seine Pflicht, bey ihnen die Gedanken zu erwecken, die er von sich selbst hat. Er ist zufrieden, wenn er sich schmeicheln darf, ihren Beifall mit den Gedanken zu verbinden, die er selbst von seinen guten Eigenschaften unterhält. Wir sind nur dann zufrieden mit uns selbst, wann wir glauben, daß es andere mit uns sind. Wir pflegen oft andere und uns selbst zu hintergehen. Allein, diese Täuschung ist nicht von Dauer. Die Heucheley wird früh oder spät aufgedeckt. Es kostet viel weniger Mühe, ein ehrlicher Mann zu seyn, als es nur zu scheinen. Die sicherste Politik ist die Wahrheit. Viel Menschen sind in Ansehung ihrer Ehre deswegen so ängstlich und empfindlich, weil sie es sich bewußt sind, daß ihnen ihre Titel nicht mit Recht zukommen. Das wahre Verdienst ist immer ruhig. Die Eitelkeit hingegen ist stets in Sorge, Furcht und Unruhe.

Es ist sehr schwer, sich selbst auf eine lange Zeit zu hintergehen und nichts kostet mehr Mühe, als andere beständig zu betrügen. Früh oder spät verschwindet das Blendwerk. Es kann sich keiner selbst hintergehen, wann er sich aufrichtig frägt, ob in dem Stande, in welchen ihn das Schicksal gesetzt hat, diejenigen, mit welchen er in einiger

ger Verbindung steht, gegründete Ursachen haben, mit ihm zufrieden zu seyn — oder wenn er sich an ihre Stelle setzte, ob er mit denen zufrieden seyn würde, die so, wie er, handelten. Diese Untersuchung giebt uns das wahre Mittel an die Hand, uns richtig zu beurtheilen, in welche Umstände oder in welchen Stand uns auch das Schicksal immer gesetzt haben mag. Alle Menschen können nicht nach Hoheit, Macht, Ansehen und Reichthum streben; aber alle können darnach streben, sich beliebt zu machen. Um dies zu erlangen, dürfen sie nur rechtschaffen seyn, und in der Lage, welche ihnen die Natur anweiset, Gutes thun.

So wenig man auch mit sich selbst umzugehen pflegt, so wird es doch sehr leicht sich aufrichtig zu beurtheilen und zu entdecken, ob man die Urtheile verdient, die man bey andern erwecken will. Die rechtmässige und verdiente Achtung seiner selbst, die durch andere bestätigt worden ist, bewürkt den Frieden der Sele, die Beruhigung des Gewissens, und die beständige Zufriedenheit, ohne welche keine dauerhafte Glückseligkeit statt findet. Die Menschen sind so thöricht, daß sie das Glück immer ausser sich suchen. Allein, man muß es zuerst in sich selbst gründen, damit man seine innere Beschaffenheit mit Vergnügen

gen untersuchen kann. Man steht nur dann mit sich selbst wohl, wenn man mit andern wohl stehet, und wenn man mit diesen wohl daran seyn will, so muß man ihnen zeigen, daß man tugendhaft sey. Hieraus kann man mit Recht schliessen, daß die Tugend allein ein gutes Gewissen, dauerhaftes Vergnügen, ein unstreitiges Recht auf die Achtung seiner selbst und anderer, wahres Glück — kurz ein solches Glück, welches der Gegenstand der beständigen Wünsche aller Menschen bleibt — hervorbringen kann.

Vierzehntes Kapitel.

Von der Glückseligkeit des irrdischen Lebens.

§. 1.

Schilderung des irrdischen Lebens in Ansehung seiner guten und schlimmen Seite.

*Nichts ist unsicherer, trauriger und weniger zu befolgen als der Rath, den uns die meisten Vernünftler gegeben haben, um

* *Systeme social.*

um glücklich zu werden. Einige finstere Philosophen scheinen ihre Feder in Galle getaucht, und dann die traurige Seite des menschlichen Lebens geschildert zu haben. Die Natur kommt diesen trübsinnigen Beobachtern wie eine böse Stiefmutter vor, die in ihrem Schoos Kindern ihre Bildung giebt, um sie hernach dem Unglück zum Raube zu überlassen und sie dem eigensinnigen Schicksal zum Spiel und zum Schlachtopfer zu übergeben. Wenn man ihnen glauben wollte, so wäre das Leben selbst ein trauriges Geschenk, das nicht verdiente angenommen zu werden, wenn man den wahren Werth desselben kennte. Die Mythologie lehrt uns, daß Prometheus die Erde, aus welcher er den Menschen bildete, mit seinen Thränen erweichte. Nach den Vorstellungen, welche diese finstere Hypothese in uns erregt, ist der Augenblick unseres Eintrits in die Welt der Anfang unseres Kummers. Die schwache, hülflose Kindheit, sagt man, ist für den Menschen beschwerlicher, als für alle übrige Thiere, vor welchen er sich den Vorzug zuschreibt. Diese Kindheit wird in Sklaverey zugebracht. Unter dem Vorwand des Unterrichts zwingt man sie, sich mit Dingen zu beschäftigen, welche ihr misfallen. Sie ist dem Eigensinn der Eltern und Lehrer unterworfen, die oft

nicht

nicht einmal gerührt werden, wann sie sehen, daß sie in Thränen zerfließt.

Das Alter des Jünglings wird ohne Aufhören von ungestümen Leidenschaften beunruhigt, deren Tumult ihn verhindert, an die Zukunft zu denken, und die ihm oft einen Kummer bereiten, der erst mit dem Leben aufhört. Das männliche Alter beschäftigt sich blos mit Entwürfen des Ehrgeitzes, mit der Sorge, Ehre und Reichthümer zu erlangen. Der Mensch läuft beständig dem Glück nach und erreicht es nie — sagt nicht zu sich selbst, ich bin glücklich. Er hoft immer, es noch zu werden. Er verspricht sich, einmal zum Besitz des Glücks zu gelangen und genießt es nie. Er erreicht nur ein Alter, das gewöhnlich mit Ueberdruß, Schwachheiten, Kummer, ohnmächtigen Begierden und Furcht vor dem Tode begleitet ist. Hierzu denke man sich nun noch die häuslichen unangenehmen Vorfälle eines ieden einzeln Menschen, das Misvergnügen, das ihm die Gesellschaft täglich verursacht, die Unruhen, die nicht von ihm weichen, die würkliche Unzufriedenheit, und die, welche eine Frucht seiner Einbildungskraft ist — und man wird einsehen, sagt man, daß Glück nicht die Bestimmung der Bewohner der Erde ist, daß alle — von dem Augenblick ihres Eintrits

in

in die Welt an bis zu der Minute, in der sie wieder abtreten müssen, ein Zeitpunkt, dessen Vorstellung schon das beglückteste Leben vergiften kann — dazu verdammt sind, daß sie unglücklich seyn sollen.

Wäre der Mensch so elend, als schwermüthige Denker ihn uns zu schildern suchen, so würde nichts fähiger seyn, uns zu betrüben, uns das Leben verhaßt zu machen, uns in die tiefste Traurigkeit zu stürzen. Aber eine nicht so finstere und richtigere Philosophie wird uns sein Schicksal von einer tröstlichern Seite zeigen. Ist denn die Kindheit ein so beweinenswürdiger Zustand? Ist nicht das geringste Spiel, das kleinste Vergnügen vermögend, Kindern in einem Augenblick den schmerzhaftesten Kummer vergessend zu machen? Sehen wir nicht alle Tage irgend ein Kind mit dem einem Auge weinen, und mit dem andern für sich lachen? Welches Vergnügen empfindet es nicht in den vielen neuen und mannigfaltigen sinnlichen Eindrücken, die es bey iedem Schrit erhält?

Ist es nicht offenbar der Fehler der Lehrer, wenn es für ihren Unterricht einen Eckel bekommt? Laßt uns nur den Rath der Natur anhören und ihn nicht verwerfen. Laßt uns die biegsamen und zarten

Her-

Herzen zum Guten lenken, nicht den verderblichen Samen des Lasters und der Thorheit in ihnen ausstreuen; laßt uns die Moral, die Vernunft und die Tugend von dem gebietherischen Ton der Tyranney befreien und — unsere Kinder werden, durch Sanftmuth und Güte gewonnen, sich ein Vergnügen daraus machen, sich unsern Absichten zu unterwerfen. In den Jünglingsjahren wissen sie dann schon iene heftigen Leidenschaften im Zaum zu halten, welche sie so oft ins Verderben ziehen. Daß ein iunger Mensch gemeiniglich ausschweifend und unbedachtsam ist, kommt daher, weil man von seinen früheſten Jahren an verabsäumt hat, ihn gegen die Anfälle der Leidenschaften zu bewahren — — weil man ihn den Mensch und die unerforschlichen Tiefen seines Herzens nicht hat kennen lehren. Die Jugend kann ihre Blicke nicht in die Zukunft werfen. Sie ist einfältig, ohne Verstellung, treu und aufrichtig in ihrem Umgange. Sie argwöhnet nicht, daß es Treulose, falsche Freunde und Bösewichter auf der Erde giebt. Ein iunger Mensch lernt erst mißtrauisch gegen seines Gleichen werden, nachdem er oft betrogen worden ist. Ist er nun oft hintergangen, so hält er es für erlaubt, auch andere zu hintergehen. Beispiele, allgemeine Vorurtheile, die Verdorbenheit der öffent-

öffentlichen Sitten lehren ihn Böses thun, und verhindern, daß er darüber erröthet.

Der Mensch trägt in seinem reifern Alter die Verdorbenheit, die Laster und die bösen Sitten an sich, die er in der Jugend angenommen hat. Die Erfahrung hat ihn nur gelehrt, seine unordentlichen Neigungen zu verbergen, aber nicht zu verbessern. Mit immer mehr abgemessenen Schritten sucht er sich die Gegenstände seiner ihn nicht verlassenden Leidenschaften durch die Mittel zu verschaffen, welche die Mode, die Erfahrung und der Umgang mit der Welt ihm als die sichersten gezeigt haben. Endlich ist der Mensch, den zu verderben sich alles vereinigte, und den selbst sein Unterricht in seinen traurigen Leidenschaften immer mehr bestärkte, endlich, sage ich, ist der Mensch noch als Greis ein verachtungswürdiger Sklave seiner Laster und trägt bis zum Grabe die Fesseln, die ihm von seiner Kindheit an die Freiheit raubten.

§. 2.

Das Bild eines rechtschaffenen Mannes, dessen Herz frühzeitig gebildet worden — und der Genuß seiner Freuden.

Ganz verschieden von den Menschen, die wir eben beschrieben haben, genießt der Recht-

schaffene, dessen Herz früh zur Tugend und zum Gefühl des Guten gebildet worden, selbst mitten unter ausgearteten Nationen ein Glück, das diese verdorbenen Wesen nicht kennen. Zufrieden mit sich selbst ist sein Herz frey von Unruhen. Im reifern Alter genießt er die häuslichen Freuden, die Annehmlichkeiten der Gesellschaft, die Reitze des Studirens und die Süssigkeiten der Freundschaft. Die edlen Herzen vereinigen sich mit edlen Herzen und trösten sich gemeinschaftlich wegen der harten Schläge des Schicksals und der Ungerechtigkeiten der Menschen. Die verdiente Werthschätzung, die er sich selbst und andere ihm geben, die Zärtlichkeit und Erkenntlichkeit gefühlvoller Herzen, das Ansehen, das ihm die Tugend nothwendig erwirbt, — können diese Vortheile den Weisen nicht völlig für die unangenehmen Vorfälle schadlos halten, welche ihm durch die Unvernunft der Menschen begegnen? Erfährt er nicht in seinem hohen Alter die eifrige Sorgfalt, die Hochachtung und den Beistand derer, die er sich durch seine Wohlthaten, Einsichten, Klugheit, Rathschläge und Tugenden ergeben gemacht hat?

Was auch immer eine verdrüsliche und gallsüchtige Philosophie sagen mag — so kann doch ieder Mensch, der Denken und em-

pfinden gelernt hat, wann er kein vollkommenes Glück auf der Erden antrift, wenigstens eine Menge unschuldiger Vergnügungen auf derselben finden, die ihn aufheitern oder doch zu manchen Zeiten seinen Kummer mächtig zerstreuen werden. Wer ist so menschenfeindlich, daß er nicht im Umgang, in freundschaftlichen Verbindungen, in muntern Gesprächen, in den Vergnügungen des Stadtlebens, in den ununterbrochenen gegenseitigen Diensten, welche sich die Bürger der Erde unter einander erweisen, einige Reitze bemerken sollte? Kann ein Mensch so unempfindlich seyn, daß er nicht durch die mannigfaltigen Auftritte, welche uns die Natur darstellt, gerührt werden sollte? Haben wir nicht heitere Tage, den lächelnden Anblick einer grünen Wiese, den erquickenden Schatten eines einsamen Baums, den melodischen Gesang der Vögel, den maiestätischen Lauf der Flüsse und Bäche, die stillen ländlichen Freuden, welche uns so oft das Misfallende der lärmenden Vergnügungen des Stadtlebens und alle Thorheiten desselben vergessen machen? Ja — ich sage es noch einmal — diese Welt hat mannigfache Vergnügungen für den Menschen. Er kann zuweilen Glückseligkeit finden und er würde würklich glücklicher seyn, wenn er vernünftiger wäre. Er würde vernünftiger seyn, wenn man darauf bedacht

wäre, seine Vernunft mit mehr Fleiß auszubilden.

§. 3.

Man findet oft glückliche Menschen.

Ohngeachtet der moralischen und physischen Ursachen, welche sich wider die Glückseligkeit der Bewohner dieser Welt verschworen zu haben scheinen, findet man doch Glückliche auf derselben. Giebt es einige von der Natur verwahrlosete, welche wegen Fehler des Körpers viel leiden müssen und immer kränklich sind, oder welche bey einer schwächlichen Leibesbeschaffenheit häufigen Krankheiten unterworfen sind, so ist diese Natur doch gegen ihre meisten Kinder gütiger. Die Gesundheit ist ein Gut. Sie hat einen sehr merklichen Einfluß auf die innere Zufriedenheit und vielleicht ist sie oft der Grund derselben. Gewisse glückliche Temperamenter erhalten ihre Ruhe mitten unter Begebenheiten, welche für andere höchst schrecklich sind. Wir finden Sterbliche von so guter Gemüthsfassung, daß weder Krankheit, noch Schmerz, weder Mangel noch Unterdrückung sie traurig machen, oder niederschlagen kann. Oft tragen Unglückliche die Last ihres Elendes mit mehr Heiterkeit, als die Grossen und Reichen das

lästige ihrer Grösse und den Ueberdruß der Vergnügungen, wodurch sie ermüdet werden, ertragen. Der ruhige Hirte, der Arme, der seine Hand ausstreckt, der Handwerker, der mit seiner Arbeit beschäftigt ist, zeigen uns gewöhnlich eine heiterere Stirn, eine zufriedenere Sele als der Reiche, der sich ihrer schämt, oder sie in Elend stürzt.

Alle Stände haben ihre eigenthümliche Glückseligkeit. Das unglücklichste Leben hat seine glücklichen Augenblicke. Der Kranke, der Schmerzen empfindet, hat seine ruhigen Stunden. Der Gefangene lacht zuweilen in seinen Ketten und verschließt oft die Augen vor dem Schicksal, das ihm drohet. Der dürftige Soldat ist gemeiniglich vergnügter als sein General. Ein gewisses unbekümmertes Wesen, Unwissenheit und Mangel der Voraussehung vertreten die Stelle des Glücks bey den meisten Menschen, welche von der Vernunft nicht gelernt haben, eine andere Art des Glücks zu wünschen und auch kein anderes kennen. Gewöhnlich bringt nur das äusserste Elend und Verzweiflung in dem Menschen Muthlosigkeit und eine anhaltende Traurigkeit hervor.

§. 4.

Ein ununterbrochenes Glück ist auf der Erde unmöglich.

Ein unveränderliches Glück, das nichts stören kann, ist eine würkliche Chimäre. Eine vollkommene Glückseligkeit läßt sich mit der Natur eines Wesens nicht vereinigen, dessen schwache Maschiene in Unordnung gerathen und dessen feurige Einbildungskraft nicht ganz von der Vernunft geleitet werden kann. Bald Freuden geniessen, bald Leiden ertragen, das ist das Schicksal des Menschen. Das Uebergewicht der Freuden vor dem Leiden, macht sein Glück aus. Wir kennen den Werth der Gesundheit nur, wann wir derselben beraubt gewesen sind. Die täglichen Freuden, die aus der Befriedigung unserer Bedürfnisse entstehen, werden bald vergessen und oft für nichts gerechnet. Wir geniessen in dem Lauf des Lebens eine grosse Menge besonderer Vergnügungen, welche wir nicht bemerken, weil sie uns gewöhnlich werden. Müssen wir einige davon entbehren, erfahren wir einige Widersprüche in unsern Begierden, so halten wir uns sogleich für unglücklich, wir zürnen über das Schicksal, finden es ungerecht, halten unsern Leidenstag

für einen unglücklichen Tag, den wir aus unserm Lebensregister ausstreichen mögten.

So klagt der Mensch oft mit Unrecht, und scheint mit seinem Loos unzufrieden zu seyn, wenn seine natürlichen Bewegungen nicht durch die Vernunft geleitet und verbessert werden. Denn seine Natur bringt es mit sich, das Gute zu lieben und das Böse zu hassen. Das geringste Uebel vergiftet ihm die größte Summe des Guten. Ein vorübereilender Unfall, ein misvergnügter Augenblick verursachen, daß er viele ganz glückliche Jahre vergißt. Wenn der Mensch von seiner Vernunft Gebrauch machte, so würde er einsehen, daß er die Uebel, die er nicht verhindern kann, mit Gedult ertragen müsse. Er würde begreifen, daß der Schmerz nothwendig sey, um uns zu warnen, ihm auszuweichen. Er würde erkennen, wie viel das Böse dazu beitrage, daß er das Gute desto mehr empfindet, welches uns so gewöhnlich wird, daß wir es kaum noch bemerken. Wer nie ein Unglück erfahren wollte, würde einem Menschen gleich seyn, der sein Glück darin setzte, daß er nie aus dem Schlaf erwachte. Ein ununterbrochenes Glück würde die Sele erschlaffen, unthätig machen, und sie in den traurigsten Zustand versetzen.

Wenn wir also die Vernunft um Rath fragen und ihren Unterricht hören, so lernen wir, daß das Unglück sogar zum Glück des Menschen gehört. Sie ermahnet uns also, die Uebel zu ertragen, die wir oft nicht abwenden könnten, ohne uns noch grössere Uebel zuzuziehen. Sie giebt uns die Warnung, daß wir eine Genesung nicht beschleunigen sollen, welche Zeit und Gedult allein bewürken können. Sie flößt uns Muth ein, sagt uns, daß wir auf ein besseres Glück, auf ruhigere Tage hoffen und uns in dieser Erwartung durch Standhaftigkeit, Gedult und Grösse der Sele auszeichnen sollen.

§. 5.

Die Quelle der Unzufriedenheit der meisten Menschen.

Die Quelle der Unzufriedenheit der Menschen ist die Unbilligkeit ihrer Rechnungen. Sie halten ein genaues Register der Uebel und ein sehr unzuverlässiges von den Gütern, welche ihnen das Leben zuführt. Keiner ist mit seinem Schicksal zufrieden, und ein ieder überredet sich, das Schicksal anderer sey viel beneidenswerther. So scheint das Schicksal der Könige, der Grossen, der Reichen denen, die es in der Ferne betrachten,

ten, der Gipfel der Glückseligkeit zu seyn. Man dürfte diese Menschen, welche die ganze Welt allgemein für glücklich hält, nur in der Nähe ansehen, um zu erkennen, man habe sich geirrt, daß man ihnen ohne Untersuchung wahre Glückseligkeit zugeschrieben habe. Der Arme, der sie beneidet, dürfte nur sehen, wie Kummer, Unruhe und Ueberdruß des Lebens ohne Aufhören an ihrem Herzen nagen, er würde gewiß erstaunt und zufrieden in seine niedrige Hütte zurückkehren.

Ob gleich wenig Leute in der Welt mit der Stelle zufrieden zu seyn scheinen, welche ihnen das Schicksal anweiset, ob gleich ein ieder wünscht, sich in der Stelle anderer zu sehen, so ist doch vielleicht kein Mensch auf Erden, der ohne die geringste Ausnahme seine gewöhnliche Art zu handeln mit der Handlungsart eines andern verwechseln würde. Man müßte der andere werden, man müßte seine Natur ablegen — Ein Opfer, das sich kein Sterblicher würde gefallen lassen, aus Furcht dabey zu verlieren! Wann wir an der Stelle eines andern zu seyn wünschen, so behalten wir uns immer etwas vor. Wir wünschen uns nur seine Macht, seine Reichthümer, seine Geschicklichkeit, seine Fähigkeiten, damit wir unsere Leidenschaften oder Verlangen desto besser befriedigen können,

die wir nicht gern fahren lassen wollen, weil wir glauben, daß sie von unserer Glückseligkeit nicht getrennt werden dürfen. Wir wünschten, daß unsere Sele, die unsere Art zu sehen und zu denken, gleichsam in den Körper desienigen übergienge, den wir beneiden. Aber seine Denkungsart mögten wir nicht miterben. Unsere Vorurtheile, unsere Leidenschaften, unsere Gedanken sind es, welche wir immer am meisten schätzen, und sie für besser halten als bey andern, und wenn wir uns ihr Schicksal wünschen, so wollen wir ihnen nur mit mehr Freiheit nachhängen. Auf diese Art wird die gegründete oder ungegründete Achtung, die wir für uns selbst haben, den Neid mässigen, den wir gegen dieienigen hegen, welche wir für glücklicher als uns selbst schätzen.

§. 6.

Von den Uebeln, welche aus der Gesellschaft entspringen und das Glück einzelner Personen hindern.

Ungemein befremdend ist es, daß der Mensch, der mit seines Gleichen leben und unter ihnen Tugenden üben soll, welche den Beifall des Himmels verdienen, auszuarten

angefangen hat, sobald er mit seinem Geschlecht mehr verbunden war. Anstatt daß das gesellschaftliche Leben die Menschen glücklich machen sollte, brachte es im Gegentheil Feinde näher zusammen, die geneigt waren sich zu schaden, immer damit beschäftigt, sich entgegen zu arbeiten und sich einander die Spielwerke za rauben, welche sie für das höchste Gut hielten. So ist also die Gesellschaft, welche ihr Vergnügen befördern sollte, der Kampfplatz ihrer Leidenschaften und Zänkereien geworden. Ihre Unterweisungen und Vorurtheile entzündeten ihre Begierden nach einerley geringschätzigen Gegenständen — sie stritten sich um Reichthümer, Ehre, Vorzüge und Aemter, von welchen sie selten einen für sie vortheilhaften Gebrauch machen lernten. Der Neid wurde eine beständige Marter für sie — sie wurden falsch, treulos, heuchlerisch und Lügner, weil sie sich genöthiget sahen, ihren Rivalen ihre Absichten zu verbergen, sich krummer und schiefer Wege zu bedienen, um dieienigen, welche in derselben Laufbahn fortwandelten, auf eine listige Art von ihrem Ziel abzubringen. Die Kunst in Gesellschaft zu leben war nun weiter nichts, als die Kunst, seine Gesellschafter zu hintergehen, sich ihrer zu seinen eigenen Absichten zu bedienen. Das persönliche Interesse war immer mit dem allgemeinen in Streit —

ein

ein Bürger wurde der heimliche oder öffentliche Feind seiner übrigen Mitbürger — er hielt es für Pflicht, ihnen seine Entwürfe zu verbergen, wann er der schwächste war — er wagte es nicht, seine Absichten zu entdecken, weil er befürchtete, sie vereitelt zu sehen — seine Wünsche waren auf Gegenstände gerichtet, nach welchen alle mit gleichem Eifer strebten, und welche ein ieder ausschliessungsweise besitzen wollte. Dadurch ist die Gesellschaft so beschwerlich geworden, daß denkende Köpfe, wenn gleich ohne Grund, voll Muthlosigkeit geglaubt haben: das gesellschaftliche Leben sey der Natur des Menschen zuwider, und das klügste sey, sich ganz davon entfernt zu halten.

Funfzehntes Kapitel.

Philosophische Betrachtungen über die Werkzeuge der Glückseligkeit.

§. 1.

Welches sind die Werkzeuge der Glückseligkeit?

*Glückseligkeit ist das Ziel aller Sterblichen. Der Trieb, glücklich zu seyn, ist uns

* *Reflexions philosophiq. sur nos princ. sentimens.*

uns angebohren, er entwickelt sich mit unsern Einsichten, wächst mit unsern Leidenschaften und verläßt uns erst in dem Augenblick, da wir zu leben aufhören. Die Natur weiset uns die Mittel an, zur Glückseligkeit zu gelangen. Aber da wir sie nicht kennen oder nicht recht zu gebrauchen wissen, so verirren wir uns alsbald auf dem Wege, den sie uns vorzeichnet, und entfernen von uns selbst das Ziel, zu dem uns eine geheime Neigung untrüglich führen müßte.

* Die Philosophen aller Jahrhunderte haben die Wichtigkeit der Untersuchung der Glückseligkeit eingesehen, und ihr Hauptstudium daraus gemacht. Fanden sie den richtigen Weg nicht, der zu ihr führt, so giengen sie auf Fußsteigen, welche sie derselben nahe brachten. Wenn man ihre Entdeckungen in allen andern Wissenschaften mit den fürtreflichen Vorschriften vergleichet, welche sie uns empfohlen haben, um glücklich zu werden, so wird man mit Erstaunen bemerken, wie viel weitere Schritte sie in diesen, als in allen andern Wissenschaften gethan haben.

Ich

* *Essai de Philosophie morale.*

Ich will mich nicht genau in die Meinungen iener grossen Männer von der Glückseligkeit, noch in den Unterschied der Meinungen derer einlassen, welche überhaupt von einerley Sekte waren. Diese Untersuchung würde eine weitläuftige Geschichte, überdem schweer, vielleicht unmöglich und sicher unnüz seyn. Einige sahen den Körper als das einzige Werkzeug unseres Glücks und Unglücks an, weil sie keine andere Vergnügungen kannten, als die von den Eindrücken äusserer Gegenstände auf unsere Sinne herrührten, keine andere Schmerzen kannten, als die von ähnlichen Eindrücken entstanden. Andere schrieben der Sele zu viel zu und bewunderten nur die Vergnügungen und Schmerzen, welche sie in sich selbst findet. Meinungen, die übertrieben, und von Wahrheit gleich weit entfernt waren! Die Eindrücke der Gegenstände auf unsern Körper sind Quellen des Vergnügens und des Schmerzes. Die Handlungen unserer Sele sind es auch und ob diese Vergnügungen und Schmerzen gleich durch verschiedene Thüren gleichsam eingelassen werden, so haben sie doch dies mit einander gemein, daß sie Vorstellungen der Sele sind, an welchen die Sele Wohlgefallen oder Misfallen hat, und welche glückliche oder unglückliche Augenblicke verursachen.

Eini-

Einige Philosophen giengen so weit, daß sie den Körper als ein, uns ganz fremdes, Wesen ansahen, und behaupteten, man könnte es so weit bringen, daß man die Zufälle, welchen er unterworfen ist, nicht mit empfände. Der Wollüstige würde sich eben so sehr betrügen, wenn er glaubte, die Eindrücke der äussern Gegenstände auf den Körper könnten die Sele so sehr beschäftigen, daß sie dieselbe gegen ihre Ueberlegungen unempfindlich machten. Alle Vergnügungen und Schmerzen sind daher der Sele eigenthümlich. So stark auch immer der Eindruck, den ein äusserer Gegenstand auf unsere Sinne macht, seyn mag; so würde er doch nie etwas anders als eine physische Bewegung, und weder Vergnügen noch Schmerz seyn, wenn dieser Eindruck nicht eine Vorstellung der Sele würde. Alle Vergnügen und Schmerzen sind Vorstellungen und Empfindungen derselben. Der einzige Unterschied bestehet darin, daß einige durch Hülfe äusserer Gegenstände erregt werden, andere aber aus der Sele selbst geschöpft zu seyn scheinen. Doch, um mich auf eine gewöhnlichere Art auszudrücken, will ich iene — Vergnügen und Schmerz des Körpers, diese — Vergnügen und Schmerz der Sele nennen.

§. 2.

§. 2.

Vom Vergnügen und Schmerz des Körpers.

Ich läugne nicht, daß Vergnügen und Schmerz des Körpers Gutes und Böses würken. So wenig man auch die Verbindung zwischen den Vorstellungen der Sele und zwischen den Bewegungen, aus welchen sie entstehen, einsiehet, so kann man doch ihre Würklichkeit nicht verkennen. Der Philosoph, der einmal sagte: das Podagra sey kein Uebel, sagte eine Thorheit, oder wollte nur behaupten, daß es die Sele nicht verschlimmere und dann — sagte er etwas alltägliches. Die Vergnügungen und Schmerzen des Körpers bringen daher ohne allen Zweifel eine gewisse Anzahl glücklicher und unglücklicher Augenblicke, Güter und Uebel hervor, die Vergnügungen und Schmerzen der Sele haben dieselben Würkungen. Man muß keine von beiden verachten; man muß sie zusammen rechnen und sie gehörig abwiegen.

Wir fangen die Untersuchung der Natur der körperlichen Vergnügungen und Schmerzen mit einer sehr niederschlagenden Bemerkung an, nemlich: das Vergnügen vermindert sich durch die Dauer und der Schmerz ver-

vermehrt sich. Die anhaltende Dauer der Eindrücke, welche das Vergnügen des Körpers verursachet, schwächt die Stärke derselben. Die Stärke des Schmerzes wird durch die anhaltende Dauer dieser Eindrücke vermehrt. Man geniesse die größten Vergnügungen, welche uns äussere Gegenstände verschaffen können — und man wird erfahren, daß entweder die Empfindung, welche sie erregen, ihrer Natur nach sehr schnell aufhört, oder daß sie bey ihrer Fortdauer schwächer, bald widrig und sogar lästig wird, wenn sie zu lange währt. Der Schmerz, den äussere Gegenstände verursachen, kann hingegen so lange dauern als das Leben, und ie länger er dauert, desto unerträglicher wird er. Wenn man hieran zweifelt, so versuche man es, den Eindruck eines der angenehmsten Gegenstände zu verlängern, und man wird erfahren, was aus dem Vergnügen wird. Feuer oder Schwert zeige seine Würkung auf unsern Körper nur eine kurze Zeit, man lasse spanische Fliegen nur etwas zu lange auf demselben liegen — und man wird erfahren, wie hoch der Schmerz steigen kann.

Man kann noch eine andere Bemerkung machen. Der zu lange und zu oft wiederholte Gebrauch der Gegenstände, welche Vergnügen des Körpers hervorbringen, verur-

sacht Schwachheiten. Eben so wird man auch schwächer durch den fortdauernden oder zu oft wiederholten Gebrauch solcher Dinge, welche Schmerzen würken. Hier findet gar keine Ersetzung Statt. Das Maas des Vergnügens, das uns unser Körper verursachen kann, ist eingeschränkt und sehr geringe. Wenn man ihn zu reichlich damit überschüttet, so wird man dafür gestraft. Das Maas des Schmerzes hat keine Gränzen und das Vergnügen trägt selbst dazu bey, es voll zu machen. Wollte man sagen: der Schmerz habe seine Grenzen, er mache, so wie das Vergnügen, die Empfindung stumpf, oder zerstöhre sie wohl gänzlich, so kann dies nur von einem ausserordentlich grossen Schmerz behauptet werden, einem Schmerz, den man nicht in dem gewöhnlichen Zustande des Menschen antrift, und mit dem keine Art des Vergnügens verglichen werden kann.

Aus dem bisher gesagten kann man die Natur des Vergnügens und des Schmerzes der Menschen beurtheilen und einsehen, was man von ihnen für seine Glückseligkeit zu erwarten hat. Wir wollen daher die Beschaffenheit des Vergnügens und des Schmerzes der Sele untersuchen.

§. 3.
Die Quelle des Vergnügens der Sele findet man in der Uebung der Gerechtigkeit und in der Entdeckung der Wahrheit.

Ehe wir uns in diese Untersuchung einlassen, müssen wir diese Vergnügungen und Schmerzen genau bestimmen und sie nicht mit andern Empfindungen der Sele verwechseln, die blos den Körper angehen. Ich will mich näher darüber erklären. Ich rechne zum Vergnügen der Sele nicht das Vergnügen, welches ein Mensch bey dem Gedanken empfindet, daß er seine Reichthümer vermehre, oder welches er bey der Vergrösserung seiner Macht empfindet, wenn er nach der gewöhnlichen Weise seine Reichthümer und Macht nur in Beziehung auf das Vergnügen des Körpers beurtheilt, welches ihm diese Güter verschaffen können. Das Vergnügen des Habsüchtigen und Ehrgeitzigen ist alsdann nur Vergnügen des Körpers, das er in der Ferne sieht. So können wir auch den Schmerz eines Menschen, der seine Reichthümer oder Macht verliert, nicht für Schmerz der Sele halten, wenn die Ursach seiner Betrübniß blos die Vorstellung des Vergnügens des Körpers, das sie ihm verschaffen konnten,

ten, oder der Schmerzen des Körpers ist, welchen dieser Verlust sie aussetzt.

Nach dieser Erklärung scheint mir alles Vergnügen der Sele auf zweierley Arten von Empfindungen zurückzubringen zu seyn. Die eine Art dieses Vergnügens empfindet man bey der Uebung der Rechtschaffenheit, die andere — bey Erkenntniß der Wahrheit. Bey dem Schmerz der Sele fehlen diese beiden Gegenstände.

Ich will hier keine genaue Erklärung von Rechtschaffenheit geben, und habe es auch nicht nöthig. Ich verstehe hier nur unter der Uebung der Rechtschaffenheit, die Erfüllung dessen, was man für seine Pflicht hält, von welcher Beschaffenheit sie auch immer seyn mag. Ich darf hier auch das Wort Wahrheit nicht genau bestimmen. Ich verstehe unter Erkenntniß der Wahrheit die Vorstellung, die man hat, wenn man mit der Deutlichkeit zufrieden ist, womit man die Dinge einsieht. Diese beiden Arten des Vergnügens scheinen mir eine dem Vergnügen des Körpers ganz entgegen gesetzte Natur zu haben. 1) Das Vergnügen der Sele verfliegt nicht schnell, wird nicht schwächer durch den Genuß, sondern es ist dauerhaft. Die Dauer und Wiederholung vermehren es. 2) Die Sele empfindet es in

sei-

seiner ganzen Stärke. 3) Der Genuß dieses Vergnügens schwächt die Sele nicht, sondern stärkt dieselbe. Der Schmerz, den man fühlt, wenn man nicht rechtschaffen gewesen ist, oder die Wahrheit nicht hat entdecken können, ist von dem Schmerz des Körpers auch überaus verschieden. Der Gedanke, daß man seine Pflicht nicht gethan hat, ist zwar ein sehr empfindlicher Schmerz. Allein, es hängt immer von uns ab, denselben zu vermeiden. Er ist selbst das Verwahrungsmittel dagegen. Je empfindlicher er uns ist, desto mehr entfernt er uns von der Gefahr, ihn zu erfahren. Es ist freilich auch Schmerz, wenn man eine Wahrheit sieht und sie nicht finden kann. Indessen beschäftigt sich der Weise auch nur mit solchen Wahrheiten, die ihm nützlich sind, und diese entdeckt er leicht.

Sechzehntes Kapitel.

Von der häuslichen Glückseligkeit oder dem Glück des Privatlebens.

§. 1.

Die allgemeine Verdorbenheit rechtfertigt die besondern Unordnungen nicht.

* Jede politische Gesellschaft ist eine Verbindung mehrerer Privatgesellschaften. Viele Familien machen zusammen eine grosse Familie aus, die man Nation nennet. Die grosse Gesellschaft ist nur glücklich, wenn die besondern Gesellschaften, aus welchen sie besteht, die Harmonie und die Vortheile würklich besitzen, woraus die Glückseligkeit entspringt. So groß auch immer die allgemeine Verdorbenheit und Verschlimmerung der Sitten seyn mag, so erfodert es doch immer der Vortheil einer ieden besondern Gesellschaft, die Tugend auszuüben. Dieienigen, die in einer allgemeinen Verdorbenheit die Gründe zu finden glauben, ihre besondern Ausschweifungen zu rechtfertigen, urtheilen eben so richtig als derienige, der bey einer Feuersbrunst, von der sein Haus verschont geblieben, mit freudigen Herzen Feuer in demselben anlegen würde, damit er in dem Unglück seiner Mitbürger mit verwickelt wäre — so richtig als derienige, der sich selbst mit der giftigen Krankheit ansteckte, an welcher er seine Nachbaren sterben sähe.

Je ausgearteter eine Nation ist, desto mehr muß der vernünftige Bürger auf seiner Huth seyn, damit er sich vor der allgemeinen

* *Systeme social.*

nen Verdorbenheit bewahre. Da er den Uebeln seines Vaterlandes unmöglich abhelfen kann, so wird er sich wenigstens ein häusliches Glück zu gründen suchen, das ihm Stärke giebt, das allgemeine Unglück zu ertragen. Bey einem Volke, wo Verdorbenheit herrscht, ist es ungemein schweer, öffentliche Tugenden auszuüben. Der Rechtschaffene, der eingezogen leben muß, findet seinen augenscheinlichen Vortheil darin, daß er sich in seinem Hause mit der Ausübung der Tugenden beschäftigt, die ihm unentbehrlich, wenn er sich die Hochachtung, die Ergebenheit und den Beistand derer versichern will, welche ihn unmittelbar umgeben. Er wird es daher für sehr wichtig halten, sich als einen zärtlichen und treuen Gatten, als einen liebreichen und wachsamen Vater, als einen billigen, nachsichtsvollen und gelinden Herrn, als einen aufrichtigen Freund zu zeigen. Kurz, wer über den Zweck, den er sich bey allen seinen Handlungen vorsetzt, nachdenkt, wird leicht einsehen, daß er sich das Glück und die Zufriedenheit derer, mit welchen er umgeht, angelegen seyn lassen muß, wenn er wahrhaftig glücklich und mit sich selbst zufrieden seyn will.

§. 2.

Schilderung der ehelichen Glückseligkeit — Welche Personen werden sie empfinden?

Nach ienen Grundsätzen werden wir unsere Pflichten in allen Verfassungen des Lebens leicht entdecken und die Beweggründe erkennen, die uns antreiben, sie zu erfüllen. Die Ehe ist die erste von allen Gesellschaften und der Zahl nach ohne Zweifel die größte. Wann der Mensch diese unauflöslichen Bande fest knüpfet, so hoft er an der Gesellschafterin seines Lebens eine zärtliche Freundin zu finden, deren Wohl mit dem seinigen immer verbunden, die bereit ist, Vergnügen und Schmerz mit ihm zu theilen. Hochachtung und Freundschaft sind zum Glück der Eheleute nöthiger als die Liebe selbst. Ist etwas angenehmer als iene glückliche Sympathie, iene Gleichheit des Geschmacks, iene gegenseitige Duldung, iener süsse Trost, wodurch Personen, welche die Zärtlichkeit schon vereinigt, einander völlig ähnlich werden, sich stärken und standhaft bleiben, da das Verlangen, einander zu gefallen, sie beständig belebt? Die Hochachtung führt sie zur Liebe und die Liebe zur Hochachtung zurück. Die Gesellschaft einer liebens-

liebenswürdigen und tugendhaften Frau ist ohne Zweifel die angenehmste Gesellschaft. Sie ist ein empfindungsvolles Geschöpf, das in iedem Augenblick an dem Glück Theil nimmt, das sie durch uns, und wir durch sie erhalten. Giebt es auf der Erde eine reinere Glückseligkeit als die, welche der beständige Umgang zweier gleich denkenden Gatten gewährt, die wechselsweise in ihren Augen Empfindungen einer aufrichtigen Liebe, lebhafte Zärtlichkeit, Freundschaft, deutliche Ausdrücke des Zutrauens und den süssen Kummer der Aufmerksamkeit und der Neigung zu gefallen, lesen? Erhebt sich mitten unter dieser bezaubernden Stille ein finsteres Gewölk, so wird es durch Liebe und Hochachtung sogleich zertheilt.

Dies sind die Annehmlichkeiten, wornach der Vernünftige in der ehelichen Verbindung streben muß. Vergebens erwartet man sie vom Gelde, das sehr oft dieienigen, welche es besitzen, nur blendet und verdirbt. In rechtschaffenen Gesinnungen, die eine tugendhafte Erziehung eingepflanzt, in der Vernunft kann man die Gründe einer wahren Zuneigung zu finden hoffen. Sie kann freilich nicht bey den Eheleuten angetroffen werden, deren Verbindung der Eigennutz allein schloß, nicht bey den niedrigen Selen, die kein ander

Glück als rauschende Vergnügungen kennen, nicht bey den verkehrt gesinnten Eheleuten, welche das Laster uneinig und einander unerträglich macht — kurz diese Zuneigung scheinet den durch Ueppigkeit herabgesunkenen Selen romanhaft und chimärisch zu seyn, die sich nur heirathen, um von neuen in Stande zu seyn, ihre Eitelkeit, ihre Thorheiten und ihren Hang zu Unordnungen zu befriedigen.

Beglückter Mittelstand! In deinem Schoos' findet man oft die glücklichen Eheleute. Hier siehet man einen wachsamen und arbeitsamen Vater an der Seite einer tugendhaften Frau den Lohn der Sorgfalt geniessen, die er auf seine Familie wendet. Hier üben wohlthätige Eltern mitten unter ihren gehorsamen und zärtlichen Kindern die so gerechte Herrschaft aus, welche väterliches Wohlthun und Güte ihnen einräumen. Hier lernen diese mit Sorgfalt erzogene Kinder die Stützen des Alters derer werden, von welchen sie das Leben erhalten haben. Hier lernt die Tochter, unter der Aufsicht einer tugendhaften Mutter, selbst eine gute Hausmutter werden, und das Glück des Gatten befördern, welchen ihr das Schicksal bestimmt. Hier leitet ein weislich geschäftiges Leben die Sele von lasterhaften Gedanken und lärmen-

den Vergnügungen ab, welche so oft die Klippen der Unschuld und häuslichen Glückseligkeit sind.

Wie viel Beweggründe hat nicht ein Vater, seine Kinder zu lieben und ihnen Geschmack an der Tugend einzuflössen? Er siehet in ihnen sein Werk; dadurch, daß er ihnen das Leben gegeben, hat er sich selbst vervielfältigt, sich Freunde gemacht, künftige Mitbeförderer seines eigenen Glücks und Menschen hervorgebracht, deren Wohl mit dem seinigen unzertrennt verbunden ist, Untergebene und Gesellschafter, die sich beeifern, ihm wohlgefällig zu werden — kurz in ihnen siehet er andere Ichs, welche seinen Namen und sein Andenken bis auf die Nachwelt bringen sollen. Allein diese Hofnungen sind Chimären und Teuschungen, wann der Vater durch die Erziehung, die er seinen Kindern giebt, nicht die Gesinnungen aussäet, die er einmal von ihnen zu erndten denkt. Lasterhafte und schlechtdenkende Eltern können keine andere Kinder bilden als solche, die ihnen gleichen, werden an ihnen heimtückische Gemüther bemerken, welche ihre Lebenstage mit Dornen durchflechten und ihnen im Alter die Last des Kummers verdoppeln.

§. 3.

§. 3.

Von den Früchten, welche die Eltern im Alter von der Sorgfalt einerndten, welche sie auf die Erziehung ihrer Kinder wenden.

Daß es so wenig lehrbegierige und sittsame Kinder giebt kommt daher, weil es sehr wenig tugendhafte und vernünftige Eltern giebt. Es werden anständige Sitten und ehrwürdige Beispiele, ein rechtmässiges und durch Güte gemildertes Ansehen erfodert, wenn man Kindern bey der Erziehung Zuneigung und Gehorsam gegen sich einflössen will. Väter und Mütter! die ihr Kinder erziehen wollet, welche einmal eure aufrichtigen Freunde, eure Stütze und Trost im Alter werden sollen, zeigt ihnen Tugenden, macht frühzeitig das Gefühl ihres Herzens rege, öfnet ihnen euer eigenes Herz, überzeugt sie mit Zärtlichkeit, daß es ihr Vortheil sey, wenn sie eure Wünsche befriedigen, strafet sie nur, wenn ihr Gründe dazu habt, und so, daß die Regeln der Gerechtigkeit nicht überschritten werden, bezeigt Nachsicht gegen ihre Schwachheiten, seid nur strenge gegen solche Unordnungen, die geschont zu haben sie euch einmal zum Vorwurf machen könnten. Erinnert euch, daß ihr ihnen das Joch der väterlichen Gewalt nur durch

Billigkeit und Güte erträglich machen werdet. Nur durch Aufklärung des Verstandes eurer Kinder — werdet ihr ihnen vergessen machen, daß ihr ihnen zu befehlen habt — werdet ihr ihnen euer Joch liebenswürdig machen können.

Man wird gewöhnlich gewahr, daß die Anhänglichkeit der Väter an ihre Kinder zärtlicher ist, als die Zuneigung der Kinder gegen die Väter. Allein ein geringes Nachdenken wird diese Erscheinung in der moralischen Welt hinlänglich erklären. Ein Vater ist immer der Wohlthäter und Herr seines Sohns und die Abhängigkeit kann die Gewalt nur beliebt machen, wenn sie durch Güte gemildert wird. Die Zärtlichkeit und Fürsorge der Eltern werden gewiß die Dankbarkeit der Kinder rege machen. Ist dieß geschehen, so wird ein wohl erzogener Sohn bey dem Anblick des Urhebers seines Lebens gerührt werden; alles erinnert ihn daran, wie viel er dem schuldig ist, der ihn in seiner Kindheit unterstützet, in seiner Jugend geleitet, zu einem achtungswerthen Mitgliede der Gesellschaft gemacht, mit Einsichten und Mitteln versehen hat, wodurch er sich vor Langerweile und Laster bewahren konnte, deren Schlachtopfer er viele um sich her werden siehet. Von diesen Gedanken durchdrungen wird er der Trost des Alters eines Vaters

ters seyn, auf den ihn alles als die Quelle seiner Wohlfarth hinweisen wird. Er wird zärtlich und eifrig für diejenige sorgen, die ihn unter ihr Herz getragen, die Unbequemlichkeiten seiner beschwerlichen Kindheit mit Güte erleichtert hat. Welche Gewalt wird nicht über das Herz eines wohlerzogenen Kindes eine ehrwürdige Mutter erhalten, die sich mit der Erhaltung und mit den unschuldigen Spielen desselben liebreich beschäftigt hat? Wo ist ein so ausgeartetes Kind, daß es die Thränen einer Mutter oder die Schwachheiten eines Vaters, dessen Mund ihm die ersten Lehren der Weisheit gegeben, mit trockenen Augen ansehen sollte?

Wenn Ueppigkeit, Verschwendung, verdorbene Sitten endlich die nothwendigsten und heiligsten Bande zerreissen, welche Väter und Kinder mit einander vereinigen sollen; wenn diese gemeiniglich nur als Fremde, Gleichgültige oder Feinde mit einander leben; so darf man sich nicht wundern, daß so häufig unter den Mitgliedern einer Familie so wenig Einigkeit herrscht, und daß die Bande des Bluts fast überall gänzlich verkannt werden. Gewöhnlich ist eine Familie eine Privatgesellschaft, welche aus schlecht denkenden, neidischen Leuten besteht, deren Interesse sich immer einander begegnet, da es doch auf

einen

einen Punkt zusammen laufen sollte, die gemeiniglich, da sie die beschwerlichen Würkungen ihrer Leidenschaften, Fehler und Thorheiten erfahren müssen, weniger Zuneigung gegen einander als gegen Fremde haben, deren Fehler nicht so bekannt und verborgener sind.

§. 4.

Von den Vortheilen der Eintracht, welche in den Familien herrscht.

Je verderbter eine Nation ist, desto mehr müßten sich auch die Glieder einer Familie vereinigen, gemeinschaftlich an ihrer besondern Glückseligkeit zu arbeiten und den Schlägen des Schicksals zu widerstehen. Eine einträchtige Familie verräth eine Vereinigung rechtschaffener und vernünftiger Personen. Laster und Unvernunft richten Uneinigkeit unter den Gliedern einer Familie an, welche ihr Vortheil beständig in Einigkeit erhalten sollte. Ohne Billigkeit, ohne Nachsicht, ohne Begierde sich gefällig zu machen, ohne Achtung müssen Personen, welche das Schicksal neben einander gestellet hat, sich bald einer dem andern zu nahe kommen. Diese Verfassungen des Gemüths, die so nöthig sind, wenn man mit allen Menschen auf eine

eine angenehme Art umgehen will, werden noch nöthiger bey Verwandten, welche der Familienumgang in den Stand setzt, daß sie sich mehr in der Nähe sehen als andere.

Wird ein Unglück von vielen Personen getragen, und unter ihnen getheilt, so wird es leichter. Unglücksfälle können durch die Glieder einer einträchtigen Familie abgewendet werden. Der Weise stehet den übrigen mit seinem Rath bey. Der in Ansehen lebende unterstützt die Schwachen und alle werfen gegen die Anfälle des Unglücks einen Damm auf. Die Grossen, die Reichen, die Mächtigen sehen die Vortheile nicht, die aus der Eintracht der Familien entstehen. Man trift diese Eintracht mehr in dem Mittelstande an. Menschen aus diesem Stande fühlen es mehr als Personen von hohem Range, wie sehr sie einer den andern nöthig haben. Ein glücklicher Umgang zeigt ihnen in ihren Verwandten Freunde, welche ihnen die Natur gegeben, und welche beizubehalten ihr Vortheil fodert.

§. 5.

Von den Ursachen, warum Freunde so selten sind.

Man klagt täglich darüber, daß wahre Freunde so selten sind. Aber wie kann man unter

unter eitlen, unedlen und lasterhaften Menschen, die nur ihres Vergnügens wegen Verbindungen eingehen, nur solche Personen brauchen, welche ihre Unordnungen billigen, sich Freunde machen, ohne sich die Mühe zu geben sie kennen zu lernen und keine dauerhafte Verbindungen eingehen können, wie kann man unter solchen Menschen feste Verbindungen erwarten? Die Grossen und Reichen suchen nur zu glänzen — Sie denken nur an ihre Thorheiten und Eitelkeit — Sie verlangen nur solche, die ihnen fleissig die Aufwartung machen, nur niedrige Selen, Schmeichler und Bewunderer ihres Geschmacks. Menschen von dieser Art helfen ihnen ein Vermögen zerstreuen, davon sie keinen vernünftigen Gebrauch zu machen wissen. Lasterhafte haben keine Freunde, sie haben nur Mitgenossen ihrer Verbrechen. Menschen, welche das Verdienst der Tugend nicht lieben und einsehen können, müssen nothwendig blos von verachtungswürdigen Selen umringt seyn, welche sie selbst verachten und sich ihre Thorheit zu Nutze machen.

Wahre Freundschaft kann sich nur auf Verstand, Verdienst und Tugend gründen. Wenn aufrichtige Freunde in der Welt fast unbekannt sind, so kommt es daher, weil sehr wenig Leute verdienen, sie zu haben, oder weil

sehr wenig den Werth einer wahren Freundschaft kennen. Bey einer lasterhaften Nation verlangt man nur angenehme, flüchtige und unterhaltende Gesellschafter. Allein, ist es wohl möglich, daß uns der Falsche, der Schmeichler, derienige, der nur in glücklichen Tagen unser Freund ist, der niedrige Schmarotzer, der Gefährte unserer Ausschweifungen, der fröliche Gast, der Mann nach der Mode — ist es möglich, daß uns solche Menschen in unserm Kummer trösten, mit ihrem Rath beistehen nnd in mislichen Umständen nützliche Dienste leisten können? Man trift so wenig Freunde an, weil man so thöricht ist, den heiligen Namen der Freundschaft bey einer Menge Menschen zu misbrauchen, die keine von den dazu nöthigen Eigenschaften haben, wodurch sie ihn verdienten. Ein Freund ist, nach der gewöhnlichen Art zu reden, ein Mensch, den man oft sieht, und der zuweilen nicht eine Eigenschaft besitzt, die Achtung verdient.

Ihr klagt über eure Freunde — ihr sehet mit Verwunderung, daß sie in eben dem Augenblick von euch fliehen, da euer Kredit, eure Macht und euer Glück dahin sinken. Allein, ist es auch wohl sicher, daß ihr Freunde gehabt habt? Habt ihr nicht vielleicht thörichter Weise diesen ehrwürdigen Namen Schmeichlern, Niederträchtigen, Sklaven eu-

res

res Ansehens beigelegt? Sehet in euch und sprecht euch euer Urtheil. Dieienigen, die ihr für eure Freunde gehalten habt, waren nur Freunde eures Ranges, eures Glücks, eurer Macht, eurer glänzenden Gastmahle, und der mannigfaltigen Vergnügungen, die ihr ihnen verschaffen konntet. Da ihr nun aller dieser Dinge beraubt seid, so geltet ihr in ihren Augen nichts mehr. Ihr habt euch zu Grunde gerichtet, euer eigenes und eurer Kinder wahres Wohl thörichter Weise verachtungswürdigen Menschen aufgeopfert, welche durch die Höflichkeiten, durch das kriechende Wesen, und die Schmeicheleien, womit sie euch bewirthet, euch sehr reichlich für die Kosten, welche ihr euch ihrentwegen gemacht, oder vielmehr für die Thorheiten, welche eure Eitelkeit zum einzigen Gegenstand hatten, bezahlt zu haben glauben. Alle Menschen klagen über die Seltenheit wahrer Freunde, und dem ohngeachtet schmeichelt sich ieder, eine Ausnahme von der Regel zu seyn, und allein unschäzbare Freunde zu besitzen. Die Eigenliebe überredet ihn ohne Zweifel, daß er sie enthusiastisch für sich einnehmen müsse. Nachdem sich nun viel Leute auf diese Art ihrer Einbildung nach Freunde gemacht haben, bey welchen sie die Wärme zu finden meynen, die sie wünschen, so sehen sie mit Erstaunen ein, daß sie sich betrogen haben,

und daß sie vielmehr Feinde, Eifersüchtige und Neider an ihnen gehabt.

§. 6.

Wer ist ein wahrer Freund?

Wer eines jeden Freund ist, der ist gewiß Niemandes Freund. Die Freundschaft ist eine ernsthafte und aus Ueberlegung entstandene Gesinnung, deren veränderliche und leichtsinnige Gemüther nicht fähig sind. Ein wahrer Freund ist ein Schatz, der nur dem Rechtschaffenen, welcher den Werth desselben kennet, zu Theil wird. Der ist nicht sein Freund, der ihm schmeichelt oder ihm die Zeit vertreibt, sondern der ihm nützliche Rathschläge giebt, ihn aufrichtet und tröstet wegen der Widerwärtigkeiten des Lebens, ihn um seiner Person willen, das heißt, wegen der Eigenschaften seines Geistes und seines Herzens und nicht aus niedrigen Absichten, oder um solcher Vorzüge willen liebt, die der Zufall in jedem Augenblick rauben kann und viel öfter Menschen ohne Verdienst und Tugend zuführt, als solchen die einen guten Gebrauch davon machen könnten.

Die sanfte Wärme der Freundschaft ist nicht für die kalte Brust der schwindelnden Grösse bestimmt, die der Stolz gemeiniglich unem-

unempfindlich macht. Sie ist nicht für das durch Laster verdorbene Herz des Menschen, nicht für den Flattergeist, der seine Zeit nur zu tödten sucht, nicht für den Thor, der von sich selbst eingenommen Niemanden sein Herz schenken kann. Die aufrichtige Freundschaft soll nur ein Geschenk für den Rechtschaffenen und Redlichen seyn. In ihr findet er Reitze, die ienen nichtswürdigen und boshaften Selen, deren Kopf nur mit der Welt angefüllt ist, unbekannt sind. Sie, diese Freundschaft, hilft die Bekümmernisse des Lebens tragen, stärkt wider die Schläge des Schicksals, entschädigt für die Ungerechtigkeit der Menschen.

Alles überzeugt uns, daß der Rechtschaffene, der sich blos mit sich selbst beschäftigen muß, mitten unter der allgemeinen Verdorbenheit noch eine Menge Vortheile, reine Vergnügungen und wahre Güter geniessen kann, deren der Unbedachtsame und Lasterhafte gänzlich beraubt ist. Er genießt in iedem Augenblick das so süsse Vergnügen, bey einer Gattin, die sich beeifert, ihm zu gefallen, bey Kindern, die seinen Wünschen entsprechen, bey seinen Verwandten, bey einem treuen und verschwiegenen Freund, den er zum Vertrauten der Geheimnisse seines Herzens macht, Trost und Zärtlichkeit zu finden. Für den Weisen ist alles freudiger Genuß; der

Nichtswürdige aber und Lasterhafte kann nichts freudig geniessen.

§. 7.

Das Verhalten des vernünftigen Reichen gegen seine Untergebene und Bediente.

Der Rechtschaffene, der zugleich ein fühlbares Herz hat, ist nicht unaufmerksam auf das Wohl seiner Diener. Wann der Hochmüthige die Seinigen nach seiner Unmenschlichkeit verächtlich behandelt, wann der Eitle sein Vergnügen daran findet, sie seine Herrschaft über sie auf das härteste fühlen zu lassen, und sie sich zu Feinden macht, so hat der Vernünftige, der die Rechte der Menschheit kennt, Achtung für seines Gleichen, und sucht diesen Unglücklichen dic Fesseln der Knechtschaft zu erleichtern. Er siehet sie als Menschen an, welche zu seinem Glück mit beitragen, und nicht als Sklaven, die er verachten und übel behandeln dürfe. Er begegnet ihnen daher mit Sanftmuth, mit Nachsicht, mit Güte. Er macht sie zu seinen Freunden, deren Zuneigung ihren Eifer für ihn rege macht. Er weiß, daß ein guter Diener ein Schatz für einen Herrn ist, und daß Wohlwollen auf die rohesten Herzen Einfluß hat. Wie viel Bediente haben ihren Herren Beweise

weise von Herzhaftigkeit, Selengrösse und Edelmuth gegeben, die zu geben, die vornehmsten Männer sich unfähig fühlen würden! Die Ungerechtigkeiten, die Härte, die Laster der Herren sind der Grund, daß es so viel schlechte Bediente giebt. Man setzt sie zu sehr herab, man verdirbt sie durch sein Exempel und wundert sich doch, wenn man bemerkt, daß sie niederträchtig, ausschweifend, eigennützig, betrügerisch und lasterhaft sind!

Kann man wohl etwas mit dem Glück und der Zufriedenheit vergleichen, welche sich der Rechtschaffene, der Reichthum besitzt, an iedem Tage verschaffen kann? Welch süß Vergnügen ist er zu geniessen im Stande, wenn Natur und Erziehung ihn mit einem wohlthätigen Herzen begabt haben? Können ihm die Zerstreuungen der Stadt wohl ein so reines Vergnügen gewähren, als das ist, wenn er auf den Fluren seiner Väter Ueberfluß, Betriebsamkeit und Glückseligkeit verbreitet? Ist wohl ein Anblick rührender als der, einen Grossen zu sehen, der auf den Gütern seiner Voraltern mitten unter seinen Unterthanen lebt, die ihn alle für ihren Wohlthäter und Vater halten, der an allen Orten dankbare Thränen in den Augen der Wittwe, des Dürftigen, des Unglücklichen, welchen sein Arm unterstützte, fliessen siehet, in dessen Oh-

ren ieden Augenblick Segnungen und gute Wünsche des Landmannes, der sich durch seine Freigebigkeit im Wohlstand erblickt, widerschallen. Wird er dann wohl andern von seinem Stande den verächtlichen Vorzug misgönnen, an einem Hofe listige Ränke zu spielen, durch kindischen Stolz zu glänzen, auf eine unwürdige Art in dem Vorzimmer eines mächtigen und hochmüthigen Beschützers zu kriechen, der allen Sklaven, die ihn umgeben, einen gleich verächtlichen Blick zuwirft?

§. 8.

Von dem Vergnügen, das mit dem Geschmack an den Wissenschaften verbunden ist.

Was fehlt an der Glückseligkeit eines Vernünftigen, den das Schicksal begünstigt, wann die Erziehung, die er erhalten, ihm auf sein ganzes Leben Mittel anweiset, sich in den Augenblicken, welche ihm die Ausübung der Tugend übrig läßt, mit dem Studiren auf eine angenehme Art zu beschäftigen? Welche angenehme Zeitvertreibe können mit dem immer neuen Vergnügen verglichen werden, in dem grossen Buch der Natur zu lesen, welche ihm bey iedem Schritt Auftritte vor Augen stellet, die wohl verdienen, daß er seine neugieri-

gierigen Blicke auf sie heftet? Welche Beschäftigung ist angenehmer und mannigfaltiger als dieienige, welche dem geübten Verstand das Nachdenken über den Menschen, die so abwechselnden Auftritte der moralischen Welt und die Schilderungen der Geschichte verschaffen? Sind Müssiggang und Langeweile die Quellen der Laster und der Quaal so vieler schlechtdenkender und verkehrtgesinnter Menschen, womit die Welt überschwemmt ist, entgehet dann derienige, der frühzeitig am Denken gewöhnt worden, nicht der Herrschaft dieser beiden Tyrannen des Lebens, wann er will? Giebt es leere oder lästige Augenblicke für ein Wesen, dessen beruhigtes Gewissen einen ungestörten Frieden geniest, das ieden Augenblick mit Vergnügen mit sich selbst umgeht; das bey dem Bewustseyn, die Hochachtung und die Zuneigung derer, unter welchen er lebt, verdient zu haben, berechtigt ist, sich selbst zu schätzen und mit seinem Verhalten zufrieden zu seyn; das in iedem Augenblick seines Lebens Mittel findet, die natürliche und wohlgeordnete Selbstliebe durch eine beständige Uebung der Gerechtigkeit, der Güte und des Wohlwollens rege zu machen? Diese glückliche Verfassung seines Gemüths macht ihm alle Minuten seines Lebens angenehm und führt ihn ruhig zu dem Ziel,

worauf die Tugend allein ohne Furcht hinsehen kann.

Indessen verkennen und verachten so viel Menschen, welche Günstlinge des Glücks sind, diese so reinen und wahren Vergnügungen. Sie setzen thörichter Weise ihr Glück darinne, daß sie sich durch ihre Ueppigkeit, durch ihren kindischen Stolz, durch blendende Zurüstungen unterscheiden, welche Dinge doch die Stelle des Glücks nicht vertreten können, das gute Sitten allein hervorzubringen vermögend sind. Noch mehr — der Rechtschaffene übt sogar noch nach seinem Tode seine Herrschaft über die Menschen aus. Seinen Sarg benetzen die aufrichtigen Thränen seiner Gattin, seiner Kinder, seiner Freunde, seiner Mitbürger. Der Verlust eines Tugendhaften ist ein allgemeiner Verlust, veranlaßt allgemeine Trauer — er hat in seinem Leben die Wirkungen empfunden, die er nun hervorbringen muß — er hat die Betrübniß vorausgesehen, die sein Tod verursachen würde — er hat in seinem eigenen Gewissen sowohl die dauerhafte Liebe, als auch die unveränderlichen Denkmale gesehen, die seine Tugenden in ihren Herzen aufgestellet haben.

Sieben-

Siebenzehntes Kapitel.

Schilderung der Welt.

*Heftet eure Aufmerksamkeit einige Augenblicke auf dies Gemählde, das Seneca von der Welt zeichnet — freilich ein unangenehmes Gemählde für dieienigen, welche die Weisheit lieben — ein Gemählde, dessen Anblick mit ihrer Ruhe unvereinbar zu seyn scheint.

„Man kann keinen Schritt aus seinem „Hause thun, ohne daß man, nach welcher Sei„te man sich auch wenden mag, einer Menge „Leute begegnet, von welchen einige eben so „begierig sind, ihre Schätze zu vergrössern, „als andere thöricht sind, sie zu verschwen„den. Nirgends trift man iemanden an, der „einen richtigen Begrif von Ehre hätte. „Man darf nur dreust seyn, dann ist man „gewiß glücklich in seinen Absichten. Man „hält sich in seinen eigenen Augen und noch „mehr in den Augen anderer für glücklich, „wenn man die Schaamhaftigkeit ohne die „geringste Verschonung mit Füssen tritt. „Mit Anbruch des Tages gehet man nach „den Gerichtsplätzen, um daselbst ungerechte

„Streit-

* Collins Abhandlung über die Freiheit zu denken.

„Streithändel durch Sachwalter schlichten
„zu lassen, die noch ungerechter und schänd-
„licher sind, als die Processe, welche sie über-
„nehmen. Der eine klagt über seinen Va-
„ter, dessen Gunst zu verdienen, auf ihn allein
„ankam. Ein anderer hadert mit seiner
„Mutter. Der eine erscheint als Angeber
„eines Bubenstücks, das er selbst begangen
„hat, und der Richter, der den Angeklagten
„verdammt, spricht ein Urtheil über eine
„Handlung, die er selbst mehr als einmal
„vorgenommen hat. Kurz darauf erhält
„eine schlechte Sache durch die Geschicklichkeit
„ihres Vertheidigers den Sieg, und der Pö-
„bel frolockt über diesen Triumph der Bered-
„samkeit oder der Parthey. Ihr möget die
„Augen hinwenden, wohin ihr wollet, so wer-
„det ihr da, wo sich das Volk um ernsthaf-
„ter Sachen oder um Lustbarkeiten willen
„versammlet, beinahe eben so viel Lasterhafte
„zählen, als ihr Menschen zählet. Kaum
„werdet ihr iemanden ausspähen, der sich nicht
„zu irgend einem Laster habe kaufen lassen.
„Wenn ihr sie nach ihrem Ansehen beurthei-
„len wolltet, so würdet ihr glauben, sie wä-
„ren in der stillesten Ruhe. Aber es ist
„nichts weniger als dies. Sie sind einer
„gegen den andern auf das äusserste aufge-
„bracht. Der geringste Vortheil kann sie
„verleiten, mit denen zu brechen, mit welchen

„sie

„sie auf das genaueste vereinigt zu seyn schie-
„nen. Sie wissen ihren Reichthum, ihr An-
„sehen nicht anders als auf Unkosten ande-
„rer zu vergrössern. Es ist nicht möglich,
„daß sie mit einem ieden wohlstehen. Man
„macht sich ein Vergnügen daraus, dieienigen
„zu hassen, die man für glücklich hält, und
„rechnet es sich zur Ehre an, dieienigen zu
„verachten die unglücklich zu seyn scheinen.
„Man hält sich für geringe, wenn man einen
„Blick auf das wirft, was man über sich
„erhaben siehet, und tröstet sich nicht anders,
„als wenn man das ganz herabsetzt, was man
„noch unter sich erniedrigt siehet. Ein Glück-
„licher in höhern und niedrigern Stande
„scheinen gleich mächtige Hindernisse der
„Glückseligkeit zu seyn, die man allein besi-
„tzen will, und die nicht mehr Glückseligkeit
„zu seyn scheint, sobald andere daran Theil
„nehmen.

„Bey dem geringsten Kummer, den
„man empfindet, würde man das ganze
„menschliche Geschlecht in das Unglück stür-
„zen, das man selbst erfährt und um sich wegen
„der Fehlschlagung einer Absicht zu trösten,
„würde man oft mit freudigen Herzen den
„ganzen Staat erschüttert sehen. Alle Men-
„schen kann man mit einem Haufen Fechter
„vergleichen, die zusammen leben und essen,
„aber immer bereit sind, sich einander umzu-
„brin-

„bringen. Der einzige Unterschied zwischen „ihnen und den unvernünftigen Thieren be„stehet darin, daß diese ihr Geschlecht scho„nen, und sogar ihre Wildheit gegen ihre „Ernährer, gegen dieienigen verlieren, welche „sie zahm zu machen suchen. Die Zügello„sigkeit ist zu weit gegangen, als daß man „hoffen kann, sie wieder in Ordnung zu ver„wandeln. Mit iedem Tage überläßt man „sich derselben mit mehr Hitze und weniger „Schaam. Die Redlichkeit ist selten — „das ist noch immer zu wenig gesagt. Wenn „man genau reden will, so muß man sagen: „sie ist ganz verschwunden. Man beur„theilt Recht und Gerechtigkeit nur nach den „Wohlstand. Unglücklich seyn, heißt: ein „Verbrecher seyn. Ist man aber glücklich, „so verdient man immer Lobsprüche. Die „heiligsten Verträge und die feierlichsten Eid„schwüre sind sehr schwache Bande. Man „hält sich nur verbunden, sie zu halten, wenn „man seine Rechnung dabey findet. Eben der „Vortheil, der sie schließt, zerreißt sie wieder. „Man hat keine Pflichten mehr zu beobach„ten, wenn man mächtig ist, und hält in An„sehung derer, die man unterdrücken will, „alles für erlaubt.„

Achtzehntes Kapitel.

§. 1.

Vom guten Ton in Gesellschaften.

Bey ieder Gesellschaft, deren Interesse und Geschmack verschieden ist, macht eine der andern den Vorwurf eines schlechten Tons. Der Ton iunger Leute misfällt den Alten — der Ton des Hitzigen dem Kaltblütigen — der Ton des Mönchs dem Weltmann.

Versteht man unter dem guten Ton, den Ton, der in ieder Gesellschaft gleich stark zu gefallen geschickt ist, so giebt es keinen Menschen, der diesen guten Ton besitzt. Wollte man ihn besitzen, so müßte man alle Kenntnisse, alle Gemüthsarten und alle verschiedene Sprachen besitzen. Man kann daher unter dem guten Ton nichts anders als die Art der Unterhaltung verstehen, deren Innhalt und deren Ausdruck sogar fast gefallen muß. Nach dieser Erklärung kommt also der gute Ton keiner Klasse von Menschen besonders zu, sondern blos denen, welche mit wichtigen Gedanken zu unterhalten wissen, mit Gedanken, die aus den Künsten oder Wissenschaften, z. E. der Metaphysik, Kriegskunst, Moral, Handlung und Staatskunst herge-

hergenommen sind, und den Geist immer auf solche Gegenstände führen, welche die Menschheit nahe angehen. Diese Art der Unterhaltung ist ohne Zweifel die allgemein interessanteste, aber nicht für iede Gesellschaft besonders die angenehmste. Eine iede von ihnen siehet ihren Ton für besser an, als den der Verständigen, und diese glauben mit dem ihrigen alle andere zu übertreffen.

Die Gesellschaften sind hierin den Landleuten verschiedener Provinzen ähnlich, welche die platte Sprache ihrer Provinz viel lieber sprechen als die Sprache ihrer Nation, aber diese doch der platten Sprache anderer Provinzen vorziehen. Der gute Ton ist der, den iede Gesellschaft für den besten nach dem ihrigen hält und dies ist der Ton der Verständigen.

Indessen muß ich es den Vornehmen zum Ruhm nachsagen, daß, wenn man unter den verschiedenen Klassen von Menschen eine wählen sollte, deren Ton man den Vorzug geben wollte, es ohne Zweifel die Klasse der Hofleute seyn würde. Das heißt nicht, ein bürgerlicher könne nicht eben so viel wichtige Gedanken haben als ein Hofmann. Beide, wenn ich mich so ausdrücken darf, führen oft leere Gespräche und haben vielleicht in Ansehung ihrer Gedanken keine Vorzüge vor dem andern. Allein, der letzte beschäftigt

sich nach Beschaffenheit der Lage, darin er sich befindet, mit Gedanken, die mehr für iedermann interessant sind.

Wenn die Sitten, die Neigungen, die Vorurtheile, und der Charakter der Könige viel Einfluß auf das allgemeine Glück oder Unglück haben, wenn alles, was wir davon hören, interessant ist, so ist die Unterhaltung eines Hofmannes, der von seinen Beschäftigungen nicht sprechen kann, ohne oft von seinen Herren zu reden, nothwendig weniger geschmacklos, als die mit einem Bürgerlichen. Ueberdem haben die Hofleute im Ganzen genommen fast keine Nahrungssorgen und fast kein ander Bedürfniß zu befriedigen, als das des Vergnügens. Es ist auch offenbar, daß ihre Gabe der Unterhaltung in dieser Rücksicht durch die Vorzüge ihres Standes verbessert werden muß. Dies giebt überhaupt den Hofdamen vor den übrigen Frauenzimmern so grosse Vorzüge an Reitzen, an Verstand und an Anmuth. Die Klasse der verständigen Frauenzimmer besteht auch fast blos aus Vornehmen.

Allein, wenn der Ton des Hofes dem bürgerlichen vorzuziehen ist, so haben die Grossen doch nicht immer sonderbare Anekdoten von dem Privatleben der Könige zu erzählen. Ihre Unterredung muß am gewöhnlichsten die Vorzüge ihrer Aemter und ihrer Geburt,

ihre kleinen Galanterien oder die Scherze, die bey einem Gastmahl getrieben worden, zum Gegenstand haben. Dergleichen Unterhaltungen müssen den meisten Gesellschaften abgeschmackt vorkommen.

Die Vornehmen sind daher in ihrem Umgange unter einander in eben dem Falle, darinnen sich die mit ihrer Profession stark Beschäftigten befinden. Sie machen dieselbe zum einzigen und beständigen Gegenstand ihres Gesprächs. Man wirft ihnen folglich einen schlechten Ton in ihrer Unterhaltung vor. Denn wer Langeweile gehabt hat, rächt sich immer an dem, der ihm Langeweile gemacht hat, dadurch daß er verächtlich von ihm spricht.

Man wird mir vielleicht einwenden, daß keine Gesellschaft diejenigen, die Welt haben, eines schlechten Tons beschuldigt. Die meisten Gesellschaften beobachten hierin ein tiefes Stillschweigen, weil Geburth und Ehrenstellen es ihnen auflegen, und sie verhindern, ihre Meinung gerade heraus zu sagen und — sie wohl oft vor sich selbst verbergen. Will man sich hiervon überzeugen, so frage man einen Verständigen hierüber. Der Ton der feinen Welt, wird er sagen, ist sehr oft nichts anders als ein lächerliches Spötteln. Dieser am Hofe gewöhnliche Ton wurde daselbst ohne Zweifel von

einem solchen eingeführt, der mit heimlichen Ränken umgieng, der, um seine bösen Anschläge zu verbergen, doch reden wollte, ohne etwas zu sagen. Diejenigen, welche ihn nachahmten, ohne etwas zu verbergen zu haben, liessen sich hinters Licht führen. Sie entlehnten von dem ersten die Sprache und glaubten etwas zu sagen, wenn sie ziemlich wohlklingende Worte aussprachen. Die in hohen Bedienungen stehenden gaben diesem Ton Beifall, weil sie die Grossen von ernsthaften Sachen ablenken wollten; erlaubten, daß man ihn Witz nannte und waren die ersten, die ihn so nannten. Allein, so sehr man diese Sprache auch lobt, so würde doch, wenn man diese Bonmots in eine fremde Sprache übersetzte, um den Werth der meisten, die von guten Gesellschaften so sehr bewundert werden, abzuwiegen, die Uebersetzung diese Einbildung zerstreuen und die meisten dieser witzigen Einfälle würden keinen Sinn haben. Viele, würde er ferner sagen, haben auch gegen solche Personen, die zu glänzen suchen, eine sehr merkliche Abneigung. Man wiederhohle nur oft den Vers der Komödie:

Quand le bon ton *paroit, le* bon sens *se retire.*

Wann der gute Ton erscheint, so verschwindet der Verstand.

Der wahre gute Ton ist daher der Ton der Vernünftigen, ohne Rücksicht auf ihren Stand.

Wenn die in ihrer Schale eingeschlossene Muschel, die von der ganzen Welt nur den Felsen kennt, auf den sie geworfen ist — wie kann der Weltmann, der in einer kleinen Gesellschaft eingeschränkt lebt, der immer mit einerley Gegenständen umgeben ist, und der nur die Urtheile einer Klasse von Menschen kennt, von dem Werth der Dinge richtig urtheilen?

Die Wahrheit hat ihren Ursprung in der Gährung der sich entgegenstehenden Meinungen. Wir lernen die Welt nur durch den kennen, mit dem wir umgehen. Wer sich blos zu einer Gesellschaft hält, muß nothwendig die Vorurtheile derselben annehmen, besonders wenn sie seinem Stolz schmeicheln. Wer kann sich von einem Irrthum losmachen, wann Eitelkeit, die Gefährtin der Unwissenheit, ihm denselben eingeflößt und angenehm gemacht hat?

§. 2.

Von der guten Lebensart.

Es ist eine Würkung eben dieser Eitelkeit, wann die Vornehmen sich für die einzigen

gen halten, welche eine feine Lebensart besitzen. Diese feine Lebensart ist ihrer Meinung nach das vornehmste Verdienst, bey dessen Mangel iedes andere Verdienst verschwindet. Sie wissen nicht, daß diese Lebensart, welche sie überhaupt als die eigenthümliche Lebensart der ganzen feinen Welt ansehen, nur die besondere Lebensart ihres Zirkels ist. Wer wird wohl daran zweifeln, daß es in Monomotapa — wo alle Hofleute aus Höflichkeit niesen müssen, wann der König nieset, und wo das Niesen vom Hof in die Stadt, und von der Stadt in die Provinzen fortgehet und das ganze Reich einen allgemeinen Schnupfen zu haben scheint — Hofleute gebe, die sich berühmen, daß sie mit mehr Anstand niesen als andere Leute, die sich daher einbilden, allein feine Lebensart zu haben, und die alle ihre Nebenmenschen und Völker, deren Niesen ihnen nicht so harmonisch zu seyn scheint, für schlechte Gesellschafter oder für barbarische Völker halten.

Werden nicht einige Insulaner behaupten, die Höflichkeit bestehe darin, daß man den Fuß desienigen, den man ehren will, nehme, sich das Gesicht sanft damit reibe und in Gegenwart seiner Obern nie ausspucke? Werden nicht die Chiriguaner sagen, daß man Beinkleider haben müsse, aber

die feine Lebensart erfodere, daß man sie unter dem Arm trage, so wie wir unsere Hüthe tragen?

Wenn die Einwohner des Königreichs Zuida zusammen kommen oder sich begegnen, so werfen sie sich vor ihren Hangematten nieder, knien einer dem andern gegen über, küssen die Erde, schlagen mit den Händen darauf, machen sich Komplimente und stehen wieder auf. Die sich in diesem Lande andern angenehm machen wollen, glauben gewiß, daß ihre Art zu grüssen die feinste ist.

Die Bewohner der Manillischen Inseln sagen: die Politesse erfodere, daß man beym Grüssen den Leib tief beuge, seine beiden Hände auf die Backen lege, ein Bein in die Höhe hebe und die Knieen gebogen halte.

Der Wilde in Neu-Orleans behauptet, daß wir unsern Freunden nicht höflich genug begegnen. „Wann ich mich, sagt er, meinem hohen Regenten zeige, so begrüsse ich ihn „durch ein Geheul. Hierauf gehe ich tief „in seine Cabane hinein, ohne einen Blick auf „die rechte Seite zu werfen, wo der Regent „sitzt. Hier grüsse ich ihn wieder, so, daß ich „meine Hände über den Kopf lege und noch „dreimahl heule. Der Regent ladet mich „durch einen kleinen Seufzer ein, mich nieder „zu setzen. Ich danke ihm durch ein neues „Heulen. Bey ieder Frage des Regenten

„heule ich einmal, ehe ich antworte, und ich „nehme so Abschied von ihm, daß ich mein „Heulen so lange fortseze, bis er mich nicht „mehr sehen kann.„

Wann ich alle Nationen durchmustere, so werde ich überall andere Gewohnheiten finden — und iedes Volk wird nothwendig glauben, es besitze vorzüglich die beste Lebensart. Da nun nichts, sogar in den Augen der Weltleute, lächerlicher ist, als dergleichen Behauptungen, so solten sie nur auf sich selbst einen Blick werfen, und sie würden sehen, daß sie sich unter fremden Namen über sich selbst lustig machen.

Wenn man beweisen will, daß das, was man hier gute Lebensart nennt, nicht überall gefallen kann, sondern im Gegentheil am meisten misfallen muß, so versetze man einen Petitmaitre, der in dem nöthigen äussern Anstand, in der Unterhaltung und in den guten Manieren, in dem, was feine Lebensart heißt, am erfahrensten ist, nach China, Holland oder England; eben dahin versetze man den Verständigen, der wegen seiner Unbekanntschaft mit ienen Dingen für einfältig oder für einen schlechten Gesellschafter gehalten wird — und der lezte wird zuverlässig bey vielen Völkern für bekannter mit der guten Lebensart gehalten werden, als der erste. Woher kommt dies Urtheil? Gewiß daher,

weil die Vernunft von Moden und Landesgebräuchen unabhänhig, und nirgends fremd und lächerlich ist; weil im Gegentheil die besondern Sitten eines Landes den, der sie genau beobachtet, um so viel lächerlicher machen, ie geübter er darin ist und ie mehr er sich darauf versteht. Wann unsere iungen Leute das steife, der guten Gesellschaft misfällige, gezwungene Wesen zu vermeiden gesucht, und dabey oft unbedachtsam und ungereimt gehandelt haben, so müssen unsere Petitmaitres natürlich in den Augen der Engländer, der Deutschen oder der Spanier um so mehr lächerlich werden, ie aufmerksamer sie sind, das zu beobachten was sie für feine Lebensart halten.

Wenn man von der Aufnahme, die unsere seynwollenden angenehmen Gesellschafter in fremden Ländern haben, einen Schluß machen kann, so ist gewiß, daß sie mit ihrer feinen Lebensart nicht glücklich sind, sondern vielmehr fast überall misfallen und daß ihre Sitten von den würklichen Sitten der Welt, die in der Vernunft ihren Grund haben, so verschieden sind als die Höflichkeit von der wahren Politesse verschieden ist. Jene erfodert nur eine Kenntniß des Wohlstandes, aber diese eine zarte, feine und zur Gewohnheit gewordene Empfindung und Aeusserung des Wohlwollens gegen andere.

Ob gleich nichts lächerlicher ist, als die ausschliessenden Ansprüche auf den guten Ton in Gesellschaften und auf die feine Lebensart, so ist es doch so schweer in der grossen Welt zu leben, ohne einige ihrer Irrthümer anzunehmen, daß sogar die Vernünftigen die in diesem Stück am meisten auf ihrer Huth sind, sich nicht immer dafür bewahren können. Die über diesen Punkt so vielfachen irrigen Meinungen bestimmen das Publikum nur, die seynwollenden angenehmen Gesellschafter unter die Zahl der unwitzigen Köpfe oder der kleinen Geister zu setzen, ich sage kleinen Geister, weil der Geist, der an und für sich weder groß, noch klein ist, von der Grösse oder Kleinheit der Gegenstände, die er betrachtet, immer eine von diesen beiden Benennungen enthält und weil sich die Weltleute mit nichts als kleinen Gegenständen beschäftigen können.

Aus diesem Kapitel erhellet, daß diejenigen, die in besondern Gesellschaften am meisten geschätzt werden, nicht immer in den Augen der ganzeu Welt die achtungswürdigsten sind.

Neunzehntes Kapitel.

Die Abendgesellschaft im Jahr 2440 *.

Die Sonne neigte sich zum Untergange: mein Führer bat mich, ihn in das Haus eines Freundes zu begleiten, wo er des Abends speisen sollte. Ich ließ mich nicht lange bitten. Ich hatte noch nicht das Innere der Häuser gesehen, und das ist, meinem Bedünken nach, das Interessanteste in einer Stadt. Wenn ich die Geschichte lese, so überhüpfe ich viele Seiten: und suche voll Begierde die kleinen Umstände des häuslichen Lebens auf; habe ich diese einmal, so frage ich nach dem Uebrigen wenig oder nichts: ich errathe es.

Gleich anfangs fand ich nicht mehr die kleinen Zimmerchen, welche Narrenhäuschen ähnlich sehen, deren Mauern kaum sechs Zoll dicke

* Um dies Kapitel zu verstehen, muß man wissen, daß der Verfasser annimmt, ein Mensch habe bis zum Jahr 2440 geschlafen, und wie er aufgewacht, sey er über die Veränderungen, welche sich während seines langen Schlafs ereignet, ganz erstaunt gewesen.

dicke sind, wo man den Winter durch erfriert und den Sommer über verbrennt. Es waren grosse, weite, lautschallende Säle, wo man spazieren gehen konnte: und die Dächer, die mit gutem Holzwerk verwahrt waren, trotzten der Kälte des Winters und den Strahlen der Sonne. Kurz, die Häuser wurden nicht mit denen, die sie errichtet hatten, alt und baufällig.

Ich trat in die Stube und ich unterschied gleich den Herrn des Hauses. Er kam auf mich zu, ohne Grimasse, ohne abgeschmackte Komplimente *. Seine Frau und seine Kinder hatten in seiner Gegenwart ein freymüthiges, aber ehrerbietiges Bezeigen, und der Monsieur, d. i. der Sohn vom Hause, fieng nicht mit kleinen Spöttereyen auf den Herrn

* Wie falsch und kindisch ist unsere Höflichkeit! wie verhaßt und beleidigend diejenige, mit der sich die Grossen schmücken! Dies ist eine häßlichere Maske, als das ungestalteste Gesicht. Alle diese Reverenze, diese affektirten Demüthigungen, diese übertriebenen Geberden sind dem wahren Menschen unerträglich. Die glänzende Falschheit unserer Manieren ist weit abscheulicher, als die Grobheit der bäurischsten Menschen beleidigend seyn kann.

Herrn Vater an, um mir eine Probe seines Witzes zu geben: weder seine Mutter, noch seine Großmutter würden solchen artigen Ungezogenheiten * Beyfall gegeben haben.

Seine Schwestern waren weder gezieret, noch stumm: sie grüßten auf eine anständige Art und setzten sich wieder an ihre Arbeit, aufmerksam auf das, was vorgieng. Sie gaben nicht von der Seite auf alle Mienen Achtung, die ich machte: mein hohes Alter und gebrochene Stimme lockte ihnen kein spöttisches Lächeln ab. Man machte mir keine eiteln Verzerrungen des Gesichts, die der wahren Politesse ganz zuwider sind.

Das Besuchzimmer glänzte nicht von zwanzigerley zerbrechlichen Tändeleyen **, oder von übelm Geschmacke. Nichts Lakirtes,

* Es giebt eine Schwelgerey des Geistes, die noch gefährlicher ist, als die sinnliche; sie ist heut zu Tage der Hauptfehler, der die Jugend der Hauptstadt ansteckt.

** Welch ein elender Luxus ist der Aufputz von Porcellan. Eine Katze kann kaum mit dem Stosse ihrer Pfote einen ärgern Verlust anrichten, als die Verwüstung von zwanzig Morgen Landes beträgt.

tes, kein Porcellan, keine Püppchen, keine traurige Vergüldungen. Im Gegentheil schmückten eine reizende Tapete, die dem Auge schmeichelte, eine ausserordentliche Reinlichkeit, einige vortrefliche Kupferstiche, einen Saal, dessen Farbe sehr munter war.

Man fieng die Unterredung an, aber man stürmte nicht gleich mit einer Schaar unzusammenhängender Gedanken auf uns los *. Der verzweifelte Witz, diese Plage meines

* Die Unterhaltnng beseelt den Stoß der Ideen, giebt ihnen ein neues Spiel, entwickelt die Schätze des Verstandes, und dies ist eines der größten Vergnügen des Lebens: es ist auch dasienige, woran ich den meisten Geschmack finde. Aber ich habe in der Welt bemerkt, daß der Umgang, anstatt daß er die Seele stark machen, nähren, erheben sollte, sie vielmehr schwächet, und entnervet. Man hat alles in Aufgaben verwandelt. Der Witz, den man misbrauchet, machet beynahe den Augenschein selbst ungewiß. Man trift Lobredner für die entsetzlichsten Misbräuche an. Man rechtfertiget alles. Man nimmt, ohne es zu wissen, tausenderley kindische und fremde Begriffe an. Das beständige Reiben widersprechender Meinungen entstellt die natürliche Gestalt der Sele. Es giebt, ich weiß selbst nicht

meines Jahrhunderts, gab dem, was seiner Natur nach so simpel war, keine betrügerische Farben. Der eine behauptete nicht etwan gerade das Gegentheil von dem, was der andre behauptete, und dies alles um zu glänzen und eine geschwätzige Eigenliebe zu befriedigen *. Diejenigen, die redeten, hatten Grund-

nicht was für ein Gift, welches sich einschleichet, den Kopf einnimmt, und eure ersten ursprünglichen Ideen verdunkelt, die gemeiniglich die gesündesten sind. Der Geizige, der Ehrgeizige, der Wollüstige, alle haben eine so sinnreiche Logik, daß man sie bisweilen weniger hasset, wann man sie gehöret hat: jeder beweiset, so zu sagen, daß er Recht hat. Man muß sich geschwind in die Einsamkeit verschliessen, um einen muthigen Haß gegen das Laster zu fassen. Die Welt machet uns mit Fehlern vertraut, die sie lobt: ihr täuschender Geist bemeistert sich unser sehr geschwind. Indem man mit Menschen zu viel umgeht, wird man weniger Mensch, man nimmt von ihnen ein falsches Licht an, das irre führet. Man findet sich wieder, wenn man seine Thüre hinter sich verschließt: nur dann sieht man erst den reinen Tag der Wahrheit wieder, der nicht unter dem grossen Haufen und der Menge leuchtet.

* Die Urtheile der Faulheit sind so unbillig, als der Eitelkeit ihre.

Grundsätze und widersprachen sich nicht zwanzigmal in einer Viertelstunde. Der Verstand dieser Gesellschaft hüpfte nicht, wie ein Vogel auf dem Aste, umher: und gieng, ohne weitschweifig und schwerfällig zu seyn, nicht, ohne irgend einen Uebergang und in einem Odem von einer Prinzessin zur Geschichte eines Ertrunkenen über.

Die jungen Leute affektirten nicht kindische Manieren, einen schleppenden oder faselnden Ton der Sprache, und eine äusserst kalte Miene. Sie warfen sich nicht auf Stühlen rückwärts hin, beugten den Kopf nicht in die Höhe, machten keine verächtliche oder spöttische Seitenblicke *.

Ich hörte keine ungezogenen Reden: man deklamirte nicht mit einer traurigen, langsamen, schweren Stimme gegen die tröstlichen

* Ein artiger Kerl in Frankreich muß zart, schmächtig seyn, und nicht über eilf Unzen Fleisch auf den Beinen haben: er muß eine schwache Brust und eine zweydeutige Gesundheit haben. Ein starker und gesunder Mann sieht ihnen abscheulich aus. Nur die Schweizer und Kutscher müssen eine ansehnliche Grösse und eine glänzende Gesundheit haben.

lichen Wahrheiten, die die Beruhigung und das Vergnügen gefühlvoller Selen ausmachen *. Die Weiber hatten nicht mehr den, bald gebietrischen, bald schmachtenden, Ton. Anständig, zurückhaltend, bescheiden, mit einer leichten und bequemen Arbeit beschäftiget, hielten sie den Müssiggang unter sich nicht für eine Empfehlung: sie schnitten nicht den Tag halb von einander, um den Abend gar nichts zu machen. Ich war ausserordentlich mit ihnen zufrieden; denn sie bothen mir kein Kartenspiel an: dieser geschmacklose Zeitvertreib, den man erfunden hatte, einen blödsinnigen Monarchen zu beschäftigen, und der dem zahlreichen Haufen der Thoren immer werth bleibt, weil sie, vermittelst dessen, ihre äusserste Unzulänglichkeit verbergen, war bey einem Volke ganz verschwunden, das die Augenblicke des Lebens nur zu schön auszufüllen wußte, als daß es die Zeit auf eine so traurige, so langweilige Art hätte tödten sollen. Ich sahe nicht mehr diese grünen Tische, die ein Schlachtfeld sind, wo man sich unbarmherzig erwürget. Der Geiz ermüdet die ehrlichen Bürger nicht mehr, bis in

* Der natürliche Hang, sich mit dem Scheine der Wahrheit zu befriedigen, setzt mehr Vorurtheile voraus, als die allgemeine Zweifelsucht.

in den Augenblicken, die der Erholung gewidmet sind. Sie machten sich das nicht zur Quaal, was eine blosse Ruhe von der Arbeit * seyn sollte. Spielten sie ia, so war es das Damen- und Schachspiel, oder die alten und tiefsinnigen Spiele, die den Gedanken eine Menge mannichfaltiger Verbindungen darbieten; sie hatten noch andre Spiele, die man mathematische Erholungen nennen könnte, mit denen sogar die Kinder bekannt waren.

Ich sah, daß ieder seinem Geschmacke folgte, ohne daß sich iemand sehr darum bekümmerte

* Ich fürchte die Annäherung des Winters, nicht wegen der rauhen Jahreszeit, sondern weil er die traurige Wuth des Spiels wieder herbeyführet. Diese Jahrszeit ist für die Sitten die allernachtheiligste und für den Philosophen die unerträglichste. Alsdann entstehen wieder die brausenden und geschmacklosen Gesellschaften, wo alle nichtswürdige Leidenschaften ihre lächerliche Herrschaft ausüben. Der Geschmack der Eitelkeit theilet die Befehle der Mode aus. Alle Männer, in weibische Sklaven verwandelt, sind den eigensinnigen Einfällen der Weiber unterworfen, ohne für sie Liebe und Hochachtung zu haben.

kümmerte. Es waren hier keine weiblichen Spione, die sich durch die Tadelsucht wegen der übeln Laune, die sie naget, rächen, und die sie eben so sehr ihrer Häßlichkeit, als ihrer eignen Thorheit, verdanken. Der eine schwatzte, ein anderer besah Kupfer oder Gemälde, wieder ein andrer las in einem Winkel. Man machte keinen Zirkel, um sich ein Gähnen mitzutheilen, das nach der Mode von dem einen zum andern gieng. In dem benachbarten Saale hörte man ein Concert. Es bestund in süssen Flöten, mit Gesang begleitet. Der harte Flügel, die eintönige Geige mußte der zauberischen Stimme einer schönen Frau weichen. Welch Instrument hat wohl mehr Gewalt über die Herzen! Indessen schien ihr die vollkommner gemachte Harmonica den Rang streitig zu machen. Sie gab die vollständigsten, reinesten, und melodischsten Töne von sich, die nur das Ohr schmeicheln können. Es war eine entzückende, eine himmlische Musik, die in keinem Stücke dem Charivari unserer Opern glich, wo ein Mensch von Geschmack und Empfindung ein einziges übereinstimmendes Ganzes sucht, und niemals findet.

Ich war entzückt. Man blieb nicht beständig in einerley Lage auf Lehnstühle genagelt sitzen, war nicht genöthigt, ein ewiges

Ge-

Geschwätz über Nichts anzuhören, über welches man sich in einen sehr ernsthaften Streit einläßt *. Die sinnlichsten Menschen in der Welt, die Weiber, machten nicht über alles, was ihnen vorkam, metaphysische Betrachtungen: und redeten sie von Versen, von Trauerspielen, von Schriftstellern, so geschah es unter dem Geständnisse, daß die Künste, die zum Genie gehören, (sie mochten so viel Verstand haben als sie wollten) weit über ihre Einsichten erhaben wären **.

Man bat mich in den benachbarten Saal zu kommen, und daselbst das Abendessen einzunehmen. Ich sah ganz erstaunt an der Uhr, daß es erst um sieben war. „Kommt, sagte der Herr des Hauses zu mir, indem er mich bey der Hand nahm, wir bringen nicht die Nächte bey dem erhitzenden Glanze der Wachslichter zu. Wir finden die Sonne

* In den gewöhnlichen Gesellschaften ist man zwo Arten von gleich verdrüßlichen Vorfällen ausgesetzt: nichts zu sagen zu haben, und reden zu müssen; oder etwas zu sagen zu haben, wenn das Gespräche geendiget ist.

** Die Weiber denken niemals stark, als nach den Lehren eines begünstigten Liebhabers: und wie viele Mannspersonen sind nicht Weiber!

ne so schön, daß ieder von uns sich ein Vergnügen daraus machet, ihre ersten Strahlen über den Horizont heraufsteigen zu sehen. Wir legen uns nicht mit beladenen Magen nieder, um einen schweren und von wunderlichen Träumen unterbrochenen Schlaf zu haben. Wir wachen über unsere Gesundheit, da die Heiterkeit der Seele davon abhängt *. Um früh aufzustehen, muß man sich bey guter Zeit zu Bette legen: und ausserdem lieben wir leichte und angenehme Träume**.

Man

* Die Gesundheit ist für die Glückseligkeit der Menschen, das, was der Thau den Früchten der Erde ist.

** Glücklich ist der, der das Glück der Gesundheit, diesen ruhigen Zustand des Körpers, dieses Gleichgewichte, diese vollkommne Mischung der Säfte, diese glückliche Verfassung der sinnlichen Werkzeuge, die ihre Kräfte und ihre Biegsamkeit unterhält, zu empfinden weiß. Diese ganze, vollkommne Gesundheit, ist eine grosse Wollust. Sie ist nicht sinnlich, ich gebe es zu: aber wie weit übertrift sie alle sinnliche Vergnügungen! Sie giebt der Sele diese Zufriedenheit, diese innere und schmackhafte Ruhe, welche machet, daß uns unsere Existenz lieb ist, daß wir das Schauspiel der Natur bewundern, und dem Urheber des Lebens danken!

Nicht

Man schwieg einen Augenblick stille. Der Hausvater erbat den göttlichen Segen zu den Speisen, die auf dem Tische stunden. Man hatte diese feyerliche und heilige Gewohnheit wieder eingeführet, und ich halte sie für sehr wichtig, weil sie uns unaufhörlich an den Dank erinnert, den wir dem Gott schuldig sind, der für uns die Früchte der Erde wachsen läßt. Ich dachte mehr daran, zu sehen, was auf dem Tische stund, als an das Essen selbst. Ich werde von dem Glanze und der Reinlichkeit nichts sagen. Das Gesinde stund unten am Tische und aß mit ihrer Herrschaft: diese wurde desto mehr von ihnen geliebt: sie erhielten in ihrer Gesellschaft Lehren der Rechtschaffenheit, die sie in ihrem Herzen befruchteten: sie unterrichteten sich von vielen guten Dingen, die daselbst vorkamen: auch waren sie nicht unverschämt und grob, weil sie nicht geringe geachtet wurden. Die Frey-

Nicht krank seyn, dies einzige ist ein süsses Vergnügen. Ich würde den gern einen Weltweisen nennen, welcher, da er die Gefahren des Uebermasses und die Vortheile der Mässigkeit kennet, seine Eßbegierde zu bändigen und ohne Schmerzen zu geniessen wüßte: O welch ein Geheimniß!

heit, die Heiterkeit, eine anständige Vertraulichkeit, erweiterte die Herzen und klärte die Stirne iedes Tischgenossen auf. Man legte seinem Nachbar keinen Zwang auf: man hatte nicht vergebens nach einer entfernten Schüssel Appetit. Der würde für einen gefrässigen Menschen seyn gehalten worden, der über seine Portion gegessen hätte: und diese war zureichend. Viele Personen essen ausserordentlich, mehr aus blosser Gewohnheit, als aus einem wahren Bedürfnisse *. Man hatte diesem Fehler zuvorzukom-

* Die Zergliederungskunst zeiget, daß die sinnlichen Werkzeuge unserer Vergnügungen ganz mit kleinen pyramidalischen Erhöhungen besäet sind: je weniger sie durch den häufigen Genuß der sinnlichen Empfindungen abgenutzt werden, desto fühlbarer und elastischer sind sie, desto geschwinder werden sie wieder hergestellet. Sie, die Natur, diese aufmerksame und zärtliche Mutter, hat sie so gebauet, daß sie auch ihre Springfeder in einem höhern Alter beybehalten, wenn man nicht die erforderliche Feinheit, diese sanfte Weichheit, zerstöret, die sie begleitet. Es wird also bloß auf den Menschen ankommen, sich Vergnügungen für alle Zeitalter aufzubewahren. Aber was thut der Unmässige? Er entreißt der Natur diese

zukommen gewußt, ohne zu einem Gesetze des Aufwands seine Zuflucht zu nehmen.

Alle Gerichte, die ich kostete, hatten wenig oder gar keine Würze, und ich war dar-

diese kostbare Organisation: er tödtet dieses äusserst süsse Gefühl, er machet es stumpf und harte: von dem Range eines fast himmlischen Wesens, das ganz eigener Wollüste und Vergnügen fähig ist, setzet er sich in die Klasse schmerzhafter Maschinen herab. Denn, welches Thier ist in Absicht des Genusses der Freuden des Lebens so sehr begünstiget, als der Mensch? Wer sonst, als er, bewundert das Firmament und das ganze grosse Schauspiel der Welt, unterscheidet die Farben und die angenehme Gestalt der Körper, riechet die Blumen, athmet den Balsam, kennet die verschiedenen Biegungen der Stimme, wird von dem Klange der Musik in Bewegung gesetzt, von den geringsten Schattirungen der Dichtkunst, der Beredsamkeit, der Malerey aufs innigste gerührt, folget den Berechnungen der Algebra, und stürzet sich, voll einer süssen Trunkenheit, in die Tiefe der Geometrie u. s. w.? Derjenige, der gesagt hat, der Mensch sey eine Welt im Kleinen, hat etwas Grosses und Schönes gesagt. Der Mensch scheint mit allem, was existiret, in einer Verbindung zu seyn.

über nicht böse: ich fand sie so saftig, ein Salz, das dasienige war, welches ihnen die Natur gab, und mir ausnehmend schmackhaft schien. Ich fand nicht die verfeinerten Speisen, die durch die Hände vieler Färber gegangen waren, diese Raguts, diese Kraftbrühen, diese aus mancherley Ingredienzien zusammengesetzten Essen, diese hitzigen Säfte, ein Extrakt aus Speisen in kleinen sehr kostbaren Schüsseln, die sowohl die Vernichtung der animalischen Gattung beförderten, als auch die menschlichen Eingeweide verbrannten. Dieses Volk war nicht fleischgierig, es stürzte sich durch seine Schwelgerey nicht in Armuth und verfraß nicht mehr, als die selbst verschwendrische Natur mit allen ihren Zeugungsvermögen hervorbringen konnte. Ist aller Luxus schon verhaßt, so scheint die Schwelgerey der Tafel ein abscheuliches Verbrechen zu seyn: denn, wenn ein Reicher seines Ueberflusses * so misbrauchet, daß er die nährenden Wohlthaten der Erde lüderlich verprasset, so muß sie nothwendig der Arme theuer kaufen, und sich also eine Mahlzeit abbrechen.

Die

* Der niederträchtige Mann ist ganz gewiß der, den die grosse Welt den rechtschaffenen Mann nennt.

Die Hülsen- und Gartenfrüchte waren so, wie sie die Jahreszeit hervorbrachte, und man hatte das Geheimniß verloren, mitten im Winter unschmackhafte Kirschen herauszutreiben. Man war nicht eifersüchtig das Neueste von dem Jahre zu haben, sondern man ließ die Natur ihren Gang gehen: der Gaumen wurde dadurch mehr geschmeichelt, und der Magen befand sich dabey desto besser. Man trug bey dem Nachtische vortreffliche Früchte auf, und trank von einem alten Weine: aber nicht von den bunten Liqueurs auf Weingeist abgezogen, die zu meiner Zeit so sehr gewöhnlich waren. Sie waren auch so scharf, als das Arsenik, verboten. Man hatte entdecket, daß es nicht zum sinnlichen Vergnügen gehöre, sich einen langsamen und schmerzhaften Tod zuzuziehen.

Der Herr des Hauses sagte lächelnd zu mir: „Nicht wahr, das ist ein elendes Dessert. Ihr seht weder Bäume, noch Schlösser, noch Windmühlen, noch Bilder von Zucker *. Diese verschwenderische Thorheit,

 die

* O Frankreich! o mein Vaterland! willst du wissen, wie hoch heute zu Tage dein wahrer Ruhm gestiegen, willst du den wesentlichen Vorzug, den du vor andern Völkern voraus hast

die nicht einmal eine Art von Vergnügen machen konnte, war vormals die Belustigung grosser Kinder, die ihren Verstand verlohren hatten. Eure obrigkeitlichen Personen, die wenigstens das Beyspiel der Mässigkeit geben, und nicht durch ihre Einstimmung einen so unleidlichen und niedrigen Luxus rechtfertigen sollten: Eure obrigkeitlichen Personen sollen, wie man erzählt hat, bey dem Eintritte eines jeden Parlaments, als wahre Väter des Volks, über kleine ungestalte Figuren von Zucker, Vorstellungen derienigen, die an den Schranken der grossen Parlamentskammer stehen, ganz entzückt gewesen seyn, womit sie eine Tafel besetzt gesehen: nun kann man leicht schliessen, wie sehr sich die übrigen Stände müssen

hast, kennen? Höre! du bist deiner Geschicklichkeit wegen in Absicht auf die Moden vorzüglich groß: an den äussersten Gränzen von Norden, an allen Höfen von Deutschland, sogar in dem Innersten des Serail, kurz, in allen Theilen der Welt folgt man ihnen: deine Köche, deine Zuckerbecker sind die größten auf Erden: und deine Tänzer geben in ganz Europa den Ton an.

sen beeifert haben, es den Magistratsperso-
nen zuvor zu thun." — Ihr wisset noch
das wenigste, versetzte ich: bewundert un-
sern klugen Fleiß: man hat zu meiner Zeit
auf einer Tafel, die zehn Fuß breit war,
eine Oper mit allen ihren Maschinen, Ver-
zierungen, Schauspielern, Tänzern und Ton-
künstlern aufgesetzet: alles war von Zucker,
und die Veränderungen wurden so, wie auf
dem Opertheater im Palais Royal, aufge-
führet. Die ganze Zeit über belagerte ein
ganzes Volk die Thüre, um das seltne Glück
zu haben, einen schnellen Blick auf dieses
prächtige Dessert zu werfen, von dem es die
Kosten ganz gewiß theuer genug bezahlen
mußte. Das Volk bewunderte die Pracht
der Fürsten, und hielt sich gegen sie für
ganz klein — — — Jeder fieng an zu
lachen. Man stund vergnügt vom Tische
auf: Man dankte Gott, und niemand
klagte über Kopfweh oder eine üble Ver-
dauung.

Zwanzigstes Kapitel.

Sammlung von Charakteren und Schilderungen.

§. 1.

* Die Weiber.

Der leutselige und gefällige Mann, der sich die Mühe nahm, mich zu unterrichten, fuhr in eben dem freimüthigen Tone fort. — Ihr wisset, daß die Weiber keine andere Mitgift als ihre Tugenden und Reizungen haben. Daher ist es ihr Vortheil gewesen, ihre moralischen Eigenschaften vollkommner zu machen. Wir haben also auch durch diesen Zug der Gesetzgebung die Hyder der Buhlerey, die so fruchtbar an Unruhen, Lastern und lächerlichen Possen war, getödtet. — Wie? keine Mitgift! Die Weiber haben nichts Eigenthümliches? und wer heurathet sie denn? — Die Weiber erhalten keine Mitgift, weil sie der Natur nach von demienigen Geschlechte abhängen, das ihre Stärke und ihren Ruhm ausmachet, und nichts sie der rechtmässigen Herrschaft entziehen soll, die allezeit weniger schreck-

* Das Jahr 2440.

schrecklicher, als das Joch ist, das sie sich selbst in ihrer traurigen Freiheit auflegen. Ueberdies kömmt es auf Eins hinaus. Ein Mann, der nichts mit der Frau erhält, brauchet auch wieder nicht für seiner Töchter Ausstattung zu sorgen. Kein Mägdchen darf mehr auf ihre Mitgabe stolz seyn, und es für eine Gnade ansehen, die sie durch sich ihrem Bräutigam erweiset *. Jeder Mann ernähret die Frau, die er befruchtet, und da diese alles von der Hand ihres Mannes erhält, so wird sie ihm desto mehr Treue und Gehorsam leisten. Da das Gesetz allgemein ist, so fühlet niemand die Last. Die Weiber haben keinen andern Vorzug, als den, der von ihren Männern auf sie zurücke fällt. Alle sind den Pflichten unterworfen, die ihnen ihr Geschlecht auflegt, und ihre ganze Ehre ist, dessen strengen Gesetzen zu folgen: aber diese gewähren ihnen auch einzig ihr Glück.

Jeder Bürger, der sich nicht einen Schandflecken zugezogen hat, und wenn er von der niedrigsten Klasse wäre, kann auf ein Mägdchen vom höchsten Range Anspruch machen. Wenn

* Eine Frau von Athen fragte eine Lacedemonierinn, was sie ihrem Manne zugebracht habe? – Die Keuschheit, versetzte sie.

Wenn er nur die Einwilligung derjenigen erhält, um die er wirbt, und daß nicht eine Verführung oder eine Ungleichheit des Alters dabey vorkömmt. Alle Bürger, ohne hinter einander in einer geraden Linie einherzugehen, nehmen wieder die ursprüngliche Gleichheit der Natur an, wenn es darauf ankömmt, einen so reinen, so freien, so zum Glücke des Lebens nöthigen Kontrakt zu schliessen, als ein Ehevergleich ist. Hier endiget sich die Gränze der väterlichen Gewalt *, und des bürgerlichen Ansehens. Unsere

* Welch eine Unanständigkeit, welch eine Schande, einen Vater zwanzig Gerichtshöfe ermüden zu sehen, den ein barbarischer Hochmuth antreibt, seine Tochter nicht dem oder jenem Manne zu überlassen, weil er sie einem andern insgeheim zugedacht hatte: zu sehen, wie er sich auf bürgerliche Verordnungen berufet, indessen daß er die heiligsten Gesetze der Natur vergißt, die ihm verbieten, ein unglückliches Mägdchen ins Elend zu stürzen, über die er keine rechtmässige Gewalt hat, als die, sie mit Wohlthaten zu überhäufen. Es ist doch eine in diesem unglücklichen Jahrhunderte bemerkenswürdige aber traurige Sache, daß die bösen Väter die Anzahl der ausgearteten Kinder noch übertroffen haben. Wo liegt

sere Ehen sind glücklich, denn der Eigennutz, der alles verderbt, beflecket nicht ihre liebenswürdigen Bande. Ihr könnet nicht glauben, wie viel Laster und Thorheiten ein so simpel Gesetz verbannet hat; dergleichen sind die Schmähsucht, die Eifersucht, der Stolz, es einer Nebenbuhlerin zuvorzuthun, der Müssiggang, die kleinen Betrügereyen, die elendesten Ungereimtheiten ieder Art *. Die Weiber, an statt ihre Eitelkeit noch höher zu treiben, haben ihren Verstand bearbeitet; und statt des Reichthums, sich bemühet, reich an Sanftmuth, Bescheidenheit und Gedult zu werden. Die Musik und der Tanz machen nicht mehr ihr Hauptverdienst aus: sie haben die Oekonomie, die Kunst, ihren Männern zu gefallen, und ihre Kinder zu erziehen gelernet. Die übertriebene Ungleichheit

liegt aber die Quelle dieses Uebels? Leider! in unsern Gesetzen.

* Die Natur hat die Weiber für die innern Geschäfte des Hauses, und für Sorgen, die durchgängig von einerley Gattung sind, bestimmt. Sie hat ihrem Charakter weit weniger Mannigfaltigkeit als den Männern ihrem gegeben. Fast alle Weiber gleichen einander: sie haben nur einen Zweck, und er offenbaret sich in allen Ländern durch gleiche Wirkungen.

heit der Stände und der Glücksgüter (der verderblichste Fehler aller politischen Gesellschaften) verschwindet hier gänzlich. Der niedrigste Bürger darf sich in seinem Vaterlande nicht schämen: er verbindet sich mit dem Höchsten, ohne daß sich dieser seiner schämet. Das Gesetz hat die Menschen vereiniget, so sehr es ihm nur möglich gewesen. Anstatt die beleidigenden Unterschiede zu machen, die bloß, auf der einem Seite der Stolz und auf der andern der Haß erzeuget, hat lieber alles aufheben wollen, was die Kinder einer und derselben Mutter trennen konnte.

Unsere Weiber sind das, was sie bey den alten Galliern waren, liebenswürdige und unverfälschte Gegenstände die wir verehren, die wir bey allen unsern Gelegenheiten zu Rathe ziehen. Sie affektiren nicht das elende Gewäsche, wodurch sie den Schein witziger Köpfe * haben wollen, das so sehr itzt unter

* Eine Frau handelt sehr unbesonen, die bey aller Gelegenheit witzig seyn will. Sie sollte im Gegentheil ihre ganze Kunst anwenden, ihren Witz zu verbergen. In der That, wir Männer, was suchen wir? Unschuld, Offenherzigkeit, eine unverstellte, einfache, freymüthige Seele, eine interessante Furchtsamkeit. Eine

ter uns Mode ist. Sie nehmen sich nicht heraus, den verschiedenen grossen Geistern ihren Rang anweisen zu wollen. Sie sind mit ihrem gesunden Verstande zufrieden, eine Eigenschaft, die allen den künstlichen Blitzen, den eiteln Zeitverkürzungen des Müssigganges vorzuziehen ist. Die Liebe, diese fruchtbare Quelle der seltensten Tugenden, wachet über die Vortheile des Vaterlandes, und steht ihnen vor. Je mehr man Glück in seinem Busen fühlet, desto theuerer wird das Vaterland. Urtheilet von unserer Wärme für dasselbe. Ohne Zweifel haben die Weiber dabey gewonnen. Statt der lächerlichen und ekelhaften Vergnügungen, die sie aus blosser Eitelkeit verfolgen, haben sie unsre ganze Zärtlichkeit; sie geniessen unserer Hochachtung, sie empfinden in dem Besitze unserer Herzen eine weit gegründetere und reinere Glückseligkeit, als in den vorübergehenden Wollüsten, deren ängstliche Verfolgung sie ermüdete. Sie übernehmen die Sorge der Erziehung unse-
rer

Eine Frau, die ihre Gelehrsamkeit glänzen läßt, scheint euch dadurch sagen zu wollen: „Meine Herren, machet euch doch an mich: ich habe Verstand, ich werde treuloser, falscher, verschlagener seyn, als irgend eine andere.„

rer Kinder in den ersten Jahren: diese haben keine andern Lehrmeister, als sie: denn da sie wachsamer und unterrichteter sind als sie zu Eurer Zeit waren, so kennen sie das reizende Vergnügen besser, Mutter im ganzen Umfange der Bedeutung dieses Worts zu seyn.

Aber (rief ich aus,) ungeachtet aller der Vollkommenheit, deren Ihr Euch rühmen könnet, so bleibt der Mensch doch immer Mensch: er hat seine Schwachheiten, seine Phantasien, seinen Ekel. Wenn die Fackel der Zwietracht die Stelle der Fackel des Hymen einnimmt, wie machet Ihr es alsdann? Ist die Ehescheidung erlaubt *? – Ohne

* Nikolaus I., der sich zum Reformator der göttlichen, natürlichen und bürgerlichen Gesetze aufwarf, schafte die Ehescheidung im neunten Jahrhunderte ab. Sie war sonst bey allen Völkern des Erdbodens gewöhnlich, und von Juden und Christen angenommen. Wie unglücklich ist das menschliche Geschlecht! Ein einziger Mensch raubt ihnen ihre kostbare Freyheit: er machet aus einem bürgerlichen Bande, eine unauflößliche heilige Kette, und nähret auf immerdar die häußliche Zwietracht. Viele Jahrhunderte geben diesem abgeschmackten Gesetze eine unverbrüchliche Heiligkeit:

Ohne Zweifel: so bald sie sich auf rechtmäs-
sige Ursachen gründet: z. B. wann beyde

ligkeit: und die innerlichen Kriege, die das Innere der Häuser in Aufruhr setzen, und die Entvölkerung der Staaten, sind die Früchte von dem Eigensinne eines Pabstes. Es ist augenscheinlich, daß, wenn die Ehescheidung erlaubt wär, die Ehen glücklicher seyn würden. Man würde sich weniger fürchten, ein Band zu knüpfen, das uns nicht auf ewig an das Unglück fesselte. Die Frau würde aufmerksamer, unterwürfiger seyn. Da dieses Band nur mit Einwilligung beyder Partheien dauerhoft wäre, so würde es auch fester geknüpfet seyn. Da überdies die Bevölkerung weit geringer ist, als sie seyn sollte, so kann man der Unauflößlichkeit der Ehe die geheime Ursache zuschreiben, die unvermerkt die katholische Monarchien untergräbt. Wenn sie noch eine Zeitlang so wohl den ehelosen Stand, der unter uns herrschet (eine Folge der traurigsten Regierung,) als auch den geistlichen ehelosen Stand, der sich ein göttliches Recht anmasset, dulden: so werden sie nichts als nervenlose Truppen den zahlreichen, gesunden und starken Heeren derienigen Völker entgegen zu setzen haben, bey denen die Ehescheidungen erlaubt sind. Je weniger der Ehelosen seyn

Theile zugleich darauf dringen, so ist die ganz widersprechende Gemüthsart zureichend, dieses Band aufzulösen. Man verheurathet sich bloß um glücklich zu seyn: es ist ein Vergleich, dessen Zweck Eintracht und gemeinschaftliche Sorgen seyn sollen. Wir sind nicht so unbesonnen, zwey Herzen, die sich von einander entfernen, mit Gewalt zusammen zu zwingen, und die Strafe des grausamen Mezens zu erneuern, der einen lebenden Körper an einen Leichnam band. Die Ehescheidung ist das einzige vernünftige Mittel, weil es der Gesellschaft wenigstens zwey Menschen wieder giebt, die, einer für den andern verlohren waren. Aber, werdet Ihr es wohl glauben? Je leichter es bey uns ist, desto mehr zittert man davor, weil es eine Art von Schande ist, nicht gemeinschaftlich die Trübsale eines so kurzen Lebens ertragen zu können. Unsere Weiber, die aus Grundsätzen tugendhaft sind, finden ihr Glück in häuslichen Vergnügungen: sie sind stets heiter, wann sich die Pflicht mit der Empfin-

dung

werden, desto keuscher, glücklicher und fruchtbarer werden die Ehen seyn. Die Verringerung der Menschen führet nothwendig ein Reich zu seinem gänzlichen Untergange.

dung vermischt: nichts ist alsdann schwer und alles nimmt eine rührende Gestalt an.

— O! wie kränkt es mich, daß ich schon so alt bin! unverzüglich würde ich eine dieser liebenswürdigen Weiber heurathen. Die Sitten der Unsrigen waren so stolz, so unerträglich! Größtentheils waren sie auch so falsche Geschöpfe, so schlecht erzogen, daß es für eine grosse Thorheit gehalten wurde, sich zu verheurathen. Die Koquetterie und der unmässige Geschmack an Ergötzlichkeiten nebst einer tiefen Gleichgültigkeit für alles, was nicht sie selbst waren, dies machte den ganzen Charakter unserer Weiber aus. Sie suchten die Miene einer grossen Empfindsamkeit anzunehmen: im Grunde aber waren sie gegen niemand menschlich, als gegen ihre Liebhaber. Jeder andre Geschmack als der Geschmack der Wollust war ihrer Seele beynahe ganz fremd. Von der Schamhaftigkeit will ich hier nichts sagen: sie war ihnen etwas Lächerliches. Daher zog auch ieder weise Mann, der aus zwey Uebeln eines zu wählen hatte, den ehelosen Stand, als das kleinste, vor. Die Schwürigkeit, die Kinder zu erziehen, war eine nicht weniger grosse Ursache: man vermied es, Kinder einem Staate zu geben, von dem sie nichts, als Unterdrückung zu fürchten hatten. So be-

zwinget der edelmüthige Elephant, wann er einmal gefangen ist, sich selbst, und überläßt sich nicht dem süssesten Triebe, damit er nicht seine Nachkommenschaft zu Sklaven mache. Selbst die Ehemänner waren in ihrem Entzücken so aufmerksam, ein Kind aus ihrem Hause zu entfernen, als man einen Vielfraß zu entfernen suchet. Der Mensch floh den Menschen, weil ihre Einigkeit ihr Elend nur verdoppelte! Arme Mägdchen, die an den Boden, wo sie geboren wurden, geheftet blieben, schmachteten, wie die Blumen, die von der Sonne verbrannt, erbleichen und auf ihren Stengeln verwelken. Der größte Theil schleppte die Begierde verheurathet zu werden, mit sich bis in das Grab: Langeweile und Verdruß sponnen die Augenblicke von ihrem Lebensfaden: sie konnten sich auch diese Beraubung nicht anders als *mit Gefahr* ihrer Ehre und dem Verluste ihrer Gesundheit ersetzen. Endlich war die Zahl der Ehelosen bis aufs höchste gestiegen, und was das größte Unglück war, so schien die Vernunft diese Verletzung der Menschlichkeit * zu rechtferti-

* Der Geschmack an einem ehelosen Stande reißt gemeiniglich alsdann ein, wann die Regierung so schlecht als möglich wird. Der Bürger, so bald er dem süssesten Bande entrissen ist, machet

fertigen. Führet mir doch zu meinem Troste das rührende Gemählde Eurer Sitten vollends aus. Wie habt ihr die Plagen wegschaffen können, die das menschliche Geschlecht gänzlich zu vertilgen schienen.

Mein Führer nahm einen erhabenern Ton der Stimme an, und sagte mit einer Begeisterung von Adel und Würde, indem er die Augen gen Himmel erhob: „O Gott! ist der Mensch unglücklich, so ist es seine Schuld; es kömmt daher, weil er sich von den Menschen entfernt, weil er sich in sich selbst verschließt. Unsere Thätigkeit verzehret sich in nichtswürdigen Gegenständen, und vernach-

machet sich unvermerkt auch von der Liebe zum Leben los. Der Selbstmord wird häufiger. Die Kunst zu leben ist eine so schwere Kunst, daß die Existenz eine Last wird. Man würde alle physische Uebel zusammen ertragen haben: aber die politischen Uebel sind hundertmal fürchterlicher, weil sie nicht nothwendig da seyn mußten. Der Mensch verwünscht die Gesellschaft, die ihm seine Kümmernisse erleichtern sollte, und zerbricht seine Fesseln. Man zählet in Paris im Jahr 1769 hundert sieben und vierzig Personen, die sich selbst entleibt hatten.

lässiget diejenigen, die uns bereichern könnten. Indem die Fürsehung den Menschen zur Gesellschaft bestimmte, gab sie uns nebst unsern Uebeln auch die Mittel, sie uns zu erleichtern. Wo kann eine strengere Verbindlichkeit seyn, als die, uns unter einander liebreich zu unterstützen! Ist es nicht der allgemeine Wunsch des menschlichen Geschlechtes? Warum ist er so oft hintergangen worden!

Ich wiederhole es nochmals: unsere Weiber sind Ehegattinnen und Mütter, und aus diesen beyden Tugenden fliessen alle die übrigen. Unsere Weiber würden sich beschimpfen, wenn sie ihr Gesicht mit rother Farbe beschmierten, Tobak nähmen, gebrannte Wasser tränken, auf der Leyer spielten, lüderliche Gesänge anstimmten, und sich mit den Männern auf eine verdächtige Art gemein machten. Sie haben sicherere Waffen: die Sanftmuth, die Bescheidenheit, unerkünstelte Grazien und diesen edlen Anstand, der ihr Erbtheil und ihr wahrer Ruhm ist *.

Sie

* So lange die Weiber in Frankreich herrschen, den Ton angeben, über das Verdienst und das Genie der Männer urtheilen: so lange werden auch die Franzosen nicht die Standhaftigkeit der Sele, die weise Oekonomie,

Sie stillen ihre Kinder, ohne daß sie glauben etwas ausserordentliches zu thun, und da es nicht eine blosse Grimmasse ist, so haben sie auch an Milch einen Ueberfluß und sie ist rein. Man machet bey guter Zeit den Körper des Kindes fest: man lehret es schwimmen, Lasten heben, in der Entfernung richtig werfen. Die physiche Erziehung scheint uns wichtig. Wir bilden seinen Körper, ehe wir noch etwas seinem Gedächtnisse einschärfen: es muß nicht einen Papageyen, sondern einen Menschenkopf haben.

Die Mutter machet sich die Morgenröthe seiner iungen Gedanken zu Nutze. Sobald seine sinnlichen Werkzeuge ihrem Willen gehorchen können, denkt sie nach, auf welche Art sie seine Sele zur Tugend bilden müsse. Da sie seinen empfindlichen Charakter in Menschlichkeit, seinen Stolz in Hoheit der Sele, seine Neugierde in Kenntiß erhabner Wahrheiten verwandeln soll; so denk sie den rührenden Fabeln nach, deren sie sich bedienen will, nicht um die Wahrheit zu verbergen, sonderu um sie liebenswürdiger zu machen, damit nicht ihr blendender Glanz die

nomie, die anständige Ernsthaftigkeit, und den männlichen Charakter haben, der freyen Menschen zukömmt.

Schwachheit seiner noch unerfahrnen Sele verwunde. Sie wachet über alle seine Geberden sowol, als über alle die Worte, die man in seiner Gegenwart ausspricht, damit kein einziges einen nachtheiligen Eindruck auf sein Herz mache. So verwahret sie es vor dem ansteckenden Hauche des Lasters, der so geschwind die Blume der Unschuld versenkt.

Die Erziehung ist bey uns nach dem Geschäfte verschieden, zu dem einstens das Kind in der Gesellschaft bestimmt wird: denn ob wir gleich von dem Joche der Pedanterey befreyet sind, so würde es doch lächerlich seyn, dasselbe etwas lernen zu lassen, was es eines Tages wieder vergessen soll. Jede Kunst hat ihre Tiefe, und man muß sich ihr ganz widmen, wenn man darin vortrefflich seyn will. Der Geist des Menschen, (bis auf die ausserordentlichen Genies, wo die Natur Wunder gethan,) kann ungeachtet der neuerlich entdeckten Hülfsmittel nur einen Gegenstand ganz umfassen. Es ist genug, wenn man sich nur daran festhält, man braucht ihm nicht andere Ausfälle vorzuschreiben, die es leicht von seinem eigentlichen Zwecke abführen. Es war zu Eurer Zeit etwas sehr Lächerliches, daß man ein allgemeiner Gelehrter seyn wollte: bey uns hält man es für eine Thorheit.

Bey mehrern Jahren, wann sein Herz die Verhältnisse fühlet, die ihn mit andern Menschen vereinigen, wird ihn die Mutter, statt der nichtswürdigen Kenntnisse, die man ohne Wahl in den Kopf eines iungen Menschen hineinpfropfte, wird sie, sage ich, mit der sanften und natürlichen Beredsamkeit, die den Weibern eigen ist, ihn lehren, was gute Sitten, Bescheidenheit und Tugend sind. Sie wird den Augenblick erwarten, wo die Natur, in ihrer ganzen Pracht gekleidet, zu den unempfindlichsten Herzen spricht, und wann der fruchtbare Hauch des Frühlings den Thälern, den Wäldern und Feldern ihren Schmuck wird wieder gegeben haben: so wird sie zu ihm sagen, indem sie ihn an ihren mütterlichen Busen drückt *: „Mein Sohn, siehe diese grünen Wiesen, diese, mit dem prächtigsten Laube gekrönten Bäume: vor kurzem waren sie noch wie tod, ihres prächtigen Hauptschmucks beraubt, von dem Froste erstarrt, der die Eingeweide der Erde verschloß: aber es

* Cebes stellt uns den Betrug vor, wie er an der Thüre sitzt, die zum Leben führet, und allen, die sich daselbst einstellen, die Schale des Irrthums reichet. Diese Schale ist der Aberglaube. Glücklich wer, so bald er davon gekostet, das Gefässe gleich weggeworfen hat.

es ist ein gütiges Wesen, das unser aller Vater ist. Niemals verläßt er seine Kinder, er wohnet im Himmel und wirft von daraus einen väterlichen Blick auf alle seine Geschöpfe. So bald er lächelt, schießt die Sonne ihre Strahlen ab, die Bäume blühen, die Erde krönet sich mit seinen Geschenken, das Gras wächst zur Nahrung der Thiere, deren Milch wir trinken. Und warum lieben wir diesen Gott so sehr, mein Kind! Merke es! weil er allmächtig und allgütig ist. Alles, was du siehst, ist das Werk seiner Hände, und alles, was du siehst, ist noch nichts gegen das, was dir verborgen ist. Die Ewigkeit, für die er deine unsterbliche Sele erschaffen hat, wird für dich eine unendliche Folge von Erstaunen und Freude seyn. Seine Güte, seine Grösse haben keine Gränzen. Er liebt uns, weil er unser Vater *ist*. Von Tage zu Tage wird er uns mehr Gutes thun, wenn wir tugendhaft sind, d. i. wenn wir seinen Geboten folgen. Ach! mein Sohn, wie wäre es möglich, daß wir ihn nicht anbeten, ihm nicht danken sollten!„ Mit diesen Worten werfen sich Mutter und Kind zur Erden, und ihre vereinten Gelübde steigen zugleich zum Throne des Ewigen auf.

Auf diese Art umgiebt sie es gleichsam mit den Gedanken eines Gottes; so nähret

sie

sie seine Sele mit der Milch der Wahrheit, und sagt zu sich selbst: „Ich will die Absichten des Schöpfers erfüllen, der mir dieses Kind anvertrauet hat. Ich werde mich der traurigen Leidenschaft strenge widersetzen, die seinem Glücke schaden können. Mit der Zärtlichkeit einer Mutter will ich die nie einzuschläfernde Wachsamkeit einer Freundinn verbinden.

Ihr habt vermuthlich gehöret, in welchem Alter er zur Gemeinschaft der beyden Unendlichen eingeweihet wird. Dies ist unsere Erziehung; sie beruht ganz auf Empfindungen, wie Ihr wohl seht. Wir verabscheuen den immer laut lachenden witzigen Kopf, der die entsetzlichste Plage Eures Jahrhunderts war: er vertrocknete und versengte alles, was er berührte: aus seinen Artigkeiten keimten alle Laster hervor. Wenn aber der witzelnde Ton gefährlich ist, was ist die Vernunft selbst ohne Empfindung? Ein entfleischter Körper ohne Farbe, ohne Grazie und beynahe ohne Leben. Was sind neue und selbst tiefe Ideen, wenn sie keine Empfindung, kein Leben haben? Was nützt mir eine kalte Wahrheit, von der ich erstarre? Sie verliert ihre ganze Kraft. Aus dem Herzen muß die Wahrheit ihre Reize und ihren Donner holen. Wir lieben diese Bered-

redsamkeit, die reich an lebhaften und treffenden Gemälden ist. Sie ist es, die dem Gedanken feurige Flügel giebt. Sie hat den Gegenstand gesehen, sie hat ihn getroffen; sie hält ihn fest, weil das Vergnügen bewegt zu seyn, zu dem Vergnügen erleuchtet zu werden, hinzukömmt *.

Unsere

* Wir rechnen mehr auf die äussern Sitten, das ist, auf die Gewohnheit, als auf irgend eine andere Sache: daher kömmt es auch, daß wir die Erziehung verabsäumen. Die Alten behandelten die Sachen auf eine weit sinnlichere Art, und wußten auf die Erlernung der Wissenschaften, ich weiß nicht, welche Anmuth zu streuen, von der man das Geheimniß ganz verloren hat. Der Geist der Neuern sündiget allezeit aus Mangel der Empfindung: sie haben unter der Ruthe der Pedanterey die glücklichsten Talente verdrängt. Ist wohl in der Welt eine lächerlichere Anstalt, als die Stiftung unserer Kollegien, wenn man unsere trocknen und todten Lehren mit der öffentlichen Erziehung vergleicht, die Griechenland den jungen Leuten gab, indem es die Weisheit mit allen den Reizen schmückte, die nur dieses zarte Alter entzücken können? Unsere Stifter scheinen nichts als wilde Schulmeister gewesen zu seyn, und

Unsere Philosophie ist solchergestalt nicht strenge, und warum sollte sie es seyn? Warum sollten wir sie nicht mit Blumen bekränzen? Würden wunderliche oder traurige Vorstellungen der Tugend mehr Ehre machen, als lächelnde und nutzbare Ideen? Wir glauben, daß das Vergnügen, das aus einer wohlthätigen Hand geflossen, nicht herab auf die Erde gekommen ist, damit man vor ihrem Anblick zurückschaudere. Das Vergnügen ist kein Ungeheuer: das Vergnügen, wie Young gesagt hat, ist die Tugend unter einem freudigern Namen. Weit entfernt, die Leidenschaften, die unsichtbaren Triebfedern unsers Wesens vernichten zu wollen, sehen wir sie vielmehr als ein kostbares Geschenke an, mit dem man sorgfältig haushalten muß. Glücklich ist die Sele, die starke Leidenschaften besitzt! sie machen ihren Ruhm, ihre Grösse, ihren Reichthum aus. Ein Weiser unter uns bessert seinen Verstand, verwirft die Vorurtheile, strebet nach dem Besitze nützlicher und angenehmer Wissenschaften. Alle Künste, die seinen Verstand erweitern und berichtigen können, haben seine Sele vollkommner gemacht. Ist diese Arbeit gethan; so höret er

und man darf sich nicht wundern, wenn ihre Schüler die ersten sind, die sie verlassen und fliehen.

er blos die Natur, die sich den Gesetzen der Vernunft unterwirft, und die Vernunft zeichnet ihm das Glücke vor *.

§. 2.

* Das Feuer der Leidenschaften ist nicht die Ursache unserer Unordnungen: dieses unbändige, ungezähmte Roß, das unter der Hand eines schlechten Reuters durchgeht, ihn herabstürzet, und mit Füssen trit, würde dem Zaume, unter der Spießgürte eines verständigen Reuters gehorchen: man würde es den Preis eines rühmlichen Wettrennens gewinnen sehen. Schwache Leidenschaften verrathen unsere Armuth. In der That, was ist iener schwerfällige, stumme Bürger, dessen geschmacklose Sele an nichts ein Vergnügen findet, der friedliebend ist, weil er unthätig ist, der wie eine Pflanze lebt, und sich leicht von seiner Obrigkeit lenken läßt, weil er kein Verlangen fühlt. Ist er ein Mensch, oder eine Bildsäule? Setzet neben ihn einen Menschen, der voller lebhafter Empfindungen ist. Er wird sich dem Ungestüme seiner Leidenschaften überlassen, er wird die Decke der Wissenschaften zerreissen: er wird Fehler begehen, er wird Genie haben. Ein Feind der Ruhe, begierig nach Känntnissen, wird er in dem Kampfe der Welt den erhabenen und erleuchteten Geist gewinnen, der dem Vaterlande dienen wird. Er wird vielleicht Blössen

geben,

§. 2.

* Der sich von der Welt Entfernte.

Arist lebte in seinem dreissigsten Jahre ganz für die Welt. Er war ein Mann nach der Mode — man liebte ihn und drängte sich zu ihm. Er nahm an allen Lustbarkeiten Theil und fand darin sein größtes Vergnügen. Jetzt ist er sechzig Jahr alt und — sein Geschmack hat sich geändert — Er hat sich von allen Gesellschaften losgemacht und besucht blos noch die Kirchen. Die längsten Gebethe sind ihm die angenehmsten — Er bethet beständig und doch mit Andacht. Er bedauert den Verlust der Zeit, wo er durch Vergnügungen zerstreuet es sein Geschäft nicht hatte seyn lassen, Gott zu verehren und zu preisen. Dies kommt daher, sagt man, weil sein Kopf schwach wird. Aus diesem Grunde wird man freilich wohl in seinem Alter andächtig — Ich würde dies zugeben, wenn Arist nach seiner veränderten Lebens-

geben, aber er wird die ganze Kraft seiner Sele gezeiget haben: die Flecken, die ihn deckten, werden verschwinden, weil er groß und nützlich gewesen seyn wird.

* Die Sitten.

Lebensart noch Zeichen einer solchen Schwäche hätte blicken lassen. Da aber sein Verstand keine Veränderung erlitten hat, so will ich lieber behaupten, daß seine Leidenschaften in seinem Alter ruhiger, seine Liebe zur Tugend stärker geworden ist, und die Liebe zur Tugend muß nothwendig mit Frömmigkeit begleitet seyn. Ich setze die Frömmigkeit des Arist nun eben nicht darin, daß er fleissig in unsere Kirchen geht. Wäre er ein Muselmann, so würde er die Mosqueen besuchen — wäre er ein Protestant, die Predigten. Wäre er der Religion Jakobs und Enochs zugethan, so würde er an allen Orten ohne Unterschied beten — Sondern ich setze sie in der Erhebung des Herzens zu Gott und in den Handlungen, welche Erweisungen davon sind — und dergleichen Handlungen trift man beym Arist an.

§. 3.

Weibliche Charaktere.

Den Nicetas hat eine zärtliche, aber unschuldige Zuneigung mit der Sylvanira verbunden. Er durfte sie nicht erst lange Zeit ausforschen, um sie anbetungswürdig zu finden. Ein Herz, das weniger auf seiner Huth gewesen, als das seinige, eben so Kenner

ner gewesen wåre, håtte sich beym ersten Anblick ergeben. Alles vereinigte sich in der Sylvanira, was sie empfehlen konnte — Schönheit in ihrer Bildung, Maiestät in ihrer Gestalt, Reitze an ihrer ganzen Person — Verstand blitzte aus ihren Augen, und Anmuth herrschte in ihren Gesprächen. Er blieb indessen standhaft gegen alle diese in ihr vereinigten Reitze — Aber konnte er gegen tausend andere liebenswürdige Eigenschaften, die noch von grösserm Werth waren, als iene, deren Anzahl und glückliche Verbindung in ihrer Person sein Erstaunen und seine Bewunderung von Tage zu Tage vermehrten, auf immer standhaft bleiben? — gegen ein der Freundschaft offenes, wohlwollendes, edles und großmüthiges Herz, das freimüthig ohne Unbescheidenheit, aufrichtig ohne Unbedachtsamkeit war — gegen ein lebhaftes und heiteres, aber immer weises und vorsichtiges Gemüth — gegen edle und erhabene Gesinnungen, die von Verstellung und Praleren entfernt waren — gegen Geschmack und hervorstechende Einsichten, die in demüthige Bescheidenheit gehüllet waren — gegen Tugend ohne Scheinheiligkeit, gegen Frömmigkeit ohne Andächteley?

Ihr iungen Schönen, die ihr durch eure Unerfahrenheit und durch euren zu frühzei-

tigen Hang zur Zärtlichkeit Gefahren ausgesetzt seid, wann ihr in die grosse Welt tretet — man führt euch die Themira als ein bewundernswürdiges Muster der Keuschheit an. Ich verstehe die Kunst nicht, ihre Ehrbarkeit in Zweifel zu ziehen. Es giebt gewiß keusche Frauenzimmer. Despreaux hat drey gezählt. Wenn man hiervon zwey Drittheile abziehen müßte, so würde Themire allein dieser Phönix seyn. Aber ahmet sie nicht weiter als in diesem Punkt nach. Sie glaubt: die Keuschheit vertrete die Stelle aller übrigen Tugenden und wenn man seinem Gatten getreu bliebe, so dürfe man sich wohl üble Laune und Zänkereien zu Gute halten, tyrannisch mit seinen Kindern umgehen, mit seinem Gesinde keifen — spotten, verleumden und im Spiel betrügen. Bildet ihr euch nach ihr, so werdet ihr gewiß ehrbare Frauen seyn — aber werdet ihr auch Frauenzimmer von liebenswürdigen Eigenschaften seyn? Sollte ia iemand mit der Tugend der Themire zufrieden seyn, so müßte es ihr Mann seyn — aber wie theuer muß er diese Tugend bezahlen!

§. 4.

Der Geitzige.

Verlangt ihr einen Ausbund von Geiz, so findet

findet ihr ihn im Chrysolater. Betrachtet seine ganze Person — vom Haupt bis zum Fuß ist er ganz mit alten schmutzigen Kleidungsstücken bedeckt, die sehr ungeschickt, aber mit seinen eigenen Händen geflickt sind. Gehet in sein Gemach — alles entspricht in demselben dem widrigen Anblick seiner Person. Sein Bette, seine Stühle, seine Tapeten, sind wegen ihres Alterthums merkwürdige Denkmahle der urältesten Moden. Er trägt die größte Sorgfalt dafür, daß sich an diesen sowohl als an seinen Kleidern ein dichter Staub ansetzen muß, der ganz eindringt und sich mit dem Zeuge vereinigt. Reinlichkeit, sagt er, ist nur für Verschwender — Wir wollen ihm noch weiter mit unsern Blicken folgen — Er setzt sich zu Tische und es ist einmal ein Gesetz bey ihm, daß vor dem Tischgebeth alle Thüren verriegelt werden müssen. Nach den Betrügern sind die Schmarotzer diejenigen, für die er sich am meisten fürchtet. Für solche, die borgen wollen, fürchtet er sich nicht mehr. Denn er hat sich schon lange von ihnen loszumachen gewußt. Auf zweyen wurmstichigen, schlecht zusammengefügten Brettern, die auf einem hin- und herwankenden Fußgestelle ruhen, erblickt man ein wieder aufgewärmtes Stück Fleisch, das in dünner Brühe liegt, ein Stück schwar-

zes und hartes Brot, eine Kanne mit Wasser und — das ist alles.

Allein, wer klopft an seiner Thür, ehe er seine Mahlzeit geendigt hat? Sein Neffe, sein Erbe, der ihm aus Achtung für sein Vermögen sehr fleissig seine Aufwartung macht. „Aber mein lieber Neffe, schreiet er ihm ent„gegen, so bald er ihn nur von ferne erblickt, „ist denn keine andere Zeit, in der Sie mir „lästig werden können, als die Zeit, da ich „speise? Ich esse gern allein — das ist „nun so meine Weise — und Ihrentwegen „kann ich sie nicht ändern — — — Doch „wornach sehen Sie sich denn um? Wollen „Sie mich bestehlen? Ich sage es Ihnen un„gern — aber Ihre Hände, Ihre Blicke ma„chen mich unruhig. Lassen Sie sichs gesagt „seyn, und glauben es mir — Ersparen Sie „sich die Mühe, mich so oft zu besuchen. Sie „halten mich gewiß für sehr reich. Denn „diese Schwachheit haben alle Erben an „sich — Lassen Sie sichs freundschaftlich „gesagt seyn: ich bin nicht reich. Ich bin „um mein Vermögen gekommen. Ich habe „nicht einen Heller mehr.„ Ehe wir uns vom Chrysolater entfernen, wollen wir doch sehen, daß er nicht die Wahrheit geredet hat. Der Tag neiget sich — die Stunde kommt näher, da er seinen Abgott dienen, sein Gold

zählen,

zählen, es liebkosen und es wieder fest in seinem eisern Kasten verschliessen will — Er ist fertig mit Zählen — was murmelt er da für sich? Er rechnet die ganze Summe seines Geldes her — „Hundert und zwanzig „tausend Thaler zwey Livres und vier „Sous.„ Wie schweer wird es doch, fügt er hinzu, indem er seinen Kasten wieder zuschließt, sich ein kleines anständiges Vermögen zu sammlen!

§. 5.

Der Schuldner.

Bewundert die ruhige Gelassenheit des Misochrestes, mit welcher Leichtigkeit er sich von einer Schaar Gläubiger loswindet, deren ungestümes Geschrey ihm verdrüßlich wird. Hundertmal hat er es vermieden, da er sich von seinem Bedienten verleugnen ließ. Wie wird er es aber heute anfangen, um ihnen auszuweichen. Sie sind schon eine Stunde früher gekommen, als er aufgestanden. Er entschließ sich fest, nicht auszugehen — aber sie bestehen darauf, daß sie auf ihn warten wollen. Er läßt ihnen also sagen: er sey unpäßlich, und könne mit Niemanden sprechen — aber seine Krankheit rührt sie nicht. Da er ihnen die Thür zu öfnen zögert, so sind

sie bereit, mit Gewalt einzubringen. Endlich läßt er ihnen sagen, daß er sie hören wollte und erscheint auch um ihnen Vorschläge zu thun.

Wie geht das zu, sagt er zu ihnen, daß man nicht einmal in seinem eigenen Hause krank seyn kann? Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Ihre Verfahrungsart kein Betragen von Leuten ist, die zu leben wissen. Was wollen Sie haben, Herr Rhedo? habe ich Ihnen nicht auf die Kalesche, die Sie mir vor drey Jahren machten, zwanzig Pistoletten baar bezahlt? Sie sind also wohl recht zu beklagen! Gehen Sie, gehen Sie — tragen Sie keine Sorge — Bey mir verliert man nichts. Dort ist ein Mann, der mich seit sechs Jahren mit Brot versehen hat. Er weiß, wie man mit Personen von meinem Stande umgehen muß. Er hat Geduld gehabt und — wird keinen Schaden dabey leiden. Leben Sie wohl, Herr Rhedo, leben Sie wohl — Ich habe mit diesen Herren auch zu reden — Sie kommen wohl ein andermal wieder — Und auf Sie, mein lieber Artopol, halte ich recht viel. Sie handeln als ein braver Mann. Wie fangen Sie es an, daß Sie so schönes Brot backen können, als Sie mir verkaufen? Es ist fürtreflich und nicht das mindeste daran auszu-

setzen,

setzen. Wir wollen zusehen, wie viel ich Ihnen schuldig bin: „Zwey tausend drey „hundert sechs und vierzig Livres, vier Sous „und neun Pfenninge.„ Diese Summe bin ich Ihnen schuldig? Nun ich will mich bey Ihnen nicht länger verweilen. Zwey tausend drey hundert und einige Livres lassen sich leicht bezahlen. Sie brauchen sich nicht länger aufzuhalten. Das erste Geld, das ich bekomme, sollen Sie haben. Sie sollen sich nicht einmal die Mühe geben, es abzuholen. Das ist der Billigkeit gemäß, denn Sie erhalten mir das Leben.

Ach! dort ist mein Weinhändler. Ihnen, mein lieber Mann, habe ich schon lange den Kopf zu waschen gewünscht. Wissen Sie wohl, Herr von Taverne, daß Sie Gefahr laufen mich mit dem Wein, den Sie mir schicken, zu vergiften? Was Teufel mischen Sie darunter? Ich kann nicht drey Bouteillen trinken, ohne daß er mir in den Kopf steigt — und wahrscheinlich wollen Sie itzt Geld von mir haben — O gehen Sie, gehen Sie — Man bedient die Leute nicht so, wie Sie thun, wenn man bezahlt seyn will. Sie werden nicht eher Geld bekommen, als bis die übrigen nichts mehr haben wollen, damit Sie lernen, gute Waare geben.

Ich bin ganz beschämt, mein lieber Herr Guillaumet, daß ich Sie noch nicht befriedigt habe. Ich weiß, was Sie mir für Vorwürfe machen können. Sie kleiden mich und mein ganzes Haus seit beinahe fünf Jahren. Ich habe Ihnen noch keinen Dreyer bezahlt. Ich habe es Ihnen gegen Ende des vorigen Jahres versprochen und nicht Wort gehalten. Ist das nicht alles, was Sie mir zu sagen haben? Sie kennen mich, Herr Guillaumet, glauben Sie wohl, daß ich so arg seyn würde, Sie mit Sehnsucht auf Geld, das Ihnen mit Recht zukommt, und auf einen so beträchtlichen Vorschuß warten zu lassen, den Sie mir zu thun die Gütigkeit gehabt — wenn mir meine Pächter bezahlten? Ich müßte ia in dem größten Elend seyn. Aber sie werden mir schon bezahlen und dann erhalten Sie Ihr Geld. Ich bin Ihr Diener — Lassen Sie mich nun mit dieser Frau sprechen.

Guten Morgen, Madam Pernelle — Sie kommen wegen der dreissig Stück Leinwand, die Sie mir besorgt haben, errathe ich es? Ich kann sie Ihnen nicht sogleich bezahlen. Sie sehen wohl, daß hier schon Leute sind, denen ich es versprochen habe. Allein, Sie sind im Stande zu warten — Sie sind in guten Wohlstand — — Nein, mein

Herr,

Herr, Sie irren sich, es stehet sehr schlecht mit mir — — Das ist schlimm, meine gute Frau, wann man nicht Geld genug hat, vorzuschiessen, so muß man sich mit Handeln nicht abgeben.

Und Ihnen, sagt Misochrestes zu den übrigen Gläubigern, die noch nicht Audienz gehabt hatten, Ihnen, dünkt mich, bin ich keine grosse Posten schuldig. Sie sind Zeugen, daß ich meine Sachen in gute Ordnung zu bringen suche. Lassen Sie mich nun ein wenig frische Luft schöpfen. Da ich nicht mehr thun kann, so will ich wenigstens Ihre Rechnungen nach mir nehmen. Nach diesen Worten verläßt Misochrestes seine Gläubiger in aller Geschwindigkeit und eilt wie ein Pfeil davon — läßt sie von seinem kühnen Ton so betäubt zurück, daß er schon weit von ihnen entfernt ist, wie sie sich zur Antwort anschicken wollen.

§. 6.

Der Faule.

Die Unthätigkeit ist eine Art von Schlafsucht, die für die Sele und den Leib gleich verderblich ist. Rhatym giebt einen Beweis davon. Alle seine Beschäftigungen misfallen ihm.

ihm. Was ihn in Bewegung setzt, ermüdet ihn. Das Leben ist sogar eine Last für ihn. Zernichtung wäre seine größte Glückseligkeit. Seiner Einbildung nach kann auch Gott diejenigen, die er liebt, nicht besser belohnen. Dies ist das Paradies daß er erwartet und er genießt auch schon seine Glückseligkeit in diesem Leben zum voraus; denn er schläft alle Tage bis gegen den Mittag. Der Augenblick, in dem er erwacht, ist ein unglücklicher Augenblick für ihn — er entfernt ihn, so lange als er kann. Ist er endlich gezwungen, das Bette zu verlassen, so läßt er es auf seiner zornigen und wilden Stirne noch lange bemerken, daß er nur zu seinem Verdruß aufgestanden ist. Er kleidet sich an, und hält zwanzigmal dabey ein. Die Hände sinken ihm nieder. Er kann nicht damit fertig werden. Womit fängt er nun seinen Tag an? Man gebe mir zu essen, sagt er — nicht weil er hungerig ist, oder übermässig zu essen pflegt, sondern weil ein müssiger Mensch dadurch immer einige leere Viertelstunden ausfüllt, ohne daß seine Trägheit darunter leidet. In den zwölf Stunden, da er wachend seyn muß, nimmt er zu diesem Mittel oft seine Zuflucht. Die Zwischenstunden, welche ihm diese kleinen flüchtigen Mahlzeiten lassen, werden mit unnützen Kleinigkeiten hingebracht, die schnell unter einander abwechseln,

weil

weil ihn keine unterhält. Niemand ist gegen das Vergnügen so gleichgültig als der Faule. Er hat eine gleichsam in Schlaf versunkene Sele, welche nichts reitzet, nichts aufwecken kann. Er ist sich selbst zur Last — er wünscht sich selbst auszuweichen und es stehet nicht in seiner Macht. Seiner Meinung nach dient man ihm nie recht — hat keine Achtung für ihn, beklagt ihn nicht, wenn er leidet, ist hart gegen ihn, wünscht ihm den Tod. In iedem Falle würde dies heissen, ihm wohlthun. Seine traurige Einbildungskraft, seine Gleichgültigkeit, seine Faulheit machen bald alle seine eingebildeten Uebel würklich. Er wird morgen, wenn er es nicht schon heute ist, hypochondrisch, kränklich, hektisch und entkräftet seyn und verdorbenes Geblüt haben. Ist das Leben wohl ein Glück, wenn man es um diesen Preis erhalten muß.

§. 7.

Die glücklichen Eheleute.

Calliste ist iung, schön, hat Witz und Verstand. Agathokles ist nicht viel älter. Er hat ein vortheilhaftes äusseres Ansehen, ist gutdenkend und hat ein edles Betragen. Ein günstiges Schicksal führte ihn von ohngefähr

gefähr in das Haus der Calliste. Seine ersten Blicke irreten gleichgültig in einer zahlreichen Gesellschaft umher, unterscheideten sie sogleich und hefteten sich auf sie. Allein sobald er sich von der kurzen Entzückung erhohlt hatte, welche ihm der erste Anblick verursachte, näherte er sich derselben, als ob er eine unhöfliche Zerstreuung wieder gut machen wollte, und richtete seine Augen wechselsweise auf andere Gegenstände. Ein vergeblicher Versuch! Ihn fesselte schon ein unwiderstehlicher Reiz. Sie hefteten sich wieder auf die Calliste. Er erröthete darüber so wohl als sie. Eine seiner Sele bisher unbekannte Bewegung beunruhigte sein Herz und verwirrete seine Blicke. Diese wurden auf einmal schüchterner und neugieriger. Er fand viel Vergnügen daran, die Calliste anzusehen, und wagte es doch nur zitternd. Calliste war hingegen in ihrem Herzen mit diesem schmeichelhaften Vorzuge sehr zufrieden und sahe ihn auch mit verstohlnen Blicken an. Beide besorgten, aber Calliste noch mehr als Agathokles, daß man ihre Zuneigung gegen einander merken mögte und beide wurden auch in iedem Augenblick bemerkt.

Die Stunde, in der sie sich trennen mußten, kam heran, und sie schien ihnen zu geschwind gekommen zu seyn. Sie stellten traurige

rige Betrachtungen über die Flüchtigkeit der Zeit an. Ihre Einbildungskraft versetzte indessen den einen in die Gesellschaft des andern. Callistens Bild war schon tief in die Sele des Agathokles gegraben, und die Züge des leztern hatten sich deutlich in der Sele der ersten abgedruckt. Sie schienen beide in der noch übrigen Zeit des Abends nicht recht aufgeräumt zu seyn. Irgend eine lebhafte Empfindung beschäftigt das Innere ihrer Sele, und erlaubt ihr nicht, sich zu zerstreuen.

Zween Tage verflossen, ohne daß sie sich wieder sehen konnten — und obgleich alle Augenblicke dieser Zwischenzeit entweder mit nüzlichen Beschäftigungen oder mit angenehmen Erholungen besezt waren, so empfanden sie doch beide eine gewisse sehnsuchtsvolle Aengstlichkeit, Langeweile und eine unbeschreibliche Leere, wovon sie die Ursach nicht entdecken konnten. Der Augenblick, da sie sich wieder sahen, lehrte es sie. Das vollkommene Vergnügen, das sie einer in der Gesellschaft des andern empfanden, machte ihnen die Ursach ihrer gehabten Schwermuth nicht mehr zweifelhaft. —

Agathokles faßte an diesem Tage Muth — er redete die Calliste an, sprach sehr artig mit ihr und hatte das Glück, sie zum erstenmal zu unterhalten. Er hatte bisher nur

ihre

ihre äusseren Reize gesehen — nun sahe er auch die Schönheit ihrer Sele, die Rechtschaffenheit ihres Herzens, das Edle ihrer Gesinnungen, den Scharfsinn ihres Verstandes und — was ihn noch mehr bezauberte, er glaubte zu bemerken, daß sie ihn ihrer Achtung nicht unwerth hielte. Seitdem besuchte er sie fleissig, und iedesmal entdeckte er neue Vollkommenheiten an ihr. Dies ist das Eigenthümliche des wahren Verdienstes. Es gewinnt, wenn es in den Augen eines Kenners entwickelt wird. Ein gutdenkender Mann kann an einer Koquette, an einer Närrin, oder an einer Unbedachtsamen keinen Geschmack finden. Wann ihm ein Frauenzimmer gefallen hat, die seiner würdig ist, so schwächt die Zeit seine Zuneigung nicht, sondern sie vermehrt und befestigt sie vielmehr.

Die entschiedene Neigung, die in dem Herzen des Agathokles zur Calliste entstanden war, war für ihn keine zweideutige Empfindung mehr. Es war Liebe und zwar die zärtlichste Liebe — er wußte es, aber Calliste nicht, wenigstens hatte sie es nicht aus seinem Munde gehört — Die Liebe ist schüchtern und ehrerbietig. Ein verwegener Liebhaber ist kein Freund der Schönen, die er liebkoset. Er liebt nur das Vergnügen — Agathokles überwand sich endlich, ihr sein

Herz

Herz zu entdecken: Dies that er nicht mit den ausstudirten Artigkeiten, die eine romanhafte Liebeserklärung begleiten. „Liebens„würdige Calliste, sagte er ihr offenherzig, die „Zuneigung, die ich zu Ihnen habe, ist nicht „blos Hochachtung – es ist die lebhafteste „und wärmste Liebe. Ich fühle es, daß ich „ohne sie nicht leben kann. Könnten Sie „sich ohne Widerstand entschliessen, mich „gülcklich zu machen? Ich habe Sie lieben „können, ohne Sie zu beleidigen — Dies „ist ein Tribut der Ihnen zukommt — dürfte „ich mir mit der Hofnung schmeicheln, Ihre „Gegenliebe zu erhalten?„

Eine Koquette hätte den größten Zorn affektirt. Allein, Calliste hörte ihren Liebhaber an, ohne ihn zu unterbrechen, antwortete ihm ohne Bitterkeit, und erlaubte ihm – zu hoffen. Sie setzte auch seine Beständigkeit nicht lange auf die Probe. Das Glück, wornach er seufzte, wurde nur so lange aufgeschoben, als nöthig war, die Anstalten dazu zu machen. Die Hauptpunkte des Vertrags wurden unter den Partheyen ohne Schwürigkeiten festgesetzt, und der Eigennutz hatte keinen Antheil daran. Der vornehmste war das gegenseitige Geschenk ihrer Herzen und diese Bedingung wurde schon zum Voraus erfüllt. Wie wird nun das Schicksal dieser

neuen Verlobten beschaffen seyn? (Ich habe ihnen die Nativität gestellet) so glücklich, als es Menschen auf Erden erfahren können. Kein Vergnügen ist mit dem zu vergleichen, das ihr Herz einnimmt – und kein Vergnügen nimmt das Herz auf eine so entzückende Art ein, als das Vergnügen zu lieben und geliebt zu werden.

§. 8.

Der durch Unmässigkeit Verwilderte.

Methyses hat sich von der ehelichen Liebe loszumachen gewußt. Drey Viertheile seines Lebens brachte er mit dem Glase in der Hand an ienen Orten der Ausgelassenheit zu, wo Unmässigkeit und Trunkenheit in ihrem ganzen Umfang herrschen, wo man in dem Strom des geistreichen Burgunders seine Gesundheit, seine Ehre und sein Vermögen auf einmal zu Grunde richtet. Hier werden die feinern Empfindungen für thörichte Grillen, Zärtlichkeit für Albernheit, Dienstfertigkeit für Sklaverey und Hochachtung für kriechendes Wesen gehalten. Methyses hat endlich den Ton seiner unedlen Gesellschaft angenommen. Im Anfang redete er die Sprache nur zur Zeitverkürzung, ohne daß sein Herz verwildert wurde. Aber iezt ist er

weiter darin gekommen. Er hat auch die Denkungsart angenommen, die sie anzeigt — er hat allen Geschmack an den Vergnügungen verlohren, welche die Vernunft billigt. Er ist wie ein Stein gegen die Frauenzimmer und besonders gegen die bescheidenen, verständigen und sittsamen Frauenzimmer, und unglücklicher Weise gehört seine Frau unter diese Zahl.

§. 9.

Die Gerichtsperson.

Trimalcion ist Präsident eines hohen Gerichts. Sein langsamer und gravitätischer Gang, seine finstere und stolze Stirne, seine unveränderliche Ernsthaftigkeit und dann besonders seine gewaltig grosse Perüque und die Menge seiner Bedienten, zeigen deutlich genug das Amt an, das er bekleidet. Man sollte fast sagen, das die Stelle einer Gerichtsperson die geheime Kraft habe, ihrem Besitzer den Gang und den Anstand eines Helden mitzutheilen. Aller Witz des Moliere und alle Spöttereien des Skarron würden nicht im Stande seyn, seine Stirne zu entrunzeln. Indessen kam doch ein Augenblick, in dem er seine Richtermienen, die sein Gesicht so finster machten, zum Theil verscheuchte. Man bringt

seinen Sohn von der Amme zurück. „Mein „Herr, ruft ihm von ferne eine einfältige „Souvernante zu, hier bringt man den jun„gen Herrn wieder zurück.“ Er stehet auf, thut einige Schritte und gehet zum erstenmal einem Menschen entgegen. Er nimmt ihn auf seine Arme, glaubt sein Bild in ihm zu sehen und umarmt ihn sogar. Das Kind erwiedert seine Liebkosungen und Küsse sehr reichlich und stammelt den Namen Vater – ein Name, der in des Trimalcions Ohren sehr angenehm klingt. Je weniger einem dieser Titel zuverlässig zukommt, je lieber hört er ihn sich geben. Das aufs beste geliebkosete Kind erwiedert diese Zärtlichkeit durch seine muntern Scherze – Es wird dreust und erlaubt sich vielfältige Freiheiten – Der junge Herr verwirret, und entpudert die majestätische Peruque, welche noch vor einer Viertelstunde einen ganzen Gerichtshof in Respekt erhalten hatte.

Trimalcion liebt seinen Sohn – das sieht man wohl, wird man sagen, da er ihn so wohl aufnimmt – das will man aus so geringen Merkmalen erkennen? Ich hoffe, es viel besser aus der Sorgfalt abnehmen zu können, die er beweisen wird, seinen Verstand auszubilden, seine Sele mit nützlichen Kenntnissen auszuschmücken, und demselben gute

Sit-

Sitten beizubringen – Aber, er hat bey der Ankunft seines Sohnes seine ganze Zärtlichkeit gezeigt – Man erwarte nicht, daß sie weiter gehen werde. Verlangt man, daß sich ein Präsident aus Liebe zu seinem Kinde den Kopf zerbrechen und etwas neues lernen soll? Nein, nein – besorgt das nicht – Der Hofmeister ist schon von neuen angenommen. Dies ist kein Seneca und kein Burrhus. Es ist kein Mann, der sich nach den berühmten Hofmeistern gebildet hat, die gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts unsere iungen Prinzen führten, sondern ein Mann, der sich in allem zu finden weiß und mit dreissig Pistolen jährlichen Gehalt zufrieden ist, der gehörige Sorge tragen wird, seinen Eleven nicht zu sehr anzugreifen und sich nach den Einfällen desselben zu richten – Dies sind die Bedingungen des Vertrags: „Mit Gelindigkeit, Herr Abbe, mit Gelindigkeit, sagte Trimalcion, wie er ihn denselben übergab. Ich will nicht, daß mein Sohn „zu viel lernen soll. Wenn er nur ein wenig Lateinisch weiß, aber kein Griechisch – „Das Griechische ist den Augen schädlich. Ich „will keinen Doktor aus ihm machen. Ich „bestimme ihn dazu, daß er so wie ich Präsident werden soll – und sollte ich einen Bischof aus ihm machen wollen, so glauben „Sie mir, Herr Abbe, Ihre Bischöfe sind

„keine Hexenmeister.„ Welch ein Glück für ihn, unter den Augen eines Thoren sein Werk anzugreifen und nichts weiter zu thun zu haben, als den Sohn dem Vater gleich zu machen! So leicht es nun auch ist, einer solchen Stelle vorzustehen, so war dies doch auch die Grenze, die er nicht überschreiten konnte.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Vom Zweikampf.

§. 1.

Die Wuth des Zweikampfs verräth eine feige Sele.

*Wenn man den Tod nicht fürchten will, so muß man entweder sehr unschuldige Sitten haben, oder ein Bösewicht seyn, der durch eine Fertigkeit im Laster schon verblendet ist. Dies sind zwey Mittel wider die Furcht des Todes. Wählet unter beiden und welches werdet ihr wählen, ihr erhitzten Duellisten, die ihr es für Ehre haltet, eure kleinen Zänkereien mit dem Degen in der Hand zu schlichten? Ihr beunruhigt euch

* Die Sitten.

euch nicht über die furchtbaren Würkungen der göttlichen Gerechtigkeit. Ihr fürchtet es nicht, daß euch der Tod mitten im Laster überfällt. Ist das Leben, das ihr aufopfern wollt, euer Eigenthum? Habt ihr es euch gegeben, da ihr euch unterstehet, darüber zu gebiethen? Gehört euch das Blut, das ihr zu vergiessen wagen wollet, und das nur zur Wohlfahrt des Staats fliessen sollte? Ihr untreuen Haushalter, die ihr ein Gut, das Gott und das Vaterland von euch wieder zu fodern berechtigt sind, zu eurem eigenen Gebrauch, oder vielmehr zu eurem eigenen Verderben verwendet!

Aber, wohin verirre ich mich? Diesen Rasenden Gründe anführen, die von der natürlichen Billigkeit hergenommen sind, das heißt eine ihnen unbekannte Sprache reden. Sie kennen sie nicht und sehen die Gerechtigkeit nur auf ihrer Degenspitze. Wir wollen uns ihnen nähern und uns in ihre Denkungsart versetzen. Wir wollen ihnen, wenn es möglich ist, den falschen Ehrgeiz entreissen, von dem sie bezaubert sind. Wie vielen Mordthaten würden wir dadurch vorbeugen! Denn es ist warlich oft nicht so sehr Haß, der sie entflammt, als Begierde für herzhaft gehalten zu werden. Man würde ihre Rachsucht sogleich kühlen, wenn man sie überzeugen könnte, daß sich selbst rächen Feigheit

 sey.

sey. Dies kann man nun, wenn sie ihre Augen nicht mit Vorsatz gegen das Licht verschliessen.

Die Feigheit ist eine nicht zu entschuldigende Schwäche, die uns gegen einige unserer Pflichten untreu macht. Die Begierde sich zu rächen trägt diese beiden Charaktere an sich. 1) Sie macht, daß wir eine unserer wichtigsten Pflichten übertreten, da sie uns reizt, einen unserer Nebenmenschen umzubringen, den uns das Naturgesetz zu lieben befiehlt. Welch ein Unterschied, seinen Bruder zu lieben und – ihm den Dolch ins Herz zu stossen! 2) Getraue ich mir zu behaupten, daß die Rache eine Schwachheit sey. Welchen Namen kann man sonst den Bewegungen eines aufgebrachten Herzens beilegen, das seine Ruhe durch die Vorstellung einer erlittenen, an sich oft sehr erträglichen, Beleidigung stören läßt? Heißt das Muth haben, wenn man die Ungeduld nicht überwinden kann? Leiden können, das ist wahrer Muth. Denn er zeigt sich mehr in der Vergebung einer Beleidigung als in Rächung derselben. Wenn man verzeihen will, so muß man die Bewegungen seines Zorns stillen, wenn man sich rächen will, so darf man sich denselben nur überlassen. Euer Feind hat den Vorsatz, euch euer Leben zu nehmen – und das seinige ist in euren Händen.

den. Lasset ihn fortleben. Dies fodert die natürliche Billigkeit von euch. Durch ein so edelmüthiges Betragen werdet ihr entweder seinen Haß auslöschen, oder ihr werdet die Beleidigung wieder gut machen. Hingegen nehmet ihr daran Theil, wenn ihr darauf denket, euch deswegen zu rächen: Seine beleidigende Handlung giebt euch kein Recht, Menschenblut zu vergiessen.

Wie – wenn die Begegnung, worüber ihr euch beklagt, nichts als ein verächtliches Lächeln, eine beissende Redensart, ein empfindlicher Spott, einige Stockschläge, oder eine Ohrfeige wäre? Und um solcher nichtsbedeutenden Beleidigungen willen wollet ihr aus eigener Autorität den Schuldigen entweder ermorden oder mit eurem eigenen Blute die vermeinte Schande, die man euch angethan hat, büssen?

§. 2.

Untersuchung des Vorurtheils, welches die Hände der Duellisten bewafnet.

„O! es ist nicht sowohl die Beleidi„gung, werdet ihr sagen, die mich aufbringt, „als die Schande, die sie über mich häuft. „Ein Stockschlag! eine Ohrfeige! Welche

„schreckliche Beschimpfung!„ Niedriges und mitleidenswürdiges Vorurtheil! Werde ich nicht so glücklich seyn, dich endlich, aus dem Herzen meiner Mitbürger zu verbannen! Wie! die Unverschämtheit eines Verwegenen erniedrigt euch, setzt euch herab? Wie! das Laster eines andern raubt euch eure Ehre? Hat er euch denn eure Tugend geraubt? oder giebt es wohl eine Art von Ehre, von der sie nicht die Grundlage ist? Seltsamer und beklagenswürdiger Widerspruch. Wir werden vom Vater bis auf den Sohn in tausend solchen Vorurtheilen erzogen. Wir sehen das Ungereimte derselben ein, und wagen es nicht, sie mit lauter Stimme abzuschwören.

„Ich gebe die Richtigkeit Ihrer Maxi„men zu, sagte mir Philalethes. Ich bin „im Grunde mit Ihnen einig. Aber ich bin „in der Welt verlohren, wann ich Ihren Leh„ren und dem Rath meines Gewissens folge. „Ich kann nicht mehr mit Ehren erscheinen, „und die Ehre ist mir angenehmer als das „Leben.„

Wie! immer den falschen Begrif von Ehre? Kann wohl die Ehre iemals der gesunden Vernunft entgegen seyn? Durch sie erleuchtet, werdet ihr gestehen, daß die Rache eine Schwachheit, eine wahre Feigheit ist, und ihr wollet noch fortfahren, euch um eurer

Ehre

Ehre willen zu rächen? Fasset das Herz, dem allgemeinen Irrthum zu trotzen. Befürchtet ihr, daß man an eurem Muth zweifeln werde? Nun wohlan! so thut euch durch gemeinnützige und rechtmässige Thaten hervor.

§. 3.

Alte und neue Beispiele, welche die Neigung zum Duell verdammen.

Haben Beispiele für euch ein Gewicht, so schließt von den Beispielen aller gesitteten Nationen auf das Häßliche der Zweikämpfe. Die Nation ausgenommen, welche sich für die gesittetste hält, bey welcher hat diese Raserey, die ihr euch zur Ehre anrechnet, Vertheidiger gefunden? Jene berühmten Griechen – iene vernünftigen Römer, welche nach einander Herren der ganzen Welt waren, kannten gewiß ihren Werth. Setzten sie wohl das Leben ihrer Mitbürger aufs Spiel? Schwert, Bogen und Schild waren zu Friedenszeiten unnütze Werkzeuge für sie.

Verlangt ihr neuere und euch nähere Beyspiele? so werdet ihr sie bey ienen stolzen Insulanern finden, die in Ansehung der Tapferkeit, des Geschmacks, der Ausbildung des Verstandes, der Künste und Wissenschaften

ten unsere beständigen Rivale sind. Eine so grosse Wildheit in den Sitten es euch auch ihnen zuzuschreiben beliebt, so könnet ihr ihnen doch die nicht vorwerfen, die ich itzt an euch tadle – – Nicht Weichlichkeit oder Feigheit leiten meine Gedanken, sondern Sanftmuth und Menschenfreundschaft, darin ich meinen Ruhm setze. Unsere unerträglichen Petitmaitres werden freilich an meiner Moral keinen Geschmack finden, aber sind sie es denn auch, die an vernünftigen Dingen Geschmack haben sollen?

* Habet Acht, daß ihr den geheiligten Namen Ehre nicht mit ienem wilden Vorurtheil verwechselt, welches alle Tugenden auf die Degenspitze setzet und nur tapfere Bösewichter hervorbringen kann. Was ist dies für ein Vorurtheil? Es ist die ungereimteste und barbarischste Meinung, die iemals in ein menschliches Herz gekommen ist, nemlich, daß Tollkühnheit die Stelle aller gesellschaftlichen Tugenden vertrete, daß ein Mensch kein Betrüger, kein Nichtswürdiger, kein Verleumder mehr sey, daß er hingegen höflich, menschenfreundlich und gesittet sey, wann er die Kunst versteht, sich zu schlagen. Daß Lügen in Wahrheit verwandelt werden,

daß

* J. J. Rousseau.

daß Diebstahl rechtmässig, Untreue lobenswürdig werde, sobald man es mit dem Degen in der Hand behaupte, daß eine Beleidigung durch den Stich eines Degens wieder gut gemacht werde, und daß man in einem Streit mit einem andern nie unrecht habe, wenn man ihn ermordet. Es ist freilich eine hiervon verschiedene Sache, in der sich Großmuth mit Grausamkeit vereinigt, und wo man andere nnr von ohngefähr tödtet — wo man sich nur so lange schlägt, bis das erste Blut fließt — bis das erste Blut fließt! Grosser Gott! und was willst du mit diesem Blute machen, wilde Bestie? willst du es trinken?

Fiel es den tapfersten Männern des Alterthums wohl ein, persönliche Beleidigungen durch Zweikämpfe zu rächen? Schickte Cäsar dem Cato, oder Pompeius dem Cäsar wegen ihrer häufigen Beschimpfungen ein Kartel? und wurde der gröste grichische Feldherr entehrt, weil er sich hatte mit einem Stock drohen lassen? Andere Zeiten, andere Sitten! das weis ich wohl. Allein sind diese auch immer gut? und sollte man es nicht wagen, nachzuforschen, ob die Sitten der Zeit so sind, wie die wahre Ehre sie erfodert? Nein — die Ehre ist nicht veränderlich — Sie hängt nicht von Vorurtheilen

len ab, sie kann weder verschwinden, noch in einer neuen Gestalt auftreten. Sie hat ihre ewige Quelle in dem Herzen des rechtschaffenen Mannes und in der unveränderlichen Vorschrift seiner Pflichten. Wann die aufgeklärtesten, die tapfersten, die tugendhaftesten Völker der Erde den Zweikampf nicht gekannt haben — so behaupte ich, daß er keine Anordnung der Ehrbegierde, sondern eine abscheuliche und barbarische, ihres wilden Ursprungs würdige Mode ist. Im übrigen mögte ich gern wissen, ob ein Mann von Ehre sich in Ansehung seines oder eines andern Lebens nach der Mode richtet, und ob nicht mehr wahrer Muth erfodert wird, derselben Troß zu biethen als ihr zu folgen? Was würde derjenige, der sich ihr unterwirft, an den Orten thun, wo eine entgegengesetzte Gewohnheit herrscht? In Messina oder Neapolis würde er seinen Mann in dem Winkel einer Gasse auflauren, und ihm von hinten zu den Dolch in den Leib stossen. Das heißt in diesem Lande beherzt seyn, und die Ehre besteht nicht darin, sich von seinen Feind tödten zu lassen, sondern ihn selbst zu tödten.

Der Rechtschaffene, dessen ganzes Leben schuldlos ist, und der nie ein Zeichen von Feigheit blicken ließ, wird sich weigern, seine

Hände

Hände mit einem Menschenmord zu beflecken und seine Achtung wird dadurch zunehmen. Immer bereit, dem Vaterlande zu dienen, den Schwachen zu beschützen, seine Pflichten mit eigener Gefahr zu erfüllen und bey ieder rechtmässigen und anständigen Gelegenheit das zu vertheidigen, was ihm so lieb ist als sein Leben, beweißt er in seinem Verhalten die unerschütterliche Standhaftigkeit, die man ohne wahren Muth nicht besitzen kann. Bey seinem ruhigen Gewissen gehet er mit aufgerichteten Haupt einher — Er scheuet und sucht seinen Feind nicht. Man siehet es ihm leicht an, daß er den Tod nicht so sehr fürchtet als Uebels thun, und daß er für das Laster, aber nicht für Gefahren zittert. Wenn niedrige Vorurtheile einen Augenblick wider ihn auftreten, so sind alle Tage seines ehrenvollen Lebens lauter Zeugen, welche die Vorurtheile zum Schweigen bringen, und bey einem so wohl geordneten Verhalten schließt man von einer Handlung auf alle übrige.

§. 4.

Was man von einem Menschen denken muß, der sich oft duellirt.

Menschen, die so argwöhnisch sind und andere so leicht herausfodern, sind meistentheils

theils sehr schlechtdenkende Leute, die aus Furcht, man mögte die Verachtung, welche man gegen sie hegt, ohne alle Zurückhaltung äussern, sich bemühen die Schande ihres ganzen Lebens mit einem Ehrenhandel zu bedecken. Ein solcher macht einen Versuch und zeigt sich einmal, um ein Recht zu erlangen, sich die übrige Zeit seines Lebens verborgen zu halten. Der wahre Muth hat mehr Standhaftigkeit und weniger Hitze — er ist immer das, was er seyn soll — man darf ihn weder anfachen noch zurückhalten. Der Rechtschaffene ist nie von ihm verlassen, im Streit gegen seinen Feind, in der Gesellschaft zum Besten der Abwesenden und der Wahrheit, in seinem Bette wider die Anfälle des Schmerzes und des Todes zeigt er ihn. Die Stärke der Sele, die ihn einflößt, ist zu allen Zeiten vorhanden. Sie setzt die Tugend beständig über alle Vorfälle hinweg und besteht nicht darin, daß man sich schlägt, sondern darin, daß man nichts fürchten darf.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Ueber den Selbstmord.

*Du willst aufhören zu leben — aber ich mögte wohl wissen, ob du schon zu leben angefangen hast. Wie! wurdest du auf die Erde gesetzt, um nichts auf derselben zu thun? Gab dir der Himmel nicht mit deinem Leben ein Tagewerk, daß du vollenden solltest? Hast du dein Tagewerk vor dem Abend vollendet — nun so ruhe dich den übrigen Theil des Tages aus — das kannst du thun — Indessen wollen wir doch deine Arbeit einmal ansehen. Welche Antwort hältst du für deinen höchsten Richter bereit, der von dem Gebrauch deiner Zeit Rechenschaft fodern wird. Unglücklicher! zeige mir den Gerechten, der sich rühmt, genug gelebt zu haben, damit ich von ihm lernen kann, wie man sein Leben zugebracht haben muß, wenn man das Recht haben will, es zu verlassen? Du zählest die Widerwärtigkeiten des Menschen her und sagst: Das Leben ist ein Uebel. Allein siehe umher und durchforsche die Ordnung der Dinge, ob du darin Gutes findest, was nicht mit Bösem vermischt

* J. J. Rousseau.

mischt ist. Heißt das so viel: es sey in der Welt nichts Gutes? und kannst du das, was an und für sich böse ist, mit dem verwechseln, was nur von ohngefähr Böses leidet? Das passive Leben des Menschen ist nichts und gehet nur den Körper an, von dem er bald befreiet werden wird. Aber sein aktives und moralisches Leben, das auf sein ganzes Seyn einen Einfluß haben muß, bestehet in der Befolgung des Willens. Das Leben ist für den glücklichen Bösewicht ein Uebel, und für den unglücklichen Tugendfreund ein Gut, denn nicht vorübereilende zufällige Umstände, sondern seine eigene Verbindung mit seinem Gegenstand machen es gut oder böse.

Du bist des Lebens überdrüssig und sagst: es ist ein Uebel — aber früh oder spät wirst du getröstet werden und sagen: das Leben ist ein Gut. Du wirst wahrer reden, ohne nach bessern Gründen zu schliessen, denn es hat sich nichts geändert als du selbst. Aendere dich also schon heute — und weil alles blos in der schlechten Beschaffenheit deines Herzens ein Uebel ist, so verbessere deine unregelmässigen Leidenschaften und zünde dein Haus nicht an, damit du die Mühe nicht haben darfst, es wieder aufzubauen. Was sind zehn, zwanzig, dreissig

Jahre

Jahre für ein unsterbliches Wesen? Schmerz und Vergnügen vergehen wie ein Schatten — das Leben verfließt in einem Augenblick — es ist an und für sich selbst nichts — Der Werth desselben hängt von der Anwendung ab. Das Gute, das man gethan hat, bleibt allein übrig und nur durch dieses ist das Leben von Bedeutung. Sage also nicht mehr: es sey für dich ein Uebel, zu leben, weil es von dir allein abhängt, daß es ein Gut wird und, wenn es ein Uebel ist gelebt zu haben, so ist dies noch ein Grund mehr, noch ferner zu leben. Sage auch nicht: es sey dir erlaubt, zu sterben — denn das wäre eben so viel als sagen: es sey dir erlaubt, kein Mensch zu seyn, erlaubt, dich wider den Urheber deines Daseins zu empören und deine Bestimmung zu vereiteln.

Der Selbstmord ist ein räuberischer und schimpflicher Tod — ist ein Raub, den man gegen das menschliche Geschlecht begeht. Ehe du das Leben verläßt, so erstatte demselben erst das, was es für dich gethan hat — Aber ich bin an nichts gebunden, ich bin in der Welt unnütz. Philosoph von gestern her! weist du nicht, daß du nicht einen Schritt auf der Erde thun kannst, ohne daß du eine Pflicht findest, die du erfüllen

mußt, und das ieder Mensch blos durch sein Dasein der menschlichen Gesellschaft schon nützlich ist? Unbedachtsamer Jüngling! hast du in deinem Herzen noch die geringste Empfindung von Tugend, so komm, damit ich dich lehren kann, das Leben zu lieben. So oft du in die Versuchung gerathen solltest, die Welt zu verlassen, so sage zu dir selbst: Verrichte noch eine gute That, ehe du stirbst. Hierauf suche einen Dürftigen auf und unterstütze ihn — einen Unglücklichen und tröste ihn — einen Unterdrückten und beschütze ihn. Wenn dich dieser Gedanke heute zurückhält, so wird er dich auch morgen, übermorgen und dein ganzes Leben hindurch zurück halten. Hält er dich nicht zurück, so stirb — dann bist du ein Bösewicht.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Ueber den Luxus.

§. 1.

Von der Quelle und dem Fortgang des Luxus.

*Der Eitelkeit der Grossen haben die Völker

* *Systeme social.*

ker eine Krankheit zu verdanken; die epidemisch wird, nach und nach in allen Staaten um sich greift und endlich alle Bande der Gesellschaft zerstören oder zerreissen wird. Der Luxus ist eine Nacheiferung im Aufwand und im Reichthum. Das Beispiel der Reichen und Grossen reitzt die größte Anzahl der Bürger. Diese, immer treu in Nachahmung derer, von welchen sie einen hohen Begriff haben, oder, welche sie für glücklich halten, suchen sich hervorzuthun, und sich gleich ienen und durch dieselben Mittel Achtung zu verschaffen. Diese kindische Nacheiferung wird zur Gewohnheit und die Begierde zu glänzen verwandelt sich in ein dringendes Bedürfniß, dem man zuletzt alles aufopfert. Daher kommt es, daß aller Herzen sich von der Begierde reich zu werden, hinreissen laßen. Es mag auch kosten, was es will. Ein ieder will sich mit Glanz zeigen, seinen Mitbürgern gleich werden, und wenn es möglich ist, sie noch übertreffen, oder sie durch seinen Aufwand verdunkeln. Man richtet sich bald durch die eitlen Bemühungen zu Grunde, die man anwendet, um im Aufwande mit denen in die Wette zu streiten, die man nachahmen will. Man opfert thörichter Weise seine wahre Wohlfarth dem eingebildeten Glück auf,

eben so glücklich, oder noch glücklicher als andere zu scheinen.

Der Luxus ist eine natürliche Würkung von den zunehmenden Begierden des Menschen. Erst denkt er auf die Befriedigung seiner natürlichen Bedürfnisse. Sind diese befriedigt, so sinnet seine fruchtbare Einbildungskraft darauf, neue zu veranstalten, oder die Mittel zu ihrer Befriedigung zu vervielfältigen. Der Wilde und der Landmann denken nur auf Mittel zu ihrer Erhaltung. Sie finden die Nahrungsmittel leicht, welche ihren Hunger stillen können. Sie haben keine Beispiele vor Augen, wodurch ihre Eifersucht gereitzt werden könnte. Der Handwerksmann, der Arme, der Feldarbeiter sind zufrieden, wenn sie nur Brot haben. Der Reiche, der sich durch seinen Reichthum unterscheiden, oder seinen verlohrnen Appetit wieder reitzen will, hat wohlschmeckende Ragouts nöthig, und die ganze Erde muß ihre Beiträge liefern, wenn er seine Tafel besetzen oder diejenigen übertreffen will, die sich durch prächtige Gastmahle hervorthun.

Alle Menschen belebt eine Begierde, diejenigen, welche sie für groß, mächtig und glücklich halten, nachzuahmen, es ihnen gleich zu thun, oder sie noch zu übertreffen. Der Arme bildet

bildet sich immer ein, daß derienige, den er prächtig gekleidet, in einem schönen Wagen fahren und mit einer Menge Bedienten umringt sieht, ein sehr glücklicher Mann seyn müsse. Er verachtet sich selbst und hält sich für sehr unglücklich, weil er arbeiten muß, um sich seinen Unterhalt zu verdienen. Er hält es für entschieden, daß die Glückseligkeit derer vollkommen sey, die sich ohne zu arbeiten alle Bedürfnisse des Lebens reichlich verschaffen können. Ueberdem ist er mit seinem Schicksal unzufrieden — er wünscht reich zu werden und überredet sich, daß man dies nur seyn dürfe, wenn man vollkommen glücklich seyn wolle. Seine anfänglich eingeschränkten Begierden werden beständig durch die Einbildungskraft, durch die Nacheiferung und durch die Vergleichung seines Zustandes mit dem Zustande anderer vermehrt, und zuletzt haben sie keine Gränzen mehr. Nach und nach wird man gewahr, daß der Mensch, der im Anfange nur nach einem mässigen Glück strebte, im Besitz der größten Reichthümer noch nicht zufrieden ist, weil er noch immer einen andern siehet, den er für glücklicher oder reicher hält als sich selbst. Bey einer Nation, wo der Luxus überhand genommen, wird daher die ungleiche Vertheilung der Reichthümer für dieienigen, denen nur wenige zugefallen sind, ein verdrüßlicher Gegen-

 stand

stand der Vergleichung und ieder hält sich für so viel unglücklicher, ie grösser ihm das Glück anderer vorkommt.

Pracht, Eitelkeit, Aufwand in Kleidern und Schauspiele werden bey solchen Nationen nothwendig, die durch den Luxus verschlimmert worden sind. Die Grossen sind hierin die Vorgänger und lassen gewöhnlich diese eitle Pracht nur blicken, damit sie in den Augen der Menge hervorragen. Der gemeine Bürger, der Vermögen und Schutz nöthig hat, muß sich nach der Denkungsart seiner Obern richten; er sucht sich durch seine Kleidung zu erheben und muß es thun, damit er zu den Eitlen und Gefährlichen Zutritt findet, von welchen sein Glück abhängt. Wer durch seinen Anzug Dürftigkeit verräth, wird in einem Lande verachtet, wo eitle Menschen über das Schicksal anderer zu gebiethen haben.

In Gegenden, in welchen Luxus und Eitelkeit ihre Herrschaft ausgebreitet haben, ist Armuth das größte Laster — ein Laster, das man mit der genauesten Sorgfalt verbirgt. Die Furcht vor Verachtung macht daher, daß ein ieder das scheinen will, was er nicht ist, sich über seinen Stand erheben, andere, wenigstens auf einige Augenblicke, hinterge-

hen,

hen, und die Verachtung von sich entfernen will, die ihn von allen Seiten treffen soll. Dies ist die Quelle der lächerlichen und verderblichen Thorheit, die sich bis in den niedrigsten Ständen der Gesellschaft ausbreitet. Niemand will das seyn, was er ist; er will das Ansehen haben, als ob er zu einer höhern Klasse gehöre. Auf diese Art will der gemeine Mann — ein Hofmann zu seyn scheinen. So erhebt sich der Bediente dadurch, daß er die Handlungsart seines Herrn nachahmt. So richtet sich ein ieder dadurch, daß er andere hintergehen will, selbst zu Grunde, macht sich in der That unglücklich, weil er glücklich scheinen will.

§. 2.

Der Luxus ist oft eine Frucht des Müssiggangs.

Der Müssiggang trägt viel dazu bey, daß der Luxus entsteht. Ein ieder, der arbeitet, denkt an seine Geschäfte und hat nicht Zeit an dieienigen zu denken, die um und neben ihm leben. Die Einbildungskraft ist desto geschäftiger, ie weniger nützliche Beschäftigungen man hat. Auf diese Weise wird der Müssiggang die Mutter des Lasters. Man darf sich daher nicht wundern,

wenn man so vervielfältigte Laster, so ausstudirte Vergnügungen, so verdorbene Sitten findet, als man besonders unter den Reichen und Grossen, das heißt, unter denen, die den Ton in der Gesellschaft angeben, gewahr wird. Der Reiche ist an allen Orten ein müssiger Mensch. Der Reichthum macht ihn gewöhnlich ganz unthätig. Er hat Langeweile, wenn er die Kunst nicht gelernt hat, seine Zeit auf eine angenehme Art zuzubringen. Allein der Müssiggänger ist immer ein unruhiger und unglücklicher Mensch. Bey seiner Unzufriedenheit mit sich selbst bemühet er sich beständig, Mittel zu finden, seine unthätige Sele in Bewegung zu setzen. Laster, Wollust, Ausschweifungen werden ihm gleichsam nothwendig, damit er sein Dasein fühlt. Hieraus siehet man, wie verderblich der Müssiggang für die Sitten ist. Der Arme strebt nur nach Reichthümern, damit er so glücklich werde, im Müssiggang leben zu können, und dieser Müssiggang ist doch für den Menschen eine Last, die er nicht tragen kann.

Langeweile ist die wahre Geissel reicher Nationen und der Tyrann der reichsten Bürger. Hat sie in der Sele des Menschen ihren Sitz aufgeschlagen, so ist er beständig wie auf der Folter. Dann versucht er alles, um

um sich aus einem so unangenehmen Zustande herauszureissen. Aus Langerweile bringt man sich ins Verderben. Aus Langerweile sucht man in Ausschweifungen die schimpflichen Mittel, sich abwechselnde Vergnügungen zu verschaffen. Aus Langerweile spielt man und sezt sich der Gefahr aus, sein Vermögen zu verlieren. Aus Langerweile mischt man sich in Kabalen und Ränke. Wie viel Langeweile und Quaalen würden sich die Menschen ersparen, wenn sie sich zu beschäftigen wüßten. Können wohl Langeweile und Laster in eine Sele Eingang haben, die das Vergnügen der Wohlthätigkeit kennet? Nach einem Gesez des egyptischen Königs Amasis, welches Solon in Athen einführte, wurden die Müssiggänger mit dem Tode bestraft und konnten von iedem Bürger angezeigt werden. Nach den Gesezen Egyptens war ieder verpflichtet, alle Jahr vor der Obrigkeit zu erscheinen, wo er von seinem Vermögenszustand und von seinen Beschäftigungen Auskunft geben mußte. Mohamed hat eben so wie diese alten Gesezgeber die Nothwendigkeit der Handarbeiter eingesehen. Er hat sie zu einer Vorschrift gemacht, von welcher die Regenten selbst sich nicht freizusprechen wagen. Ein ieder Sultan lernt, wenigstens zum Schein, ein Handwerk.

§. 3.

Von dem Vergnügen, das aus einer anständigen Beschäftigung entspringt.

Kein Proiekt ist so schlecht ausgedacht und weniger ausführbar, als das Proiekt, sich beständig zu vergnügen. Die Ruhe hat nur für den Anmuth, der arbeitet. Für den Müssiggänger ist sie eine wahre Last. Vergnügen ist eine Belohnung, welche die Natur nur für dieienigen bestimmt hat, die sie verdient haben — sie wird dem, der sich nicht zu beschäftigen weis, Ekel, Schmerz und Langeweile. Der Arbeitsame, der Künstler, der Geringe im Volke kann nur das Süsse der Ruhe und wahre Fröhlichkeit empfinden. Sich immer vergnügen wollen, ist eben so unvernünftig und unmöglich, als immer essen wollen. Arbeiten macht hungerig, und der Hunger macht, daß man die Speisen mit Appetit isset. Alle Gerichte werden für den unschmackhaft, der immer etwas wohlschmeckendes isset. Die Natur hat also unter ihren Kindern denen, welche sie ganz vergessen zu haben schien, nicht alles Glück entzogen.

Die aus dem müssigen Leben der Grossen entstandene Langeweile ist der Grund so vieler unnützen Ausgaben, so vieler verderb-

lichen

lichen Vergnügungen, so vieler prächtigen Gebäude, wodurch sie ihr Andenken verewigen wollen, aber in den Augen der Vernünftigen dadurch vielmehr ihre unruhige Eitelkeit und die Langeweile verrathen, welche sie nagt. Ein würklich grosser Mann hat nicht nöthig, sich durch äussere Pracht zu Grunde zu richten, wenn er sich hervorthun und sich Achtung verschaffen will. Er hat nicht nöthig, andere durch Luxus und Hochmuth, welche fast immer Zeichen eingeschränkter Köpfe waren, zu täuschen. Er will die Segenswünsche und die Zuneigung derer besitzen, die von ihm abhangen. Er sucht sie glücklich zu machen, liest gern in ihren Herzen wahre Zufriedenheit, siehet in denselben gern die Denkmale, welche die Dankbarkeit darin zu seinem Ruhm aufstellt. Er verachtet das eitle Gepränge, das blos die Niedrigkeit und den Stolz eines asiatischen Regenten verbergen soll. Als ein Freund der Einförmigkeit, als ein Verwalter der Reichthümer, davon er nur einen guten Gebrauch machen soll, verbannet er Ueppigkeit, Müssiggang und schlechte Sitten eben so leicht aus seinem Hause, als andere Mässigkeit und Tugend daraus verbannen.

§. 4.

§. 4.

Prüfung einiger Gründe, mit welchen man den Luxus vertheidigen will.

Einige sehr achtungswürdige Schriftsteller haben den Luxus vertheidigt und sogar geglaubt, er sey in einem mächtigen Staate sehr nützlich. Gewisse Politiker, die selbst an die Annehmlichkeiten des Wohllebens gewöhnt, durch die Vergnügungen und Bequemlichkeiten, welche der Luxus verschaft, verführt, und für die Wunder, welche die Kunst darstellet, für die Meisterstücke, welche die Industrie hervorgebracht, ganz eingenommen waren, haben dafür gehalten, es sey ein Uebel, den Luxus zu verbannen, da sie ihn für ein Mittel halten, die Reichthümer anderer Völker an sich zu ziehen. Allein, hätten sie ihn aus dem wahren Gesichtspunkt betrachtet, so hätten sie gewiß einsehen müssen, daß die unbeständigen, scheinbaren und unedlen Vortheile, die er verschaft, die Uebel gar nicht aufwiegen, die in seinem Gefolge sind. Es ist von viel grösserer Erheblichkeit, daß ein ganzes Volk beständig Brot in Ueberfluß habe, als es etwas wesentliches ist, daß die Reichen eines Landes Palläste, Gemähld́e, Statüen und glänzende Equipagen haben. Das prächtigste Gebäude, das ausgesuchteste

Haus-

Hausgeräthe, die Meisterstücke der Bildhauerkunst und Mahlerey verlieren alle ihre Schönheiten in den Augen eines gefühlvollen Mannes, der daran denkt, daß mit dem Werth dieser Gegenstände, die das Auge weiden oder die Eitelkeit des Reichen und Grossen nähren sollen, den Bedürfnissen einer Million armer Bürger hinlänglich hätte können abgeholfen, und die Thränen hätten abgetrocknet werden können, welche Elend und verlassene Armuth auspressen. Die Politik muß nicht das Vergnügen, den Geschmack, die Einfälle einer kleinen Anzahl reicher und müssiger Leute ihre Rathschlüsse leiten lassen, sondern sie muß auf die Vortheile des grossen Haufens, auf das allgemeine Wohl und das, was recht, was den guten Sitten gemäß ist, Rücksicht nehmen. Ohne dies kann kein Staat lange glücklich seyn, noch sich seinen Nachbaren furchtbar machen.

§. 5.

Würkung des Luxus auf die Denkungsart einer Nation.

Sobald der Hang zum Luxus unter einer Nation eingeführt ist, so sind Habsucht und die Begierde, Reichthümer zu erwerben,

um sie wieder verschwenden zu können, epidemische Leidenschaften. Daher siehet man so viel eitlen Aufwand, kostbare Vergnügungen, fantastische Neigungen und veränderliche Moden in einem Lande, wo der Luxus seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, alle Augenblicke zum Vorschein kommen und wieder verschwinden. Es muß sich alles beständig ändern, seine Natur ablegen und sich verschlimmern, damit es Menschen oder vielmehr Kindern gefallen kann, die ieden Augenblick neue Spielwerke haben wollen, oder sich für unglücklich halten, wann sie die Spielwerke nicht haben, die sie in den Händen anderer sehen. Pracht in Kleidern und Meublen, Merkwürdigkeiten, denen die Seltenheit einen Werth beilegt, Gerichte, die ganz verstellt und der natürlichen Eigenschaften, welche die Begierden zu langsam befriedigen, beraubt worden sind, machen den ernsthaftesten Gegenstand der Beschäftigung bey einer Menge weibischer Männer aus, welche die Langeweile nöthigt ausser sich einen Zufluchtsort zu suchen, da sie ihn bey sich selbst nicht finden. Ueberall führt man Gebäude auf, deren grosser Umfang blos dazu dient, den Besitzer von seinem geringen Werth und von seiner Unwichtigkeit zu überzeugen und andere zum quälenden Neid oder zur verderblichen Nacheiferung zu reitzen. Grosse Lustwälder,

prächtige Gärten umgeben diese unnützen Denkmäler. Das Feld des Landmannes, das mit Mauren umschlossen wird, ist für den Staat verlohren. Die Natur, die man verachtet, muß immer der Kunst weichen, die ihr Vergnügen daran findet, sie zu besiegen. Die Berge werden in Ebenen und die Ebenen in Berge verwandelt. Das Wasser wird von seiner Stelle vertrieben und muß in die Lüfte steigen, um die Augen derer zu ergötzen, die gegen die Schönheiten der Natur unempfindlich sind und nichts liebenswürdig finden, wenn es nicht von der Natur abweicht.

Will man seinen veränderlichen Einfällen ein Genüge thun, so braucht man gewiß Reichthum. So groß nun dieser auch immer bey einer Nation seyn mag, so ist er doch gewiß nie hinreichend für dieienigen, die darnach streben. Allein, wie werden dieienigen ihre Pflichten erfüllen, die sie nicht einmal kennen, die ihren Geist nur mit Vergnügungen und Kleinigkeiten beschäftigen, die sich lächerlich machen würden, wenn sie ernsthafte Geschäfte mit Sorgfalt wahrnähmen? Was soll man für bürgerliche Tugenden bey Menschen suchen, die keinen Vortheil davon haben, daß sie dem Vaterlande dienen, welchen alles, ausser das Vergnügen, gleichgültig

ist, und alles, was nicht Vergnügen heißt, ein unerträglicher Zwang ist. Wie kann man Edelmuth, Selengrösse, Unerschrockenheit Menschen einflössen, die in Weichlichkeit herabgesunken, selbst entnervt sind und denen ihre Arbeiten, ihrer Meinung nach, nie hinlänglich bezahlt werden würden? In einem Lande, wo der Luxus herrscht, wird der Krieg ein schimpfliches Gewerbe. Gold wird der Maasstab der Achtung und des Glücks. Die Ehre ist nur ein Schatten. Man hält nichts für solide als Geld, nichts für reel als Reichthum, nichts für wünschenswerth als Vergnügen. Der verblendete Bürger berechnet und wiegt alles in seine Wagschale — Reich seyn ist das einzige wahre Gut — Hochachtung, guter Ruf, Ruhm und Rechtschaffenheit sind blos Grillen. Ueberdem schreiben die Reichen den übrigen auch bald Gesetze vor und werden am meisten geehrt. Alsdann sagt ein ieder zu sich selbst: „Was gehet mich das Schicksal „des Staats an, wenn ich nur glücklich bin. „Was kümmert mich die Meinung der Men„schen, wenn meine Tage nur frölich dahin „fliessen? Warum soll ich mir wegen des „Schicksals meiner Kinder Unruhe machen? „Ist denn der Mensch darum geschaffen, daß „er sich mit seinen Blicken in die Zukunft „verlieren soll? Man muß blos zu seinem

„Ver-

„Vergnügen leben. Laßt uns das Leben „nicht durch entfernten Kummer vergiften.„ Nachdem nun der Luxus alle Schaam in dem Menschen ausgelöscht hat, so macht er sie auch unempfindlich und grausam nnd zerreißt so gar die heiligsten Bande, von welchen ihre häusliche Glückseligkeit abhängt.

§. 6.

Der Luxus schadet der Bevölkerung.

Der Luxus vermindert die Bevölkerung. Er raubt den Feldern eine Menge Arbeiter, welche das weichliche Leben reicher Städte den beschwerlichen Feldarbeiten vorziehen. Die Städte, in welchen der Luxus herrscht, verschlingen die auserlesensten Unterthanen. Alle Leute, welche die Langeweile plagt, nehmen von allen Orten ihre Zuflucht dahin, weil sie Vergnügungen nöthig haben. Der reiche Güterbesitzer hat an dem ländlichen einförmigen Leben, an der unangenehmen Einsamkeit, an der lästigen Langeweile einen Ekel. Er fliehet daher fern von dem Erbtheil seiner Väter, und sucht in lebhaftern Gesellschaften neue Thätigkeit für seine träg gewordene Sele. Seine Reichthümer gehen mit ihm. Diese sollten eigentlich in den Händen derer zurückfliessen, von welchen

 sie

sie hergekommen sind, und unter den Landleuten circuliren. Aber sie werden angewendet, Schmarotzer, falsche Freunde, liederliche Weibspersonen zu bereichern, und bringen eine Menge Laster und Unordnungen hervor. Eingebildete und immer neue Bedürfnisse verhindern den Reichen oft, sein Geschlecht fortzupflanzen. Er weiß, daß eine unökonomische Frau seine Ausgaben vermehren, eine zahlreiche Familie seinen Neigungen einen Zwang anlegen würde. Der Name Vater ist ihm furchtbar. Sein alles besiegendes Geld verschaft ihm die Vergnügungen, welche die Natur mit der Fortpflanzung verbunden hat. Er widmet sich dem ehelosen Stande, und will nicht solchen Wesen das Daseyn geben, welche in der Folge seine Gemächlichkeit einschränken könnten.

Handel und Schiffarth, die stets geschäftig sind, aus entfernten Ländern die Waaren zu holen, welche die eingebildeten Bedürfnisse nöthig gemacht haben, ziehen den Verlust einer grossen Anzahl Bürger nach sich, die den Feldarbeiten entrissen werden, und den heftigen fremden Klimaten zum Opfer dienen müssen. Auf diese Weise werden unzählige Menschen auf die unwürdigste Art den willkührlichen Neigungen des Reichen

auf

aufgeopfert, der für seine eigenen Landesprodukte thörichter Weise einen Ekel hat.

Der Ackerbau, der der Sorgfalt dürftiger Landleute allein überlassen ist, kann nicht zu der Vollkommenheit gebracht werden, die er erreichen kann. Diejenigen, die durch ihren Reichthum den Eifer des Landmanns anfeuern könnten, durch Vorschuß ihn zu nützlichen Unternehmungen antreiben sollten, durch ihre Wohlthaten seinen niedergeschlagenen Muth aufrichten und ihm die Abgaben an den Staat tragen helfen würden, kennen das süsse Vergnügen nicht, den Fleiß des Dürftigen zu unterstützen. Diese Leichtsinnigen beschäftigen sich in geräuschvollen Städten mit eitlen Zeitverkürzungen und kennen das Elend des Landmannes nicht. Sie denken nur darauf, wie sie ihr Vermögen in einem prachtvollen Müssiggang verzehren wollen, und überlassen ihren Nachkommen nichts als schlecht angebauete und verschuldete Güter.

Der Handel selbst, dessen Misbrauch und Ueberschreitung der Gränzen den Luxus erzeugen, rächet sich wegen des Eigensinnes ausgearteter Kinder, deren Begierden er befriedigt. Die Menschen verachten die Indu-

strie ihres Vaterlandes und ihrer eigenen Manufakturen und schätzen die Dinge nur in dem Grade, als sie rar und schweer anzuschaffen sind. Das Geld, dieser Abgott aller in Ueppigkeit versunkenen Nationen, wird selbst dem Eigensinn, der Unbeständigkeit und der Phantasie aufgeopfert. Um diesen ein Genüge zu thun, schickt man es entfernten Nationen verschwenderisch zu, ohne Hofnung es wieder zu erhalten. Werden die Manufakturen aus Habsucht zu sehr vermehrt, so schaden sie dem Ackerbau. Kann der Landmann eine weniger beschwerliche Arbeit erhalten, so verläßt er seinen Feldbau — Und wenn die, in Ueppigkeit versunkenen Völkern natürliche, Unbeständigkeit einge Fabriquen unnütz macht, so bietet der Künstler andern Nationen seine Kräfte und Geschicklichkeit an. Hat er die Feldarbeit einmal verlassen, so kehret er nie wieder zu derselben zurück.

§. 7.

Der Luxus schadet dem Kriegswesen.

Wird man von einem Volk, das im Ueberfluß entnervt, durch den Luxus träge geworden, und dessen einzige Leidenschaft Gelddurst

durst ist, kriegerische Tugenden erwarten können? Der Soldat zwar, der vorher ein arbeitsames Leben geführt hat, wird tapfer streiten können. An ein mässiges Auskommen gewöhnt, hat er mit dem Luxus nichts zu schaffen. Höchstens siehet er dieienigen mit neidischen Augen an, die über ihn zu befehlen haben. Was können aber Stärke und Tapferkeit dem Soldaten helfen, wenn dieienigen, die ihn regieren sollen, nicht die Fähigkeit dazu haben. Der Muth wird schädlich, wenn Klugheit ihn nicht in Schranken hält, Erfahrung ihn nicht leitet. Werden Befehlshaber, die von ihrer Kindheit an weibisch geworden, von den eitlen Lustbarkeiten der Städte eingenommen, durch zu frühe Ausschweifungen entkräftet sind, die Kraft und die Munterkeit, welche die Beschwerden des Krieges erfodern, mit ins Feld und in ihr Zelt bringen? Haben sie wohl in dem Umgange mit Weibern eine mühsame Kunst lernen können, die eine lange Erfahrung voraussezt? Wird angebohrne Weichlichkeit und Schwächlichkeit die Strapatzen aushalten? Haben sie iene Stärke der Sele, welche Gefahren mit heiterer Stirne erwartet, iene Rettungsmittel, iene schnelle Entschlossenheit, wodurch unvermuthete Zufälle abgewendet werden können, in

ihrer Gewalt? Diejenigen, die sich dem Kriege widmen, haben nur einen Beweggrund dazu — die Liebe zum Vaterlande — das Verlangen geachtet zu werden — die Furcht für Schande, mit einem Wort — die Ehre. In einem Lande, wo der Luxus herrscht, hat Eitelkeit die Herrschaft über den Ruhm. In demselben besteht die Ehre in dem Besitz von Reichthümern. Diese tilgen die Schande aus, bringen ohne Mühe Achtung, Ansehen, Vergnügen und alle die Vortheile zu wege, welche in einer gut eingerichteten Gesellschaft nur die Verdienste, Geschicklichkeit und gestifteter Nutzen zu wege bringen können. Die Ehre treibt die Menschen an, ihr Leben aufzuopfern. Aber der Reichthum fesselt sie an das Leben und will, daß sie dasselbe geniessen. Der Luxus hat tausend Fesseln, wodurch er den Mensch kleinmüthig macht. Ein Staat ist verlohren, wenn Reichthum am meisten von demselben geschätzt wird, und das Geld allein für seine Bürger der Beweggrund zur Erfüllung ihrer Pflichten ist.

§. 8.

Der Luxus schwächt und verzärtelt die Sele.

In iedem Lande, wo der Luxus eingeführt

ist

ist, bedürfen die Menschen zu ihren Vergnügungen einer des andern Beistand, und Frauenzimmer werden der Gesellschaft nothwendiger. Will der Mann einem Geschlecht gefallen, das Schmeicheley liebt, so muß er der Stärke seines Geschlechts entsagen, sich nach ihren Schwachheiten richten, ihre Vergnügungen, Einfälle und Gedanken auch zu den seinigen machen. Nach und nach verlieren der Staatsmann, der Gelehrte, der Krieger die Fertigkeit, zu denken und mit Stärke zu handeln. Die stärksten Leidenschaften werden im Zwange gehalten und erschlaffen. Sie nehmen den Ton iener gefährlichen Syrenen an. Die Liebe verwandelt sich in niederträchtige Galanterie — Die Eifersucht wird geschwächt — alles wird Gefälligkeit, Politesse und Nachsicht — Die Furcht, delikate Geschöpfe zurück zu schrecken, giebt allen, die sich denselben nähern, einen gewissen Anstrich von Weichlichkeit. Je mehr der Luxus überhand nimmt, ie mehr Herrschaft erhalten die Frauens, und geben endlich allen Neigungen ihre Richtung. Immer mit Männern in Gesellschaft, werden ihre Sitten schlecht und ihre eigene Schwachheit setzet sie Fehltritten aus. So erhält eine Nation unvermerkt eine Menge galanter Frauen, die den Ton angeben, und

 lie-

liebenswürdiger, angenehmer Männer, die sich bemühen ihnen zu gefallen.

§. 9.

Der Luxus erstickt die guten Sitten.

Vergebens würde man bey einer vom Luxus hingerissenen Nation gute Sitten und Tugenden suchen — Vergebens von einem Haufen habsüchtiger Menschen, die nie genug für sich haben, Billigkeit, Wohlthätigkeit und Mitleiden erwarten. Ein ieder fühlt so zahlreiche Bedürfnisse, daß er ohne ein, ihm selbst empfindliches, Opfer seinen Verwandten oder Freunden im Unglück nicht beistehen könnte. Der Luxus trennet also den Menschen vom Menschen, erstickt die Wohlthätigkeit, die er gegen andere beweisen *sollte*, unterbricht die Erweisungen gegenseitiger Wohlthaten und Unterstützungen, die in dem gesellschaftlichen Leben so nothwendig sind. Mitleiden ist keine Empfindung des hartherzigen Reichen. Das Geschrey des Unglücklichen wird im Schoos des Ueberflusses und im Taumel der Vergnügungen nicht gehört. Der reichste Mensch hält seine Schätze kaum für hinlänglich, seine eigene Langeweile zu zerstreuen. Was er andern mittheilet,

siehet

siehet er so an, als ob er es seinem eignen Vergnügen abgebrochen hätte. Ein verschwenderischer, die Zerstreuung liebender Vater wird die Erziehung seiner Kinder vernachlässigen. Wenn er sich von dem zartesten Alter an mit ihnen beschäftigt, so wird er sie blos die Kunst lehren, dem Frauenzimmer zu gefallen, und nach seinem Beispiel alles Vergnügen eiligst zu geniessen. Haben sie in der Folge nicht so viel Stärke, gewohnten Neigungen zu entsagen, so wird sie der Tod dieses unbedachtsamen Vaters oft in eine Armuth stürzen, die sie nicht zu ertragen gelernt haben. Heurathen und Verbindungen, die der Eigennuz allein schließt, vereinigen Ehegatten, welche gleich eigensinnig und unvernünftig sind. Um sich den Kummer wegen einer so übel geschlossenen Ehe zu erleichtern, sind beide gezwungen ihren Aufwand zu verdoppeln, und auswärts Vergnügungen zu suchen, die sie in ihren eigenen Häusern nicht finden. So wird dann die Gesellschaft mit Unordnungen überschwemmt, man siehet in derselben, Frechheit, Schande und Ehebruch mit aufgehabenen Haupte einhergehen und weder öffentlichen Tadel noch die Gesetze scheuen. Werden wohl die Grossen, die noch mehr verdorben sind als die übrigen, dieser allgemeinen

Ver-

Verdorbenheit Einhalt thun? Sie werden sie vielmehr durch ihr Beispiel rechtfertigen, aufmuntern und belohnen.

Wie wird es bey solchen Beispielen mit den Sitten der Bürger werden? Werden lasterhafte Eltern tugendhafte Kinder haben? Es sind keine Bande des Bluts, keine Freundschaft, keine menschliche Empfindungen mehr für Menschen vorhanden, deren Natur durch die Liebe zum Vergnügen ganz entartet ist und welchen die Furcht für Langeweile und die künstlichen Bedürfnisse niemals Ueberfluß verstatten. Bey einer Nation, die dem Luxus zur Beute geworden ist, scheinen alle Tugenden seltsam und am unrechten Ort zu seyn. Die Redlichkeit ist Betrügerey, Enthusiasmus für Ruhm ist Thorheit, Mässigkeit eine Schwachheit, die Liebe zur Freiheit eine Chimäre. Sorgfalt und Treue in Erfüllung seiner Pflichten sind Zeichen der Dummheit. Der Luxus hat zum Vortheil des Reichthums und des Leichtsinns gegen alles Nachsicht. Das Laster scheint ihm liebenswürdig, so bald es angenehm unterhält. Um des Vergnügens willen gehet er selbst mit dem Verbrechen sehr gnädig um.

Der Luxus, der sich auf eine unordentliche Begierde nach Reichthum gründet, breitet sich

sich von einem Hause zum andern aus, und verdirbt zuletzt alle Stände der Gesellschaft. Ueberall erstickt er die Achtung für Redlichkeit — überall erzeugt er Betrug und Falschheit — überall erhebt er das Gold bis auf die Altäre der Ehre. Schulden zu haben wird ein Zeichen der Grösse. Seine Gläubiger betrügen, andern ihr Geld abschwatzen, borgen und nicht wieder geben, arbeitsame Bürger in Armuth bringen, und auf ihre Unkosten groß thun — das sind die schändlichen Handlungen, welche die so genannte gute Lebensart einführt und die bey Nationen gar nicht entehrend sind, von welchen der Luxus alle Schaam verbannet hat.

§. 10.

Vom Einfluß des Luxus auf Wissenschaften und Künste.

Die Künste und Wissenschaften empfinden so wie alles übrige, den giftigen Einfluß, den der Luxus auf alles hat, was sich ihm nähert. Der Gelehrte kennet den uneigennützigen Enthusiasmus nicht mehr, der das Genie charakterisirt — Er lernt rechnen, sucht sich zu bereichern und verachtet das mühsame Studiren. Zufrieden mit dem Schein

Schein der Gelehrsamkeit verläßt er seine Studierstube und besucht eitle Gesellschaften, die sein Genie mehr ersticken als demselben Nahrung geben können. Die Vertheidiger des Luxus scheinen besonders dadurch eingenommen zu seyn, daß er den Fortgang der Künste befördert. Man kann auch freilich nicht leugnen, daß er unter verschiedenen Künstlern, welche der Reitz des Geldes antreibt, sich einander zu übertreffen, eine sehr sichtbare Nacheiferung hervorbringt. Allein eine Nation kann eine Menge berühmter Mahler, Bildhauer und Fabrikanten besitzen und doch nicht glücklich seyn. Die Eitelkeit eines reichen Liebhabers der Künste kann sie in grosse Würksamkeit setzen, ohne daß das gemeine Wesen Vortheile davon hat. Auf der andern Seite unterdrückt der Luxus den Geschmack an der schönen Natur. Ihm zu gefallen weichen die Künste und Wissenschaften von der Wahrheit, Simplicität und Energie ab. Sie besorgen, die kleinmüthigen Selen zu erschrecken, richten sich daher nach ihren wunderlichen Einfällen, verschlimmern sich, um dem Ton der Gesellschaft zu entsprechen. Die Begierde reich zu werden und zu gefallen haben die Würkung, daß der Gelehrte seine Werke aller männlichen Schönheiten beraubt. Er opfert sie

ohne

ohne Schaam dem schlechten Geschmack und der herrschenden Thorheit auf. Nützliche und ernsthafte Kenntnisse werden überall von den schönen Künsten verdrängt, und diese müssen freilich in einem eitlen Lande, wo man sich nur vergnügen will, den Vorzug erhalten.

§. 11.

Der Luxus hat oft die mächtigsten Staaten in Verfall gebracht.

Wir dürfen uns nicht wundern, wenn wir in der Geschichte bemerken, daß die blühendesten Nationen nach und nach in Verfall gekommen sind. Es ist fast keine Rettung für Kranke, welche ihre Uebel lieben. Nur Quacksalber können durch prahlerische Mittel veraltete Geschwüre heilen, welche blos auf eine gewaltsame Art vertrieben werden können. Die unbedeutendesten Operationen setzen die Menschen schon in Unruhe und machen sie zittern, da sie bey ihrer Verzärtelung durch den geringsten Schmerz ganz ausser sich gebracht werden können. Sie kommen daher um, und ihr Untergang kann eine Belehrung für ganze Völker seyn. Eifrige Liebe zum Reichthum nimmt sie nach

und nach ein. Laster, Verdorbenheit und Eitelkeit ersticken gewönlich in ihnen die Empfindung ihrer Uebel. Sparta, das stolze Sparta selbst, hatte lange Zeit den Waffen der Perser widerstanden und erlag doch endlich unter seinem Golde. Agis mußte die Verbesserung, die er einführen wollte, mit seinem Tode büssen. Der Luxus hatte alle Keime der, vom strengen Lycurgus so sehr empfohlnen, Tugenden erstickt. Rom, die Beherrscherin aller Völker, sinkt unter der Last ihrer Reichthümer und verliert ihren Luxus erst mit der Herrschaft über die Welt.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Von der Verehrung des Alterthums.

§. 1.

Von der Achtung der Völker gegen alte Gebräuche.

Das Alterthum gab den Meinungen der Menschen immer ein gewisses Gewicht und Beständigkeit. Anordnungen, Gebräuche Gewohn-

Gewohnheiten, Lehrgebäude, die lange Zeit üblich gewesen sind, scheinen ihnen unverletzlich und heilig zu seyn. Alles, was sich von undenklichen Zeiten herschreibt, scheint ihnen Achtung zu verdienen. Alles Alte verehren sie eben so sehr als das Alter, welches sie für reich an Einsichten und Erfahrungen halten. Sie überreden sich, daß ihre Väter, die offenbar unwissend und wild waren, klüger gewesen sind, als sie. Sie nehmen an, daß ihre Vorgänger die Dinge sehr reiflich überlegt haben, daß ihre Anordnungen das Gepräge der Weisheit und Wahrheit haben — kurz, sie bilden sich ein, das, was ihre Vorfahren für gut gehalten haben, könne ohne Unrecht und ohne Gefahr weder verändert noch aufgehoben werden. Die Menschen sehen sich als beständige Kinder an. Sie unterwerfen sich blindlings den Entscheidungen derer, welche älter sind als sie. Wie würde es wohl mit uns stehen, wenn unsere Vorfahren für die ihrigen und diese wieder für die ihrigen die blinde Verehrung gehabt hätten, die man von uns für alte Vorurtheile fodert? Der Mensch würde noch wild seyn, ganz nackend in den Wäldern herum irren, Eicheln essen, und sich mit rohen Speisen nähren.

§. 2.

Von dem Vorurtheil der Geburt.

Ohne allen Zweifel hat man der unvernünftigen Achtung, welche die Menschen für das Alterthum haben, iene Vorurtheile zu danken, die in so vielen Ländern mit der Geburt einen hohen Begriff verbinden. Diese Meinung ist die Ursach, daß, wenn man den Werth eines Menschen bestimmen will, man nie fragt, was er ist, oder was er für Tugenden und Geschicklichkeiten besitzt, sondern man läßt es bey der Frage bewenden, wie seine Eltern oder Vorfahren geheissen haben. Dieser Gedanke, von dem man sich oft hintergehen läßt, selbst dann noch, wenn man das Lächerliche desselben einsieht, macht, daß das unbekannte Verdienst vergessen wird. Geschicklichkeiten werden oft zurückgesetzt, wann sie keinen berühmten Namen oder Titel aufzuweisen haben. Der Mangel eines berühmten Herkommens ist ein Fehler, der alle Tugenden verdunkelt. Ein Mensch, den die Natur mit dem grössesten Genie, mit den seltensten Kenntnissen, mit den besten Anlagen begab hat, kann sich nicht Rechnung machen, einen eben so hohen Posten zu bekleiden als ein Ignorant,

rant, auf den seine Vorfahren noch einen gewissen Glanz zurückwerfen, und der durch sich selbst keinen Werth hat. Ja! der grosse Mann kann sich nicht aus dem Staube erheben, als wenn er wie ein Sklave zu den Füssen der stolzen Unwissenheit kriecht. Wenn ein glücklicher Zufall einen Unbekannten, der einem hohen Posten mit Ehren vorstehen kann, darauf erhebt, so zürnet man allgemein darüber. Von ienem schimpflichen Vorurtheil, das uns selbst erniedrigt, eingenommen, findet man es sehr befremdend, daß zum Nachtheil des Adels, der zu stolz ist etwas zu lernen, die Wahl auf einen Sterblichen gefallen sey, dem seine Geburt alle Ansprüche zu benehmen schien, seinem Vaterlande zu dienen.

Bey den meisten europäischen Nationen wird ein Mann nur nach seiner Familie geschäzt. Die Geburt giebt allein ein Recht, auf alles Ansprüche zu machen. Die wahren oder scheinbaren Dienste der Väter vertreten bey den Nachkommen die Stelle des Verdienstes und der wahren Tugenden. Hieraus folgt, daß sich die aus einem in Achtung stehenden Geschlecht herstammenden zum Voraus Ehrenstellen und Belohnungen versichern können, und sich daher

keine Mühe geben, sich die zum Wohl der Gesellschaft nöthigen Eigenschaften zu erwerben. Ihre Herkunft verschaft ihnen Ehre, Achtung, Ansehen und Wohlwollen und macht sie zu Schiedsrichtern des Schicksals vieler Menschen. Vornehme Geburt allein hat das Vorrecht, sich den Fürsten zu nähern, ihnen Rathschläge zu geben, das Schicksal ganzer Länder zu bestimmen, Armeen zu kommandiren, die Bürger zu richten. Der Vornehmen Geburth allein werden Vorrechte, Achtungsbezeugungen, Ehrenstellen und Reichthümer zugestanden, die zum Besten des Vaterlandes nur solchen zugestanden werden sollten, deren treue Dienste dasselbe schon erfahren hat. Kurz die Nationen scheinen nur zur Arbeit bestimmt zu seyn, damit die Menschen, die seit Jahrhunderten fast nichts als die vermeinten Verdienste ihrer ersten Vorfahren aufzuweisen haben, in den Stand setzen können, in Ueberfluß und Ueppigkeit zu leben.

§. 3.

§. 3.

Vom Vorurtheil für den Militairstand.

Das Vorurtheil, welches bey neuern gesitteten und mildern Nationen, dem Militairstande noch so grosse Vorzüge zuschreibt, ist ein neuer Beweis von der unbedachtsamen Achtung fürs Alterthum. Es ist ein Ueberrest der alten Barbarey, welche Gewaltthätigkeit, Raub und Todschlag als lobenswürdige Handlungen, und dieienigen, die sie ausübten, als berühmte Männer ansahe. Wollen wir die Quelle einer Menge falscher Meinungen und wunderlicher Gebräuche aufsuchen, woran viele Völker noch itzt fest halten, so werden wir zu den Gebräuchen und Meinungen der Scythen, Celten, Gallier, Germanier, Sarmathen, Vandalen, Gothen u. s. w. zurückgehen müssen — kurz zu den Wilden, deren sonderbare Vorstellungen die Grossen sowohl als das Volk gewissenhaft beibehalten haben.

Woher kommen iene Wapen, die so wunderliche Zierrathen haben, worauf der Adel unter uns so eifersüchtig und so stolz ist?

ist? Man erblickt in denselben Thiere und Figuren, welche sich die ganz nackenden Wilden ehemals auf der Haut mahlten, um sich furchtbarer zu machen. Nachdem sie sich kleiden gelernt hatten, wurden dieselben in ihren Schilden eingegraben, und diese wurden mit den Häuten der Thiere, welche sie auf der Jagd erlegt hatten, umwunden. Dies ist der wahre Ursprung der Kunst, die unter dem Namen der Heraldik bekannt ist, und worauf die berühmte Wissenschaft der Genealogie beruhet, die erfunden ist, die Eitelkeit einiger neugieriger Menschen zu befriedigen, welche die Welt gern überführen wollten, daß sie in gerader Linie von einem alten herumschwärmenden und glücklichen Wilden abstammten. Jene Ordenskette und Bänder, deren sich die grossen Herrn bedienten, ihre Hofleute zu belohnen, waren schon in dem grauesten Alterthum bey eben diesen Völkern Unterscheidungszeichen. Es ist bekannt, daß der Römer Manlius den Zunamen Torquatus bekam, weil er einem von ihm überwundenen Gallier sein Ordensband weggenommen hatte.

§. 4.

Vom Vorurtheil der Ehre.

Hat nicht noch das heutige Europa seine grausamen und falschen Begriffe von der Ehre und seine Zweikämpfe oder Duelle den alten Celten und ienen wilden und furchtsamen Strassenräubern zu danken? iene Begriffe, nach welchen Bürger glauben, ihre Ehre hange davon ab, daß sie um der geringsten Beleidigung willen ihr eigenes, oder das Blut ihrer Mitbürger vergiessen. Ein so tief eingewurzeltes Vorurtheil, daß es nicht blos der Menschlichkeit Troz biethet, sondern sogar der Religion und den Gesetzen noch immer widerstehet. Von diesem schrecklichen Vorurtheil geleitet, zeigen sich die Bewohner gesitteter Gegenden, die eben so wild sind als die Celten, ihre Väter, sogar mitten in Städten selbst im Schoos des Friedens, mit einem Schwerdt bewafnet, welches ein Zeichen ist, daß sie immer geneigt sind, ihre Nebenmenschen aufzureiben und sich selbst zu rächen.

 §. 5.

§. 5.

Die Quelle der Abneigung des Adels gegen Künste und Wissenschaften.

Der stolzen Barbarey des celtischen Adels hat der heutige Adel noch die Abneigung zuzuschreiben, welche er gegen Künste und Wissenschaften äussert. Unsere Grossen machen sich so wie ihre wilden Vorfahren eine Ehre daraus, fast nichts zu wissen, und schätzen nichts, als die Kunst hoch, zu rauben, zu verwüsten und zu tödten. Der geringste und einfältigste Soldat glaubt, er sey mehr als die höchste obrigkeitliche Person, mehr als das erhabenste Genie, mehr als der nützlichste und arbeitsamste Bürger, da hingegen in den Augen der Vernunft der verachtetste Künstler oft den Vorzug vor vielen von berühmter Abkunft und vor vielen Grossen verdient, die sich von Geschlecht zu Geschlecht durch nichts als rauben, Laster und gestiftetes Elend hervorgethan haben. Sie befolgen genau eben die Grundsätze, welche in den Horden ihrer Voreltern herrschten, deren einziges Element der Krieg war. Der Adel siehet auch den Krieg als einen

einen zwangvollen Zustand an. Der Friede versenkt sie in einen schimpflichen Müssiggang, weil ihn ein lächerliches Vorurtheil überredet, man müsse morden oder nichts thun, und es sey erniedrigend für ihn, sich nützlichen Beschäftigungen zu überlassen. Daher sehen wir in Europa viel tausend Soldaten zur Zeit des Friedens die Hände in den Schoos legen, da sie doch im Gegentheil durch Arbeiten zum allgemeinen Besten ihr Vaterland einigermassen für das Unglück schadlos halten könnten, das es auch durch den glücklichsten Krieg erfährt. Wann die Befehlshaber, welche diese Truppen kommandiren, sich dadurch für beschimpft halten, daß sie dieselben zum Besten des Staats, der sie unterhält, arbeiten lassen, so kann man ihnen sagen, daß die Römer, die fast den ganzen Erdboden eroberten, sich im Frieden nicht schämten, ihre siegvollen Hände zu gebrauchen, um Wasserleitungen, Wege, Kanäle anzulegen, und überhaupt nützliche Dinge zu veranstalten, deren Trümmern sogar für die itzigen entnervten und eitlen Kunstliebhaber noch verführerisch sind.

So stark nun auch diese Gedanken sind, so nimmt man doch noch immer zu seinen entferntesten Vorfahren, d. h. zu Menschen, die weder Wissenschaft noch Vernunft hatten, seine Zuflucht, wenn es auf Sitten, Gesetze und das Schicksal der Völker ankommt. Man behauptet, man müsse zu den ersten Quellen zurückgehen, und man sieht nicht ein, daß dies so viel heißt, als zu den Zeiten der Finsterniß, der Dummheit, der Unruhe und der Wildheit zurückkehren. Sich so blindlings ohne Prüfung auf das Alterthum berufen --- heißt das nicht in der That, sich den abgeschmackten Entscheidungen eines rohen und unwissenden Pöbels überlassen, der ohne Einsicht und Erfahrung in voller Verwirrung Reiche gründete, deren Verfassungen und Bedürfnisse sich seitdem geändert, die sich mehr aufgeklärt haben und viel schneller zur Vollkommenheit kommen würden, wenn sie nicht noch immer die Fußtapfen der alten Barbarey beträten. Die Franken, Gothen, Westgothen beherrschen uns noch gebieterisch. Ihre Gesetze, Sitten, angebohrnen Vorurtheile, ihre dumme Unwissenheit sind

noch

noch die Götzen Europa's. Sie bestimmen das Schicksal der Staaten, die seitdem gesitteter geworden, in welchen Künste, Betriebsamkeit, Handel, Fabriquen, Wissenschaften und solche Einrichtungen eingeführt worden sind, die ienen wilden Eroberern unbekannt waren.

§. 6.

Schluß dieses Kapitels.

Laßt uns alles, was uns das Alterthum mit dem geheiligten und unverbrüchlichen Stempel der Vernunft, der Wahrheit und der Religion darstellet, verehren, und mit Enthusiasmus annehmen. Alles übrige verdient, abgeschaft und verachtet zu werden. Laßt uns die Gewohnheiten und die Tugenden, welche die Weisheit anräth, deren Nutzen die Erfahrung bewiesen hat, in der Regierungsform beibehalten, in der uns der Himmel hat gebohren werden lassen. Durch Vernunft und Wahrheit, welche

welche dem Menschen immer seinen wahren Vortheil zeigen werden, geleitet, welche er nicht von seinen Pflichten, von welchen er Gott, dem Fürsten, dem Vaterlande und seiner Familie Rechenschaft geben muß. Er lebe mit seinen Mitbürgern, von welchen er in seinen Bedürfnissen abhängt, in genauer Verbindung. Er befördere das Beste einer Gesellschaft, die zu seinem Wohl nothwendig ist. Er vertheidige ein Vaterland, welches ihm in allen Betracht theuer und lieb werden muß. Er halte die Gesetze, welche das Pfand seiner Sicherheit und die Werkzeuge der Gerechtigkeit sind. Er sey mit ganzer Sele der rechtmässigen Gewalt unterthan, welche der Himmel über ihn gesetzt hat. Die Vernunft des jungen Bürgers müsse durch eine ernsthafte und wohl eingerichtete Erziehung sorgfältig ausgebildet werden. Die Gesetze und die Regierung des Landes müssen ihm die Ausübung der Tugenden, welche die Erziehung ihn gelehrt hat, nothwendig machen. Eine reine, einfache, uneigennützige Sittenlehre mache ihn tu-

gendhaft

gendhaft aus Grundsätzen, zum Bürger, der um seines eigenen Vortheils willen und aus Liebe zu sich selbst gut ist, zu einem Unterthan, der um seines eigenen Glücks willen treu und gehorsam ist, und zu einem solchen, der allen andern zum Exempel und Muster dienen kann.

Die Väter müssen nicht in Zerstreuungen und Ausschweifungen leben. Sie müssen ihre Kinder die schrecklichen Folgen der Wollust lehren, sie zu dem Wollüstling führen, der auf seinem Lager vertrocknet, ihnen den Unmässigen zeigen, wie er zum Thier herabgesunken, verachtet und der Gesundheit beraubt ist. Sie müssen ihre Töchter mit der Schande bekannt machen, welche die Augen nicht aufzuheben wagt, den Gesellschafterinnen ihres Lebens ein rührendes Beispiel der Treue geben, und diese müssen als geschäftige und sorgfältige Mütter ihren Töchtern ein Muster eines ordentlichen und arbeitsamen Lebens seyn. In den Familien müsse sich alles vereinigen,

Fröm-

Frömmigkeit, Sittsamkeit und Tugend ehrwürdig zu machen --- und dann wird man alsbald die glückliche Veränderung in den Sitten, welche Vaterland und Religion gleich stark wünschen, hervorbrechen und befestigt sehen.

Ende des zweeten Theils.

Im ersten Theil ist zu lesen:

Vorbericht. S. 11. L. 15. hat einen viel bessern Rath für ihn. S. 12. L. 22. seyn — L. 24. Naturreiche S. 17. L. 6. Götzenbild, das S. 22. L. 15. Ferney S. 21. L. 14. geradem S. 42. L. 15. zeige.

Fragmente. S. 7. L. 24. Gottesleugner S. 28. L. 2. darauf S. 37. L. 12. Gefahr. S. 46. und auf einigen folgenden Blättern: Etavigni. S. 103. L. 24. Urhebers S. 104. L. 2. herabsetzen S. 105. L. 21. Weichlichkeit S. 117. L. 14. furchtbar S. 120. L. 16. Galiläus S. 123. L. 10. Irrwegen S. 129. L. 18. Religionssachen S. 132. L. 27. ihrem S. 139. L. 15. befremdend L. 16. bekümmern. S. 140. L. 19. theilen. S. 141. L. 3. eben sowohl als S. 150. L. 27. Einsichten, die glänzendesten S. 153. L. 7. dem S. 156. unten: das der S. 168. L. 24. Bösen, das S. 170. L. 1. sich seine S. 173. L. 4. übel S. 175. L. 12. den S. 192. L. 17. und er bey S. 196. L. 24. deren S. 201. L. 13. Erfahrung S. 203. L. 11. fortzuhelfen S. 217. unten: Volk, das S. 226. L. 18. Kammtschadalen S. 243. L. 5. regieren S. 259. L. 14. Herzhaftigkeit S. 284. L. 9. ungeheure.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Brunn, Leopold Ludwig Wilhelm

Widersprechende Fragmente neuerer Philosophen aus ihren Schriften

Bd.: 2

Wittenberg [u.a.] (1779)

Ph.u. 187-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10045784-3
VD18 80125948-001